

Helmut Herman Bechtel - Zoltán Szendi Tradition und Modernität in der ungarndeutschen Literatur

VORWORT

Wir wissen nicht, inwiefern dieses Lesebuch für Sie, liebe Leserinnen und Leser, Neues anbieten kann, was Sie dazu inspiriert, die hier ausgewählten Werke – Gedichte und Erzählungen – zu lesen und über sie nachzudenken. Für uns war es – und ist es auch noch – ein Experiment, mit dem wir versuchen, Ihnen die ungarndeutsche Literatur näher zu bringen. Selbst unter vielen Angehörigen der ungarndeutschen Minderheit sind die Texte wenig bekannt, weshalb wir mit unserem digitalen Lehrwerk einen neuen Zugang zu diesen vielen wertvollen Texten ermöglichen möchten – in der Überzeugung jedoch, dass diese Sammlung nicht nur die engeren Schüler- und Lehrerkreise der Nationalitätenschulen anspricht, sondern alle an Literatur Interessierten. Denn das Wesen jedes ästhetisch wertvollen Werkes ist die Mehrschichtigkeit, zu deren Hauptmerkmal es gehört, dass das Werk – unabhängig von dessen Thematik – seine Botschaft(en) uns allen vermitteln kann. So bleibt z. B. die Identitätsproblematik, die das Hauptthema der ungarndeutschen Literatur darstellt, wohl nicht nur ihr und überhaupt den Minderheiten vorbehalten, weil sie zugleich solche allgemeinemenschlichen Fragen enthält, die uns alle betreffen.

Das Buch besteht aus drei Hauptteilen: Nach einer kurzen Einführung in die ungarndeutsche Literatur folgen zwei große Einheiten, die ähnlich strukturiert sind. Der Unterschied besteht darin, dass die Werke im Kapitel „Text und Deutung“ zusätzlich mit einer Interpretation sowie mit Fragen bzw. Übungen ergänzt sind. Die Textdeutungen sind – je nach ihrer Ausführlichkeit – unterschiedlich betitelt. Während die Analysen auch Detailfragen behandeln, beschränken sich die Interpretationen und vor allem die Interpretationsansätze auf die (vermuteten) Hauptaspekte der Werke. Dennoch haben nicht einmal die längeren Textdeutungen den Anspruch, irgendeine normative Erklärung abzugeben. Sie sind viel mehr als Vorschläge und mögliche Ansatzpunkte zum Nachdenken zu betrachten. Unter der Überschrift „Hilfe“ finden Sie zudem einige nützliche Hinweise für die technische Handhabung des Buches.

Die digitale Form dieses Lehrwerkes ermöglicht uns auch zukünftig die Interpretationen zu ergänzen. Desgleichen können wir die Textsammlung auf beliebige Weise erweitern. Dank der modernen Technik muss die Kommunikation nicht mehr einseitig bleiben. Somit möchten wir hiermit nicht nur alle Kolleginnen und Kollegen, sondern auch die Schülerinnen und Schüler dazu ermutigen, uns ihre

Meinungen und Vorschläge mitzuteilen. Die größte Anerkennung unserer Arbeit ist schließlich das aufmerksame (und auch kritische) Lesen.

Zuletzt möchten wir allen, die die Entstehung dieses Buches ermöglicht haben, unseren herzlichen Dank aussprechen: Frau Ibolya Englender-Hock, der Leiterin des Valeria Koch Schulzentrums, Fünfkirchen/Pécs und Herrn Dr. Gábor Frank, dem Direktor des Ungarndeutschen Pädagogischen Instituts, Fünfkirchen / Pécs für die fachliche und finanzielle Förderung, Herrn Johann Schuth, dem Vorsitzenden des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler für die Bereitstellung der hier ausgewählten Texte, Frau Prof. Dr. Katalin Wild für die Übersicht des einführenden Kapitels, Frau Samira Bauerfeind sowie Frau Susanne Ufer für die sorgfältige Lektorierung und Herrn Zoltán Mayer für die technische Gestaltung des gesamten Lehrwerkes.

Pécs, 30. Juni 2014

Die Verfasser

DIE UNGARNDEUTSCHE LITERATUR

Die ungarndeutsche Literatur

Die deutschsprachige Literatur im Karpatenbecken blickt auf eine mehrere Hundert Jahre alte Tradition zurück. Das deutsche Schrifttum in Ungarn begann schon im Mittelalter mit der Entstehung der ersten deutschsprachigen Handschriften. Diese waren auf der einen Seite religiöse Texte, die mit dem christlichen Glauben und mit den kirchlichen Sitten in unmittelbarer Verbindung standen. Auf der anderen Seite entstanden in den Städten mit deutschem Bürgertum Texte, die das Zusammenleben der Bürger geregelt haben, so z.B. Regelungen der [Zünfte](#), Stadtrechte etc. Aus dem späten Mittelalter sind aus den Kreisen der deutschen Bevölkerung des Landes sogar Volksdichtungen, [Heldengedichte](#), [Liebesgedichte](#), Dialoge und Erzählungen bis heute erhalten geblieben. Ein Teil dieser Texte wurde aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet übernommen, originelle Werke sind aber auch schon im ungarischen Königreich entstanden. Der mittelalterlichen kulturellen Literaturauffassung gemäß sind heute nur wenige Verfasser dieser Schriften bekannt. Die meisten Autoren stammen womöglich aus dem Kreise der Geistlichen, der gelehrten Bürger und der deutschsprachigen Adligen. Im späten Mittelalter gab es unter ihnen sogar eingewanderte Wissenschaftler und Dichter, die am königlichen Hof oder bei einer adeligen Familie tätig waren.

In der Zeit des [Humanismus](#) und der [Reformation](#) spielte das deutsche Bürgertum des Landes eine wichtige Vermittlerrolle zwischen den westlichen Ländern von Europa und Ungarn. Mit Hilfe der Kontakte zu deutschsprachigen Städten und Universitäten verbreiteten sich die Thesen der Reformation in wenigen Jahrzehnten

in ganz Ungarn. Das deutsche Bürgertum spielte im kulturellen Leben eine immer aktivere Rolle, die türkischen Eroberungen und der Zerfall des mittelalterlichen Königreichs bedeuteten aber das Ende dieser kulturellen Entfaltung. Wichtige deutschsprachige Städte sind in die Hände der Türken gefallen, die bedeutendste zusammenhängende deutsche **Sprachinsel** des Landes in Süd-Siebenbürgen war infolge der Türkenkriege und der religiösen Streitigkeiten an die Peripherie der westlichen Kultur gestoßen. Trotz dessen waren die evangelischen Siebenbürger-Sachsen fähig durch die nächsten Jahrhunderte die Kontinuität des deutschsprachigen Schrifttums im Karpatenbecken zu sichern.

Die neuzeitlichen **Schwabenzüge** nach der Türkenherrschaft im 18. Jahrhundert führten zu einer Erneuerung des deutschsprachigen Schrifttums in Ungarn. Die Einströmung mehrerer zehntausend **Siedler** brachte erneut eine Entfaltung der deutschsprachigen schriftlichen Kommunikation und Traditionsbewahrung. Der Beginn der bürgerlichen Entwicklung in Ungarn am Anfang des 19. Jahrhunderts führte zu einer schnellen Entwicklung des deutschsprachigen Schrifttums und zur Entstehung einer literarischen und kulturellen Blütezeit. Die deutschsprachige Schauspielkunst konnte in mehreren Städten des Landes (z.B. Ofen und Fünfkirchen) Fuß fassen. Diese Zeit war von einer breiten Palette an deutschsprachigen Kalendern, Zeitschriften und **Almanachen** geprägt. Zahlreiche Druckereien und Verlagshäuser befanden sich im Besitz deutscher Familien und Deutsch fungierte als eine wichtige Vermittlersprache im Handel zwischen den Nationalitäten des Landes bzw. in den ausländischen Beziehungen. Einige deutschstämmige Literaten (z.B. **Nikolaus Lenau**, **Karl Beck** oder **Adam Müller-Gutenbrunn**) haben sogar in der deutschen Literatur eine bedeutende literarische Karriere gemacht. Andere bedeutende ungarndeutsche Schriftsteller dieser Zeit waren: **Alois Mednyánszky**, **Gráf János Mailáth**, **Karl Hugo**, **Karl Maria Benkert**, **Johann Ladislaus Pirker**, **Moritz Kolbenhayer**, **Jakob Glatz**, **Aurel Hensch** und Friedrich Scholz.

Die politischen Ereignisse in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts haben auf die deutschsprachige Kultur des Landes negative Folgen gehabt. Infolge des Friedensvertrags von Trianon ging die deutschsprachige Bevölkerung des Landes auf eine halbe Million zurück. Dieser Bevölkerungsteil in den inneren Gebieten der früheren Monarchie (im Ungarischen das Mittelgebirge, in der Schwäbischen die Türkei sowie in West-Ungarn) war daneben ohne Intelligenzschicht und höhere Schulen dem immer intensiveren Assimilationsdrang ausgeliefert. Die anderen deutschen Siedlungsgebiete des Karpatenbeckens gerieten unter die Herrschaft der kleinen Nachbarstaaten, die ebenfalls die Homogenisierung ihres Landes anstrebten. Die einzelnen deutschen Minderheiten der Region verloren infolge dessen die engen Kontakte zueinander und mussten die Rahmen ihrer kulturellen Emanzipation unter verschiedenen Verhältnissen erweitern. In Ungarn wurde diese kulturelle Bewegung um die Gleichberechtigung der deutschen Bevölkerung von dem Wissenschaftler und Politiker Jakob Bleyer geleitet. Die bedeutendsten deutschen Schriftsteller dieser Zeit waren **Mathes Nitsch**, **Johann Faul**, **Ella Triebnigg-Pirkhert**, **Johann Eugen Probst**, **Karl von Möller**, **Otto Alscher**, **Friedrich Lam** und **Wilhelm Knabel**.

Die deutschsprachige Schriftlichkeit erlitt in Ungarn infolge der historischen Ereignisse (wie die Vertreibung, die Zwangsarbeit oder der Untergang der

bürgerlichen Gesellschaft) in der Mitte des 20. Jahrhunderts einen beinahe vernichtenden kulturellen Bruch. Die geschlossenen deutschen Siedlungen lösten sich in Folge der zwanghaften Vertreibung und der Einwanderung anderssprachiger Gruppen auf, breite Schichten zogen in die provinziellen Städte. Deutsch wurde in den Schulen, auf dem Arbeitsplatz und auf der Straße mehrere Jahre lang kaum geduldet. Die sprachpolitische Benachteiligung nach dem Zweiten Weltkrieg führte zur kulturellen Tragödie der sogenannten verlorenen Generation, die der deutschen Muttersprache trotz der sprachlichen Umgebung in der Familie und seiner Wurzeln nicht mehr mächtig war. Ohne Zeitschriften, Verlagswesen und Publikationsmöglichkeiten ist in den fünfziger Jahren sogar die pure Existenz dieser Literaturszene fraglich geworden. Bis das kulturelle Leben vor dem Weltkrieg von mehreren landesweiten und lokalen deutschsprachigen Zeitungen bereichert wurde, existierte im Jahre 1954 nur noch eine einzige Zeitung, nämlich die von der marxistischen Ideologie geprägte *Freies Leben*. Seit 1957 übernahm die [Neue Zeitung](#) ihre Rolle. 1956 startete die deutschsprachige Rundfunksendung des *Radio Fünfkirchen*, und seit 1957 erscheint regelmäßig das Jahrbuch *Deutscher Kalender*. Trotz dieser institutionellen Entwicklung kann von einer lebendigen ungarndeutschen Literatur mit literarischem Leben und Leserkreis in den zwei Jahrzehnten der Nachkriegszeit allerdings nicht die Rede sein.

Das Schweigen wurde am 17. November 1967 durch den berühmten offenen Brief des Bonnhardter Lehrers und Journalisten Wilhelm Knabel an Friedrich Wild (Generalsekretär der Ungarndeutschen) gebrochen. Knabel, der die rege deutschsprachige Kultur des Landes in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch miterleben durfte, lenkte auf den Seiten der *Neuen Zeitung* die Aufmerksamkeit auf das Suchen nach Werken ungarndeutscher Autoren und auf die Wichtigkeit einer literarischen Öffentlichkeit. Die Redakteure der Zeitung forderten mit dem berühmten Preisausschreiben *Greift zur Feder!* im Jahre 1973 die Talente der Gemeinschaft zur literarischen Tätigkeit auf. Der Wettbewerb war in vier Kategorien eingeteilt (Erzählung, Novelle und Kurzroman; Gedicht; lustige Geschichten und Szenen in der Mundart bzw. Reportagen und Berichte) und die Initiative setzte eine unerwartete Welle von Publikationen in Bewegung. 1972 wurde innerhalb des *Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen* eine *Literarische Sektion* gegründet, die seit 1977 jedes Jahr einmal auch Werkstattgespräche für Autoren, Literaturwissenschaftler und Unterstützer dieser Literaturszene veranstaltet. Nach der Auflösung des *Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen* übernahm 1992 der [Verband ungarndeutscher Autoren und Künstler - VudAK](#) die Rolle dieser Sektion. Diese positive Entwicklung führte schließlich auch zu einem literarischen Durchbruch, nämlich zum Erscheinen der ersten ungarndeutschen Anthologie *Tiefe Wurzeln* im Jahre 1974 mit 5000 Exemplaren. In dieser Ausgabe erschienen Werke von Schriftstellern wie Engelbert Rittinger, [Georg Fath](#), Johann Herold, Josef Kanter, Franz Sziebert oder Ludwig Fischer, die heute schon zu den Klassikern der Literaturszene gezählt werden. Nach der verlorenen Kontinuität mit den jahrhundertelangen Traditionen des deutschsprachigen Schrifttums im Karpatenbecken mussten diese Autoren und ihre Unterstützer auch die Aufgabe übernehmen, die sozialen und kulturellen Rahmen dieser Minderheitenliteratur neu zu begründen.

Die ungarndeutsche Literatur nach 1945 wird in der Literaturgeschichte traditionell mit Hilfe einer Einteilung der Autoren in Generationen charakterisiert. In diesem Sinne kann von einer ersten, einer zweiten, einer dritten und heute sogar schon von einer vierten Generation der ungarndeutschen Literatur gesprochen werden. Zur ersten Generation gehören Schriftsteller wie der Bonnhardter Lehrer und Journalist Wilhelm Knabel und der Lehrer und Wissenschaftler Friedrich Lam, die auch schon in der Zwischenkriegszeit literarisch tätig waren und mit ihrem Schaffen als Bindeglied zur Tradition des deutschsprachigen Schrifttums im Karpatenbecken vor 1945 fungieren. Zu dieser Generation gehören außerdem Valentin Pintz, Adam Baranyai-Pfaff, Georg Fath, Franz Zeltner, Konrad Habich, Mathias Bachmann, Nikolaus Márnai Mann und Johann Herold. Die meisten dieser Personen ließen keinen langen Bildungsweg hinter sich, sie beschäftigten sich mit dem Schreiben hauptsächlich zum eigenen Vergnügen oder aus kulturellem Engagement. Diese Schriftsteller stammten überwiegend vom Lande, in ihren Werken reflektieren sie meistens Themen, die mit ihren Lebensumständen in enger Verbundenheit standen, wie z.B. das ungarndeutsche, dörfliche Milieu mit den Schönheiten der Natur oder mit dem typischen Lokalkolorit der schwäbischen Gemeinden.

Zur zweiten Generation gehören die Schriftsteller, die in den 1920er und 1930er Jahren geboren sind und die Grausamkeiten der 1940er Jahre (Krieg, [Malenkij Robot](#), [Vertreibung](#), Enteignung, [Kollektivierung](#) als Kinder und Jugendlichen erlebt haben: [Martin Anton Thomann](#), [Josef Mikonya](#), [Franz Sziebert](#), [Erika Áts](#), [Ludwig Fischer](#), [Engelbert Rittinger](#), [Georg Wittmann](#), [Stefan Raile](#) und Josef Kanter. Die Mitglieder dieser Generation stammen ebenfalls überwiegend aus der bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Gesellschaft. Ihre Bindung zu den Traditionen dieser Dorfgemeinschaften spiegelt sich auch in der Verwendung der Dialekte in den literarischen Texten wieder. Als Beispiele für die Verwendung der ungarndeutschen Dialekte können z.B. die Texte der Mundartanthologie *Tie Sproch wiedergfune. Ungarndeutsche Mundartanthologie* oder der Einzelband von Engelbert Rittinger *Mir ungarische Schwowe: Gedichte und Prosaschriften in deutscher Hochsprache und in der Kaschaer Mundart 1973-1983* erwähnt werden.

Ein grundlegendes Merkmal der dritten Generation ist, dass ihre Vertreter alle nach dem Zweiten Weltkrieg geboren sind und ihr Bildungsweg und ihre literarische Karriere in den 1970er Jahren begannen. Ein gemeinsamer Punkt ihrer Biografie ist, dass sie die apokalyptischen Geschehnisse in der Mitte des 20. Jahrhunderts zwar nicht erlebt, deren Folgen sich jedoch auf ihre Kindheit gewirkt haben. Die literarischen Repräsentationen zeugen davon, dass ihre Motivation und ihre künstlerische Tätigkeit von der Vorstellung über die authentische deutsche Kultur in den Gemeinden der Zwischenkriegszeit beeinflusst werden. Sie müssen sich mit den zerstörten Dorfgemeinschaften, mit der kollektivistischen Gesellschaft des Sozialismus und mit der beschleunigten Assimilation als Folge der Demütigung der deutschen Minderheit in den 1940er und 1950er Jahren konfrontieren. Zu dieser Generation werden Schriftsteller wie [Claus Klotz](#), [Valeria Koch](#), [Béla Bayer](#), [Klara Burghardt](#), [Nelu Bradean-Ebinger](#), [Josef Michaelis](#), [Martha Fata](#), [Alfred Manz](#), [Robert Hecker](#), Vata Vágyi und [Robert Becker](#) gezählt.

Diese dritte Generation kann als eine „Bildungsgeneration“ bezeichnet werden, denn ihre Vertreter sind ausnahmslos Akademiker (Lehrer, Wissenschaftler, Journalisten,

Theologen, Übersetzer etc.). Obwohl die Mundart als Ausdrucksmittel aus ihren Werken nicht völlig verschwindet, gewinnt die Hochsprache bei ihnen immer mehr an Bedeutung. Diese Autoren haben aufgrund ihrer jeweiligen Bildungswege die Welt der Dorfgemeinschaften verlassen und lernten im Hochschulbereich die zeitgenössischen künstlerischen, wissenschaftlichen und philosophischen Strömungen kennen. Diesen Begegnungen ist zu danken, dass die ungarndeutsche Literatur mit diesen Schriftstellern auch einen bedeutenden ästhetischen Schritt in Richtung einer niveauvolleren Minderheitenliteratur trat. Diese Autoren stellen oft gerade die gesellschaftliche Problematik dar, wie das Subjekt, das die kleine Gemeinschaft verließ, in der Verwirrung von Industrialisierung, Urbanisation und sozialistischer Ideologie nach Identität, Rolle und Kultur sucht. Die Texte dieser Generation entfernen sich sowohl im thematischen, als auch im formalen Sinne von der Ästhetik der Gründerjahre. Diese Literatur war schon fähig, die geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Fragestellungen der zeitgenössischen europäischen Strömungen in die eigenen Traditionen zu integrieren.

Parallel mit der institutionellen Entfaltung der Nationalitäten ab der Mitte der 1980er Jahre konnten Fragen des **Bilingualismus**, der Entwurzelung und der **Identität** immer intensiver erörtert werden. Im Lebenswerk einiger Autoren führte diese literarische Suche sogar zu einer künstlerischen Zweisprachigkeit. Die Dichterin Valeria Koch versucht seit ihrer Jugend sowohl in ungarischer als auch in deutscher Sprache Texte zu verfassen. Das Werk von Béla Bayer spiegelt einen interessanten Prozess der künstlerischen **Dissimilation** wider: nach mehreren ungarischen Gedicht- und Prosabänden und nach einer zweisprachigen Durchgangsperiode meldete er sich nach der Jahrtausendwende überwiegend mit deutschen Texten zurück.

Die Texte der 1990er Jahre beweisen das Weiterleben der ästhetischen Traditionen der zweiten Generation: die Autoren sind alle Akademiker, die aus dem Schatten des Provinzialismus ausbrechend die Wege zu den „grenzenlosen“ Werten der deutschsprachigen Literaturen suchen. Während eine Verfeinerung und Bereicherung der formalen Seite zu beobachten ist, greifen die jüngeren Generationen immer bewusster zu den Bräuchen, Glauben und Mentalitäten zurück, die in den geschlossenen Gemeinschaften der Großeltern noch die lebendige Wirklichkeit der Alltage bedeutet haben. Das Auftauchen einer neuen Welle von Autoren, wie **Christina Arnold**, **Laura Kolbach**, **Koloman Brenner**, **Andrea Czövek**, **Angela Korb**, **Mónika Szeifert** bedeutet auch eine Art Hoffnung, was die Zukunft der ungarndeutschen Literatur betrifft.

Charakteristisch für die ungarndeutsche Prosa sind seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die kleinen Formen: die Erzählung, die Novelle, die Anekdote, die Dorfgeschichte, der Mundartbrief, das Märchen und die Sage. Obwohl der Roman aus der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur lange Zeit fehlte, können in den letzten Jahrzehnten auch hier schon einige Beispiele erwähnt werden, z.B. der Roman *Dort drüben* von Béla Bayer und die Werke von Stefan Raile. Die ungarndeutsche Lyrik bietet dem Leser ein vielfältiges und formenreiches Angebot, dessen Themen von den individuellen Fragestellungen des Lebens bis zu den gesellschaftlichen und historischen Schicksalsfragen reichen. Die Literatur der Minderheit verwendet zwei Sprachvarietäten: die deutsche Standardsprache und die Mundart, wobei es sich bei der letzteren natürlich um unterschiedliche Arten handelt.

Die Verwendung des jeweiligen Dialekts gilt immer als Präsentation der kulturellen und sprachlichen Traditionen der Gemeinschaft. Die Standardsprache erhält ihre Dynamik dadurch, dass sie fähig ist, sowohl die Angehörigen der Gemeinschaft, als auch Interessenten unter den Deutschsprechenden zu erreichen.

Obwohl seit den 1970er Jahren die Werke zahlreicher Autoren in Einzelbänden erschienen sind, sind die Anthologien auch heute noch ein wichtiges Forum für Publikationen. Bis heute erblickten insgesamt zehn ungarndeutsche Anthologien das Tageslicht: *Tiefe Wurzeln* (1974), *Die Holzpuppe* (1977 – Erzählsammlung), *Das schönste Erbe* (1978 – Szenen, Mundartgeschichten, Lieder und Gedichte), *Bekenntnisse – Erkenntnisse* (1979), *Igele-Biegele* (1979 – Kinderanthologie), *Jahresringe* (1984), *Tie Sproch wiedergfune* (1989 – Mundartanthologie), *Das Zweiglein* (1989 – Anthologie junger ungarndeutscher Dichter), *Bekenntnisse eines Birkenbaumes* (1991) und *Erkenntnisse 2000* (2006). Regelmäßige Publikationsmöglichkeiten bieten außerdem das Wochenblatt *Neue Zeitung*, das Jahrbuch *Deutscher Kalender*, die literarische Beilage der *NZ Signale* und das Blatt der [Jakob Bleyer Gemeinschaft](#).

TEXT UND DEUTUNG

Geschichte und Heimat

STEFAN RAILE: DER MAULBEERBAUM

[Aufgaben vor der Bearbeitung des Textes \(klicken Sie hier\)](#)

1. Suchen Sie im Leben Ihrer Familie nach Gegenständen, die für Sie eine besondere Bedeutung haben. Sprechen Sie paarweise darüber.
2. Sprechen Sie mit Ihren Eltern und Großeltern über die Geschichte Ihrer eigenen Familie. Besuchen und fotografieren Sie Orte (Wohnungen, Häuser, Dörfer, Friedhöfe, Grabsteine etc.), die im Gedächtnis Ihrer Familie über eine besondere Bedeutung verfügen. Gestalten Sie für Ihre Klasse eine Präsentation zu Ihren Forschungsergebnissen.
3. Suchen Sie nach literarischen Werken, in denen ein Baum eine zentrale Rolle spielt.
4. Sprechen Sie darüber, welche symbolische Bedeutungen der Begriff Baum in der Religion, in der [Mythologie](#) und in der Literatur besitzt.

Stefan Raile: *Der Maulbeerbaum*

Blicke ich aus meinem Arbeitszimmer, sehe ich eine Birke, die immer wieder meine Aufmerksamkeit erweckt, obwohl mir längst jeder Zweig vertraut ist, und besinne ich mich auf Orte oder Landschaften, fallen mir Bäume ein: die Föhren bei Pizunda, die Platanen von Siófok, die Palmen in Gagra, die Buchen auf Rügen, die Trauerweiden am Schwielowsee.

Sie alle haben mich beeindruckt, meine Phantasie angeregt, vielleicht nicht ganz so wie der prächtige Ginko, den ich, wenn in den Botanischen Garten komme, jedesmal lange betrachte, und doch nimmt auch er nicht den ersten Platz ein, weil es jenen Maulbeerbaum gab, der daheim in unserem Hof stand. Sein gewaltiger Stamm, der eine hohe, weit ausladende Krone trug, hatte einen so großen Umfang, dass wir ihn zu dritt kaum umfassen konnten. Er war wohl damals schon fast zweihundert Jahre alt, und ich vermute, dass meine Vorfahren ihn pflanzten, als sie, von Maria Theresia gerufen, aus dem südlichen Schwarzwald ins öde Land zwischen Donau und Theiß kamen, um mit anderen Einwanderern das Dorf zu gründen, Felder und Weingärten anzulegen, Gewerbe auszuüben und Geschäfte zu tätigen.

Ich denke, das Bäumchen, dem ihre liebevolle Pflege auf dem sandigen Boden zu raschem Wachstum verhalf, schenkte bereits ihnen Freude und Entspannung, wenn sie sich, vom harten Tagewerke erschöpft, auf einer Bank in seiner Nähe ausruhten, im Frühjahr seine Blütenpracht bewunderten, im Sommer die ersten Früchte kosteten, im Herbst die Blattfärbung beobachteten. Ihre Nachkommen erlebten, wie der Baum robust und wüchtig wurde, sein Wipfel irgendwann nicht nur die

Stallungen, sondern auch das Schilfgedeckte Wohnhaus überragte, und ich bin sicher, dass sie in der glühheißen Sommermonaten so gern wie ich seinen Schatten suchten.

Bereits als Kleinkind wurde ich von Mutter unter seinem dichten Laubdach in mein Stühlchen gesetzt, wenn sie im Hof ihre Arbeiten verrichtete, später schwang ich mich auf der Schaukel, die Vater an einem der kräftigen Äste befestigte, hoch in die Luft, und schließlich kletterte ich mit Hilfe einer Strickleiter weit in die Krone. Wurde der Baum deshalb so bedeutsam für mich, weil er mir abwechslungsreiche Erlebnisse ermöglichte? Fühlte ich mich beeindruckt von seiner unverwüstlichen Stärke, die mühelos Wind und Wetter trotzte? Oder mochte ich ihn wegen seiner süßen, schwarzen Früchte, von denen ich oft naschte, und die als Marmelade zubereitet fast noch köstlicher schmeckten?

Wahrscheinlich trifft alles zu, ganz gewiss aber auch, dass der Baum meine Einbildungskraft beflügelte, er in den Geschichten, die mir Großmutter erzählte, immer eine Rolle spielte, obwohl sie ihn nie erwähnte, und dass im letzten Sommer, den ich daheim verbringen durfte, gerade seine Blätter das beste Futter für meine Seidenraupen lieferten, verband mich noch enger mit ihm.

Als wir Wochen später, wie die meisten schwäbischen Dorfbewohner gnadenlos von unserem Besitz vertrieben, in die große sächsische Stadt gelangten, wo wir lange zu viert in einem Zimmer wohnten, vermisste ich den Maulbeerbaum so sehr wie meine Spielgefährten, unser Haus, den Garten, die Katze oder den Hund Betyár, und wenn ich, von Heimweh gequält, in Gedanken die weite Strecke zurücklegte, die uns der Güterzug weggefahren hatte, tauchte jedesmal sein genau bewahrtes Bild vor mir auf.

Wirklich sah ich ihn nach über einem Jahrzehnt bei meinem ersten Dorfbesuch wieder. Er schien stabil wie früher, unberührt von den Veränderungen, die sich ringsum vollzogen hatten, und ich spürte, während ich unter ihm stand, jene Vertrautheit, sie sich sonst nicht mehr herstellen ließ. Zog es mich, wenn ich ins Dorf kam, deshalb in seine Nähe, weil er mein Erinnerungsvermögen belebte, Geschehnisse wachrief, die ich für vergessen hielt?

Bekümmert verfolgte ich später, dass er doch nicht unverwüstlich war, von Mal zu Mal geschwächerter wirkte, neben den verdorrten Ästen, die sich beängstigend mehrten, auch sein Stamm hohl zu werden begann. Obwohl ich damit rechnen musste, starrte ich im vergangenen Sommer verstört auf den Stumpf, der übrig geblieben war, und mich befiel eine schmerzliche Leere.

Manchmal wehre ich mich dagegen, dass es den Maulbeerbaum nicht mehr gibt, und es geschieht, dass ich ihn dort, wo die Birke steht, zu sehen glaube, robust und wuchtig wie einst.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche Baumarten werden in der Erzählung erwähnt?**
- 2. Wo befinden sich die genannten geografischen Namen?**
- 3. Schauen Sie nach, was die verschiedenen Bäume symbolisieren.**
- 4. Suchen Sie die Passagen im Text heraus, die sich auf die Ereignisse der **donauschwäbischen** Geschichte beziehen!**
- 5. Stellen Sie dar, wie sich der Baum mit der Geschichte der Familie und der Minderheit verknüpft?**

6. Untersuchen Sie den strukturellen Aufbau des Textes. Markieren sie die Grenzen zwischen den einzelnen Teilen im Text und füllen Sie die Tabelle mit einer kurzen Darstellung des Inhalts aus.

Strukturelle Bausteine des Textes		Handlung
Einleitung		
Hauptteil	steigende Handlung	
	Höhepunkt	
	fallende Handlung	
Schluss		

7. Welche Rolle spielt die Erinnerung in der Erzählung? Sprechen Sie paarweise darüber, warum das Gedächtnis im Leben einer Gemeinschaft (Familie, Institution, Volksgruppe etc.) über eine besondere Bedeutung verfügt.

Interpretation

Der Maulbeerbaum ist ein Schlüsseltext des Erzählbandes *Dachträume* von Stefan Raile. Die **Kurzgeschichte** knüpft sich an die Tradition der ungarndeutschen Literatur, die durch das Baummotiv die Schicksalsfragen der ungarndeutschen Geschichte und Identität thematisieren. Der Baum auf dem Hof des ungarndeutschen Bauernhauses auf der ungarischen Tiefebene ist sowohl Schauplatz, als auch Gegenstand des Spieles im Leben des **Erzählers**. Der Baum wird in der Erzählung zum Symbol der Kindheit, und als Zeuge der Jahrhunderte zum Wahrzeichen der ungarndeutschen Kultur. Als Ausgangspunkt der **Narration** dient die Erinnerung: der Blick des Erwachsenen durch das Fenster des Arbeitszimmers auf die Bäume des Parks ruft Erinnerungen aus der alten Heimat wach.

Der große Maulbeerbaum im Heimatdorf wurde noch von den ersten donauschwäbischen Siedlern gepflanzt, er deutet damit auf die kulturelle Kontinuität hin. Der Baum erlebte die Gründerzeit der ersten Siedler, und verbindet als Wahrzeichen der Tradition die Geschichte mit der Gegenwart. Zwischen den ersten deutschen Siedlern und dem Baum bestand eine besondere Beziehung, sie wendeten sich mit liebevoller Pflege zum Baum, die Bank, die im Schatten des Laubes aufgestellt wurde, diente zur Freude und Entspannung.

Der Erzähler erlebte die Beziehung zum Baum in seiner Kindheit auf unterschiedliche Weisen, die dargestellten Stufen markieren den Entwicklungsprozess des Subjekts in der eigenen Kultur von der Geborgenheit zur Eigenständigkeit: Als Baby saß er im Stühlchen neben der Mutter unter dem Laubdach, als Kleinkind schaukelte er mit dem Vater, später kletterte er aber mit der Strickleiter schon selbständig in die Krone. Die drei Ebenen stellen die persönliche Beziehung des **Narrators** zur Kultur der

Gemeinschaft dar. Die einzelnen Stufen werden von drei Gegenständen aus Holz markiert, die als Bindeglied zur Gemeinschaft fungieren. Das Stühlchen ermöglicht eine passive Anwesenheit in der Nähe des Baumes, die Schaukel deutet auf die Abhängigkeit von dem Baum (von der Kultur der Gemeinschaft) hin, der Strickleiter sichert ein freieres und aktiveres Dasein im Laub des Baumes (in der eigenen Kultur). Der Erzähler hebt die vielseitigen Gaben der prächtigen Pflanze hervor: er war ein Schauplatz des Spiels, bot abwechslungsreiche Erlebnisse und sicherte eine ästhetische Schönheit. Die Stärke des Baumes symbolisiert die erhaltende Kraft der eigenen Kultur, seine Früchte ernährten die Mitglieder der Gemeinschaft: „Wurde der Baum so bedeutsam für mich, weil er mir abwechslungsreiche Erlebnisse ermöglichte? Fühlte ich mich beeindruckt von seiner unverwüstlichen Stärke, die mühelos Wind und Wetter trotzte? Oder mochte ich ihn wegen seiner süßen, schwarzen Früchte, von denen ich oft naschte, und die als Marmelade zubereitet fast noch köstlicher schmeckten?“

Der Baum verknüpft sich in der Erzählung mit dem Gestalt der Großmutter, die im Erzählband als ein Bindeglied zur Tradition erscheint. Der Baum taucht nach der Vertreibung in den Erinnerungen immer wieder auf, die Besuche in der alten Heimat lassen ihn aber nach den Jahren immer in einer anderen Form erscheinen. Bei dem ersten Dorfbesuch nach einem Jahrzehnt steht er noch stabil, wie früher und ist noch immer fähig das Gefühl der Vertrautheit zu wecken. Die Ausstrahlung des Baumes wirkt noch immer mit einer enormen Kraft auf den Erzähler, wobei er das Erinnerungsvermögen belebt und Geschehnisse wachruft, die er schon seit lange für vergessen gehalten hat. Der Untergang des Baumes beginnt aber schon einige Jahre später: die verdorrten Äste und der hohle Stamm waren die ersten Symptome dafür, dass der Baum nicht unverwüstlich ist. Als der erwachsene Erzähler im letzten Sommer den übrig gebliebenen Stumpf des Baumes erblickt, empfindet er eine schmerzliche Leere und muss sich mit dem Untergang konfrontieren: „Manchmal wehre ich mich dagegen, dass es den Maulbeerbaum nicht mehr gibt, und es geschieht, dass ich ihn dort, wo die Birke steht, zu sehen glaube, robust und wuchtig wie einst.“ Als Begleiter des Individuums durch das Leben verwandelt sich der Baum in der Erzählung zu einem komplexen Symbol der Identität, das fähig ist die Bilder der Kindheit im schwäbischen Dorf der Nord-Batschka vor der Vertreibung, die Erinnerungen an die Heimat und die Kontinuität der donauschwäbischen Kultur zu integrieren. Durch den Akt des Erzählens kulturalisiert der Narrator seine Erfahrungen und versucht die Erinnerung an den Baum, an die verlorene Kultur der Heimat für das kollektive Gedächtnis zu bewahren.

Der Erzählband *Dachträume* von Stefan Raile ist im Jahre 1996 erschienen, das Leitmotiv der Erzählungen bildet die Erinnerung. Die Erinnerungen vollziehen sich in einer komplexen Erzählperspektive eines erwachsenen Narrators, der seine Erlebnisse als Kind, Jugendliche und junger Erwachsene integrieren versucht. Wegen seiner Fremdheitserfahrung in Deutschland sehnt er sich zurück in die verlorene Heimat, die in seinem Leben mit der Kindheit zu identifizieren ist. Nach der Vertreibung muss er sich in der neuen Umgebung mit einer komplexen Integrationssituation konfrontieren, die auf sprachlichen (schwäbische Mundart-Ungarisch-deutsche Hochsprache), sozialen (Dorf-Stadt), kulturellen (traditionelle Kultur-städtische Umgebung) und existenziellen Ebene (Not, Bauernhaus-

Notwohnung mit einem Zimmer) beseitigt werden muss. Das Ringen um die eigene Identität wird vor einer melancholischen Stimmung der Nostalgie umgeben, die aber sich aber in der weisen Gelassenheit der Erwachsenenperspektive immer wieder aufhebt.

Die Ausgangspunkte der Erinnerungen bilden Gegenstände, Pflanzen, Personen, Gebäude etc., die Erinnerungen aus vergangenen Zeiten wachrufen. Die titelgebende Erzählung des Bandes *Dachträume* stellt die Verknüpfung der Erzählperspektive mit der Erinnerung dar. Der Erzähler zog sich als Kind nach den existenziellen Kämpfen der Integration immer wieder auf das Dach des Mehrfamilienhauses in der sächsischen Stadt zurück. Das Betrachten der Stadt von oben bot dem Kind einerseits eine Zeit des Alleinseins, andererseits die Systematisierung seiner Eindrücke, wobei beide zur langsamen Heilung seiner seelischen Verletzungen beitragen konnten.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Lesen Sie weitere Kurzgeschichten aus dem Band Die Melone im Brunnen und suchen Sie in den Texten nach wiederkehrenden Motiven, die als Bausteine der kulturellen Umgebung fungieren. Bestimmen Sie für die unterschiedlichen Gruppen dieser Motive auch Oberbegriffe wie z.B. Gegenstände, Tiere etc.**
- 2. Die Erzählungen von Stefan Raile stellen die Traumata von deutschen Heimatvertriebenen in der sowjetischen Besatzungszone dar. Forschen Sie nach, mit welchen Schwierigkeiten sich die unterschiedlichen Gruppen der Vertriebenen aus Ost- und Südosteuropa sich nach dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert sahen.**
- 3. Lesen Sie den Roman Im Krebsgang von Günter Grass. Stellen Sie dar, wie das Schicksal von deutschen Ostflüchtlings im Text thematisiert wird. Welche Ähnlichkeiten konnten Sie mit der dargestellten Welt der Kurzgeschichten erkennen?**

LUDWIG FISCHER: AUF WEITEN WEGEN

Ludwig Fischer: *Auf weiten Wegen*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche Bedeutungen lassen sich mit dem Begriff des Weges in der Literatur, in der Philosophie und in der Religion verknüpfen?**
- 2. Welche Assoziationen verbinden Sie mit dem Begriff „weite Wege“?**
- 3. Sprechen Sie in der Klasse darüber, welche Rolle das Pferd in der menschlichen Kultur spielt und gespielt hat.**
- 4. Über welche Funktionen verfügten früher die Pferde auf den Bauernhöfen?**

Der alte Mann hatte eine Stimme, wie eine verrostete Dachrinne, eine abgewetzte Ledermütze und wackere kleine Augen.

„Komm nur schön! Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Überhaupt brauchst du dir keine Sorgen zu machen, das kann ich dir schon sagen. Mit mir, mit dem alten Gustl hast du dein Glück gemacht. Das will ich dir schon sagen, wenn du auch gleich nur ein Pferd bist. Mit dem Gustl bist du schon aus dem Wasser, Sári. ... Bist aber ein Prachtstück! So einen Fuchs hatte ich mir schon immer geträumt. Mensch! Sei mir aber nicht böse, dass ich so herumbrumme. Keine Ahnung, wo wir hinwollen? Was? Wenn du auch nichts sagen kannst, weiß ich, dass du... weiß, der Gustl hat Augen! In die Ziegelei wollen wir. Nicht mehr so weit. Bals ist es so weit. Die Ziegelei! Ich bin schon fünf Jahre in der Ziegelei. Auch etwas. Na ja, fünf Jahre. Ich fahre die Ziegel mit der Lore in den Brennofen. Nicht schwer. Da rollt alles auf Gleisen. Ich schaffe da jeden Tag 40 000 Ziegel in den Brennofen. Der Chef hat mir versprochen, dass du nicht in die Lehmgrube kommst. Er hat es mir dort auf dem Markt versprochen, als er dich gekauft hat. Weißt, der Mann mit dem Auto. Ich werde schon sorgen für dich. Du kommst nicht zu den Teufeln dort in der Lehmgrube. Die prügeln alle Pferde kaputt.“

Im Tal erblickten sie das weite Gelände der Ziegelei. Oben das Blaugrün eines Waldes.

Gustl brachte das Pferd zu einem alten Gebäude.

„Der Stall. Na, schön, Sári. Da wollen wir jetzt hinein. Mach doch keine Komplimente! Wir sind schon an Ort und Stelle. Ich werde dir gleich etwas Heu bringen, etwas Wasser. Der Gustl weiß auch prima Heu. Ich werde dir Kleeheu bringen. Wie Tee. Die werden sich morgen große Augen machen. So ein Prachtstück! Hast noch keine Ziegelei gesehen? Das glaub ich dir schon. Na komm schön – habe schon gestern frisches Stroh gestreut.“

Das Pferd stand im Eingang. In seinen großen Augen war noch etwas Licht. Auf die Ziegelei rieselte leise die Dunkelheit.

Es wollte mit all seinen Sinnen in die Ferne horchen. Da war ja alles so fremd. Nichts war vom Geruch der Bauernhöfe da, nur Stroh, wo ist aber der Geruch, der warme Geruch der Hofes geblieben. Da ist alles so unheimlich still, keine Katze, kein Hund, hin und wieder eine ferne metallne Stimme... wo sind sie alle geblieben?

„Komm, Sári! Ich muss noch mit meinem alten Fahrrad ins Nachbarsdorf. Ich werde dir auch Würfelzucker mitbringen. Das werde ich. Du wirst's schon mit dem Gustl schön haben. Du und ich! So ein Pferd!“

Er packte es wieder am Zügel.

Das Pferd wartete lange.

Durch das staubige kleine Fenster spähte schon der Mond in den engen Stall.

Und das Pferd wartete noch immer.

Den kleinen Alten hatte es schon längst vergessen. Ihn schon. Was soll der kleine Stall da mit dem Rummel; Wo sind sie alle geblieben? Wo? Sie müssen, sie werden kommen, um es abzuholen. Es wollte nicht schlafen, nur warten. Das Pferd wartete auf die bekannten Schritte. Auf das Lächeln in der Stimme. Na Sári, gehen wir? Komm mein Fuchs, wird er sagen. Wo bleibt aber Franz. Franz, Franz, wie klingt das auch so schön. Sein Herr ist der Franz! Nicht einschlafen! Es spitzte die Ohren. Es wollte nicht einschlafen nur auf die bekannten Schritte wollte es warten. Ein leichter Schummer verwischte aber nach und nach den Rummel, den kleinen Stall, das kalte Gelb des Mondes, auch die stille verwischte das Schlummern mit der Zeit. Zuerst

vernahm es das freudenvolle Bellen. Waldi! Was will den Waldi mit seinem Bellen? Es zuckte ihm durch den ganzen Körper. Es war, als wären sie draußen auf dem Feld. Jeden Schollen hatte Sári im Sinn. Auch die alte Weide im Wegesrand. Das Rauschen der Kukuruzfelder, das Wogen der weiten Ährenfelder, ihren Wagen im Schatten der Weiden. Das leichte Schlummern brachte Sári nach Hause... als hallte der Ruf aus unendlicher Weite... Sári... Sári...Sári! Dann hörte es wieder nur noch die stille warme Stimme. Sári, mein Fuchs, gehen wir? Wollen wir nach Hause gehen? Es zuckte nur im Schlaf. Fahren wir, mein Fuchs? Und am Rande der Träume waren die Wege. Die nach Hause. Die Wege vom Kukuruzfeld, die Wege aus dem Wald, aus dem Weingarten ... alle Wege führten nach Hause, durchs offene Tor in den Hof. Die langen Wege und die kurzen, die nassen und die staubigen, die Wege bei Tag und bei Nacht... alle sie führen nach Hause, in den Hof, wo alles bekannt ist, die Bäume und der Brunnen. Da hat alles seine bekannte Form, Farbe, den bekannten Laut, Geruch... bald werden sich auch die bekannten Schritte nähern. Es wollte nicht einschlafen, es wollte auf die Schritte warten. Sie werden auf dem langen Weg nach Hause kommen... Sie werden es, Waldi wird voller Freude im Hof herumjagen, man wird es in den Stall führen... Schön, Sári und am Morgen geht's dann wieder hinaus auf das Feld. Nur die Stille, die endlose Stille der Nacht! Es wollte die bekannten Schritte hören! Sári, ich komme schon. Die Stille! Das Warten wurde immer mehr zur Unruhe. Es erinnerte sich an den Morgen. Was sollte der Morgen? Warum kamen sie alle zum Stall? Sie hatten was in ihrem Blick, in der Stimme.

Aber was?

Der Mond spähte kalt in den kleinen Stall.

Das Pferd horchte nicht mehr in die Stille. Es war schon zu müde.

Aus der Ferne brachte eine leichte Brise das Gebell eines einsamen Hundes.

Das Pferd vernahm kaum noch das ferne Bellen. Der Schlaf führte es zu den Wegen, zu den langen Wegen, zu den unendlich langen Wegen, zu den Wegen, die alle nach Hause führen. Diese Wege führen an den Kukuruzfeldern vorbei, sie führen an den Weingärten vorbei. Man ruft ihnen nach, man winkt ihnen zu, doch hört es nur noch ein leises Rufen. Fuchs, mein Fuchs! Wo bist du denn geblieben, Sári? Und die Kukuruzfelder rauschen, die Weingärten sausen, der Wald läuft ihnen zu, die Häuser laufen an ihnen vorbei, dann hört es auch das freudige Gebell Waldis...

Müde zuckte es im Schlaf.

Der Mond beleuchtete die Ziegelei mit einem gelblich fahlen Licht. Weit in der Nacht bellte ein Hund.

Waldi saß vor dem leeren Stall. Er wartete auf das Pferd.

„Du warst so lange, Franz!“

„Lange! Bis man da alle Formalitäten erledigt und zu seinem Geld kommt!“

„Weißt, ich hoffte noch immer. Ich meinte, du wirst Sári nicht verkaufen.“

„Schön.“

„Franz! Du verstehst mich nicht. Sári war uns allen ans Herz gewachsen. Sei mir nicht böse, aber wie uns das arme Tier am Morgen dort vor dem Stall mit seinen großen Augen anschaute. Als wollte es fragen.“

„Fragen!“

„Als wollte es fragen, warum tut ihr das. Warum wollt ihr mich...“

„Schon wieder diese Übertreibung.“

„Warum muss ich...“

„Das Pferd fragte nichts.“

„Ich habe noch immer seine traurigen Augen vor mir.“

„Traurig oder nicht traurig. Hat nichts zu sagen. Das Pferd musste verkauft werden.“

„Als hättest du mit Sári unsere schönsten Jahre aus dem Hof, aus unserem Leben geführt. Heute war mir alles so leer.“

„Nimm das Geld da!“

„Unser Judaslohn.“

Sie schauten still vor sich hin. Starten in die Nacht hinaus.

„Wir hatten keinen Ausweg, Rosi. In der Stadt hat jeder Heller seinen Platz. Wollen wir in der Stadt Fuß fassen, müssen wir jetzt noch aufbrechen. Und es wird sich schon alles fügen.“

„Und wer hat Sári gekauft? Wo ist unser Fuchs?“

„Eine Ziegelei.“

„Ziegelei? Du meinst eine Ziegelei? Da werden diese armen Teufel so richtig verprügelt. Die werden unser Sári zum Tode quälen.“

„Wo kann man heute noch Pferde loswerden? Die Bauern lassen ihre Pferde auf dem Markt stehen. Was sollten wir mit dem Ross anfangen? Und so hast auch noch etwas Geld.“

„Ist das nicht unmenschlich?“

„Wenn wir unsere Dörfer verlassen wollen, müssen wir auch Bindungen, Erinnerungen, Gefühle zurücklassen... und dazu braucht man auch Geld.“

Müde erwachte das Pferd aus seinem Schlaf. Vor dem Stall was schon ein reges Hin und Her.

„Guten Morgen! Der Gustl ist schon da. Gut geschlafen, was? Das glaube ich! Und guck mal, was dir der Gustl gebracht hat! Na? Würfelzucker! Ich schnappte ihn noch am Abend. Nimm doch! Prima so ein Würfelzucker. Willst nicht? Hast auch Recht. Ich werde dir erst Futter bringen. Wasser und dann haben wir ja mit dem Zucker noch Zeit. He, he. Der Tag ist lang. Wir beide werden's aber schon schaffen. Werden die auch große Augen machen! Ich werde schon sorgen für dich. Keine Angst! Das kannst du mir schon glauben. So ein Prachtstück! Jetzt kommt aber erst das Striegeln. So. So schön. Auch die Mähne da. Da wird jetzt etwas Ziegelstaub dazu kommen. Wirst schon sehen. Da wird aller rot von dem herabrieselnden Ziegelstaub. Wir werden's aber schaffen. He, he. Warum willst du nicht fressen? He? Hafer, Mensch. Prima Heu. Klee. Du wirst doch nicht traurig sein, Sári. Nicht traurig sein! Wasser. Auch nicht?“

Sári spitzte nur die Ohren. Horchte in die Ferne.

„Dann bringe ich dein Geschirr. Hat nichts zu sagen. Ich bringe dein Geschirr und wir machen uns auch an die Arbeit. Ich muss dir auch noch etwas Fachkenntnisse beibringen. da bist du kein Bauerspferd mehr. Nee. Wir sind da alle Industriearbeiter. Du bist da auch Industriearbeiter in der Branche Ziegel. Prima, was? Arbeitsbeginn um sechs, Arbeitsschluss um sechzehn. Schön, was? Jetzt habe ich dir alles erklärt. Deine Bauerskollegen plagen sich noch auf den Feldern, sich führt der alte Gustl um sechzehn in deinen Stall und du kannst dich deinen Gedanken überlassen... So.

Jetzt wollen wir mal sehen. So. Komm, schön, Sári... Vor diesem mächtigen Schornstein brauchst dich nicht zu fürchten. Der steht schon fest.

„He, Gustl! Hast's ja heut so eilig! Lass doch das Ross da etwas angucken.“

„Schön, was?“

„Wenn man an diese Klepper da in der Ziegelei gewöhnt ist. Mensch, ein prächtiger Fuchs! Ein prächtiges Pferd.“

„Es hat nicht wenig Geld gekostet. Gestern haben wir es mit unserem Chef gekauft.“

„Prächtig. Ein schönes Bauersross. Da hat man schon auf dem ersten Blick.“

„Von einem Schwäbischen.“

„Die haben prima Pferde. Und die wollen jetzt Haus und Hof loswerden und in die Städte ziehen!“

„Auf dem Markt hast du an jeder Ecke einen Schwaben mit einer Kuh oder einem Pferd. Der hat für den Fuchs da ein schönes Geld bekommen.“

„Die wollen jetzt nur in die Stadt. Und das Pferd jagt er in die unbekannte Fremde. Oder meinen diese Leute, dass die Ziegelei ein Erholungsheim sei? Da arme Tier ahnt es nicht einmal, welche Schrecken es da erwarten.“

„Der Chef hat mir versprochen, dass der Fuchs nicht in die Grube kommt.“

„Versprechen kann man schon. Schau dir das schöne Pferd an, Gustl! Die Augen, den stolzen Kopf. Schön bist du, schön. Brauchst dich nicht zu fürchten. Wir meinen es gut mit dir. Wie heißt das Pferd?“

„Sári.“

„So, Sári.“

„Józsi, hättest etwas Zeit für uns?“

„So, schön Sári. Hast schon bemerkt, als warte das Pferd? Als erwarte es jemanden.“

„Ich will Sári Unterricht erteilen. Es war ja bis jetzt nur vor einen Bauerswagen gespannt. Ich will dem Pferd zeigen, wie man die volle Lore in der Kurve ziehen muss, dass das volle Zeug uns nicht über die Gleise springt.“

„Ich verstehe schon, Gustl. Hast schon Recht, Alter. Ich werde mich hinten auf die Lore stellen und die Bremse handhaben, du führst das Pferd. Hast schon Recht.“

„Schön, Sári. Komm, komm! Siehst, das das sind da die rohen Ziegel. Da werden sie getrocknet. Die fahren wir mit der Lore in den Brennofen. So, so. Stell dich nur schön da vor die Lore. Den Schwengel. So. Hat nichts zu sagen. So. Wirst schon sehen, das ist kein holpriger Dorfsweg. Wir werden's schon schaffen.“

Das Pferd zog an. Gustl führte es, Józsi stand hinten auf der Lore mit der Bremse in der Hand.

So führte es vor Jahren Rosi vor dem Pferdpflug durch das Kukuruzfeld, durch die Rübenreihen. Gustl trottete in seinen großen Gummistiefeln zu Seite, Sári roch in die Weite. Es vernahm die Dufte der Felder. Dort kannte es schon jeden Busch, die einsamen Akazienbäume, die alten Weiden, das Fern und das Nah. ... Jeder Weg hatte etwas zu sagen, Sári hatte alle Wege in den Sinnen. Die weiten und die nahen, die nassen und die staubigen. Der Frühling setzte immer frische Gräser an die Wege. Der Herbst wehte schwere Regenschauer über die Wege ... doch führten sie alle in den Hof, wo Waldi auf sie wartete. Im Hof war alles froh, der Hund, die Katzen, die Hühner, die Enten. Im Gleisbogen war immer ein schneidendes Geknirs und Geknarr.

Gustl stand stolz hinten auf der Lore. Sári musste man nur einmal den Weg zeigen.

„Halt, Sári! Da können wir uns schon ein wenig ausschnaufen. Guck mal, was ich da für dich zu Hause geschnappt habe. He? Würfelzucker! Willst noch immer nicht?“

Sári schaute traurigernst auf den kleinen Mann herab.

„Zucker?“

Was soll denn das?

Was?

Das Geklirr, der ständige Lärm?

Kommt er noch immer nicht?

Franz? Kommt Franz noch immer nicht?

Es schaute hinaus auf die Landstraße. Das stille Warten wurde immer mehr zum Schrecken.

In den großen Augen des Pferdes wurde aus allem nur noch Verlassenheit und Einsamkeit. aus Gustl, aus den Gleisen, aus den unendlich vielen rohen Ziegeln, aus dem fahlem spätsommerlichen Blau des Himmels.

„Du hast's schon gut, Sári! Das kann ich dir schon sagen. Hast's besser als ich. Willst nicht meinen Zucker. Weißt du, was mir der Zucker da List kostete? Du kennst nicht meine Frau. Wenn du wüsstest, was ich da List aufbringen musste, bis ich an den Zucker kam. Du kennst nicht Kati, meine Frau. Leider habe ich's nicht so leicht, wie du. Marschierst nur so zwischen den Gleisen fort. Du hast ja einen Gustl, der sich kümmert, dass du es schöner hast. Na ja. Wer wird mir Zucker, oder sagen wir etwas Schnaps schnappen? He? Na, hat ja nichts zu sagen. Los geht's Sári, die Lore ist leer.“

Von den Feldern wehte eine leichte Brise den herben Duft der Kukuruzfelder an der Ziegelei vorbei. Gustl stand hinten auf der Lore, die auf en gleisen leicht dahinrollte. Still rieselte roter Ziegelstaub auf Bäume, auf das welke Gras, auf Gustl und aufs Pferd. Leicht rieselnd, knisternd ... hie und da kreischten die eisernen Räder auf den Gleisen ... Das Pferd wieherte in die Weite, es vernahm den Gruß der fernen Kukuruzfelder, das saftige Rascheln der Kukuruzfelder, die Brise erinnerte es an die Ferne, wo alles waltet ... die Wege, die Maulbeerbäume an den Wegen, das Gras an den Wegen, die herbstlichen Feldblumen, der Hohlweg mit seinen Büschen und Sträuchern. Sie erwarten es alle. Die Vögel und auch die Bienen auf den fahlen Blumen, das herbstliche Schimmern der Felder, die Schatten. Alle warten sie ... Nur Franz kommt noch immer nicht. Noch immer nicht! Am Morgen wartete es noch, spähte in die Ferne, spähte hinaus auf den Landweg, es meinte, man wird des Weges kommen, man wird sich zur Lore stellen. Da bin ich, Sári! Man wird es ausspannen. Das ferne Bellen erinnerte es an Waldi. Wenigstens Waldi! Der sollte da vorbeikommen, der zottige Waldi. Der kennt alle Wege. Am Hohlweg werden schon die Büsche bunt. Die Büsche nehmen schon ein blasses, Gelb und Rot an. Sári ging mit dem eisernen Rollen hinter sich zwischen den Gleisen. Knisternd rieselte das Rosa des Ziegelstaubes.

Die Sonne meinte es immer wärmer.

„Siehst, du Sári, das schöne Wetter sollte andauern. Das prima Wetter. Dir kann es ja völlig egal sein. Was hat es für dich zu sagen? Du schreitest da vor der Lore dahin, am Nachmittag bringe ich dich wieder in deinen Stall, bekommst dein Futter und

kannst dich ganz gemütlich deinen Gedanken hingeben. Das kannst du schon. Gustl hat's aber nicht so schön. Das kann ich dir schon sagen. Ich muss noch mit der Kati, mit der gnädigen Frau hinauf in den Weingarten. Na ja. Was den Weingarten betrifft ... das tue ich schon gern. Weißt, am schattigen Weinstock wächst jetzt der Wein. Ein Gläsel Rotwein. Die warme Herbstsonne meint es schon schön mit den Beeren.“

In der Lehmgrube entledigte man sich der Hemden und Hosen. Man freute sich über das warme Herbstwetter.

„Na siehst du, jetzt haben wir auch noch etwas Zeit zum Ausschnafen. So. Schön, Sári. Etwas Pause. Ich werde dir mal etwas Heu holen. So. Ich habe dir da die Bremse angezogen. Jetzt kannst ruhig stehen. Die Lore kommt nicht los. Feines Kleeheu wird dir der Gustl bringen.“

Sári schaute ihm traurig nach.

Unweit der rostigen Gleise hatte man einen zerzausten Zwetschgenbaum.

Sári hatte es immer mehr mit der Frucht zu tun. Es wollte, Gustl wäre schon da.

Es wieherte Gust nach.

Es spitzte die Ohren.

Auf einmal wurde alles still.

Die Maschinen der Ziegelei kamen zur Ruhe.

„Stromausfall!“

„Géza, lass das Zeug, Stromausfall.“

„Das Ross? Lassen wir das Ross da stehen?“

„Was kümmerst du dich um Dinge, die gar nicht an dir liegen?“

„Ich komme schon, Mensch!“

Oben stand das Pferd am Rande der Lehmgrube. Ein voller Kippwagen. Einsamkeit. Erwürgende Traurigkeit. Der Schimmel schaute nicht den dahineilenden Leuten nach. Die großen Augen hatten eine gläserne Leere. Voll von Wunden und voll mit dicken Fliegen auf den Wunden stand es vor dem Kippwagen. Das rechte Auge hat man ihm mit einer dumpfen Schaufel zerschlagen, das linke mit einem scharfen Stein ausgeworfen... Der Schimmel schaute schon lange nicht mehr hinab zur Landstraße. Er wartete nicht mehr und wollte auch nicht auf die weite Straße. Im Schlaf, da zuckte es manchmal durch seine Glieder, als wäre er auf dem weiten Weg, als hätte er das Laufen, das Dahinsausen um sich, als zöge ihn die Ferne... manchmal war es ihm, als ruhe eine Hand auf seinem Hals... Was hat man dir denn angetan, Mancí? Die warme Hand! Die Hand eines Menschen! Aus der Ferne, aus dem Traumbild der Ferne hörte der Schimmel die Stimme, aus der Verwischtheit der langen Monate schimmerte ihm die Blondheit eines Mannes zu. In der Nacht der Qualen hörte er, wollte er die Stimme hören. Mancí! Komm mein Schimmel, was hat man dir denn angetan? Der blonde Mann legte er seine warme Hand, ja auf die tiefen Wunden legte er seine warme Hand. Das Pferd zuckte zusammen. Aus seinen leeren Augen quoll es nass ... es wollte den schweren Kopf heben, es wollte in die Weite horchen... doch war es nur der Mond, der still in den Stall spähte.

„Habt ihr gesehen? Der Gustl hat ein neues Pferd.“

„Nicht schlecht.“

„Ein prima Fuchs.“

„Kommt, machen wir uns den Stromausfall zum Nutzen! Man hat uns noch etwas Zwetschken auf dem Baum gelassen.“

„Das ist auch ein Schwabenpferd. Die Leute verstanden es, wie man mit Vieh umgehen muss.“

„Kommst mir schon wieder mit deinem tollen Quatsch! Wir haben für solche Dinge keine Zeit. Da muss produziert werden und basta! Was willst du nur immer mit deiner Duselei? Wenn du was verdienen willst, muss auch geleistet werden.“

„Ist schon klar. Der Fuchs ist doch ein schönes Pferd.“

„Kommt auch in die Grube. Wird nicht so lange dauern und den Fuchs haben wir in der Grube. Das kann ich dir schon sagen. Mit dem Wrack dort oben geht es ja bald dem Ende zu.“

„Komm doch Mensch! Jani, wollen wir uns nicht über die Zwetschken hermachen?“

Sári überkam eine lehrende Furcht.

„Was glotzt mich so an? He? Du hast noch ganz große, glänzende Augen. Das hast du noch, du Mistvieh!“

„Jani, komm doch!“

„Du weißt noch nicht wer der Jani ist, wirst es aber bald haben. Ich werde dir schon den Stolz aus den Augen jagen. Das verspreche ich dir, du Mistvieh!“

Er wollte dem Pferd ins Auge spucken. Sári stand still vor der Lore, als weinte es vor sich hin.

„Guckt mal, Leutchen, das Vieh da hat keine Ahnung, wer ich bin. Was starrst mich denn so an? Willst auch noch vielleicht zubeißen?“

Jani nahm einen Ziegel in die Hand.

„Dass du dich an mich erinnerst!“

Sári wieherte in die Ferne. Es wieherte schmerzvoll. Alle sollen sie es hören. Die Wege, die weiten Wege, der Hof am Ende der weiten Wege, der Stall, Waldi, Franz, Rosi. Alle sollen sie es hören. Das Pferd wollte los, doch stand die Lore fest.

„Dass du dich an den Jani erinnerst!“

Er wollte das rechte Auge treffen.

Sári schaute zitternd auf das verschwitzte rote Gesicht.

„Willst auch noch los? Schaut mal, der Fuchs will losfahren.“

Er suchte einen Stock.

„Na los, los! Willst noch los?“

Die Männer kamen alle zurück.

„Der Jani versteht schon sein Handwerk.“

„Mensch, das Ross macht uns noch das Geschirr kaputt!“

„Ich werde gleich da das Mistvieh kaputt machen.“

Er versetzte dem Pferd einen mächtigen Schlag.

Sári röcherte, wollte sich auf die hinteren Beine stellen, fiel aber auf die Knie.

„Auf, auf, du Mistvieh! Ich strecke das Ding zu Boden.“

Sári konnte nur noch müde aufstehen.

„Wisst ihr, wie mein Alter diese Biester auf die Beine brachte? Mein Alter war im Pferdewesen Spezialist.“

Seine Augen zuckten gelb im verschwitzten Gesicht.

„Feuer legte der Alte unter das Biest. Fenomenal, was? Mir reicht auch mein Prügel. Glaubst ihre das?“

Aus den Nüstern des Pferdes tropfte Blut.

Jani hob den Prügel.

Sári wollte sich vor Furcht auf die hinteren Beine stellen. Jani schlug mit teuflischer Wut zu.

„Willst noch? Brauchst noch? Ich mach dich zum Wrack, du Mistvieh!“

Sári machte einen entsetzten, verzweifelten Ruck. Das Leder des Geschirrs ging in stücke, alles ging in Stücke.

Jani wollte dem Pferd mit einem Spaten noch einen Schlag versetzen, doch traf der Schlag nur noch die Lore.

„Du Vieh! Die Fahrräder! Rasch die Fahrräder herbei! Alles auf die Räder, wir werden das Vieh bald erwischen!“

Gustl kam aus dem Hof der Ziegelei mit Heu im Arm.

„Was habt ihr gemacht? Was habt ihr mit meinem Fuchs gemacht?“

„Wir? Alter Tölpel! Hast das Ross allein gelassen und das hat sich den Reiß aus genommen.“

„Nee.“

„Schwatz doch nicht, Alter! Sei froh, dass wir dir helfen wollen.“

Das Pferd machte auf der Landstraße halt.

Dicker Staub. Steine der abgewetzten Straße. Maulbeerbäume. Das Blut sickerte ihm salzig in das Maul. Es blickte nicht mehr zurück, nur auf den weiten Weg in die Ferne.

Dann ging's los!

Aus der Ferne näherten sich Kukuruzfelder.

Alles näherte sich dem Pferde.

Pferdewagen wurden immer größer. Pferde und Wagen. Leute auf dem Wagen. Die Maulbeerbäume sausten vorbei. staub und Steine spritzten in die Höh. Man stellte sich auf den Weg, man winkte, Hunde jagten ihm nach, Kirchtürme tauchten aus der Ferne auf, Häuser, weiße Häuser liefen ihm zu, man stellte sich quer auf die Landstraße, Sári hatte aber nur noch das Jagen in den Gliedern. Himmel und Erde rutschten ineinander, Sári hatte nur noch das Dröhnen und Pfeifen des weiten Weges. Es vernahm nicht mehr das Brennen seiner Wunden, es wollte nur nach Hause, es wollte wenigstens bis ans Tor ... auch hinein in den Hof, wollte sich unter den Birnbaum stellen dort am Brunnen. Schaut, was sie mir angetan haben ... Das Sausen wurde immer mehr zu einem hohlen Rauschen. Nach Hause! Weg von da! Nach Hause! Die Maulbeerbäume flatterten vorbei. Alles dröhnte, alles flatterte ... alles ... die Luft wurde immer schärfer ... dann bog das erschöpfte Pferd mit einem Sprung in Richtung Kukuruzfelder ein. Was soll das? Was will denn das alles? Es stand allein auf einem Kukuruzfeld. Wo sind sie denn alle? Franz, Rosi, Waldi? Sári meinte, es wäre ihr Kukuruzfeld. Es hob nicht mehr den Kopf mit den traurigen Augen, mit den blutigen Nüstern. Auch die Ohren spitzte es nicht mehr. Eine unendliche Stille umgab es. Es wollte nicht mehr laufen, nur stehen. Es wünschte sich eine leichte Brise. Das wollte Sári, das Pferd. Dann platzte ein Schrei in die Stille.

„He Jungs! Ich habe das Ross!“

Sári stand still. Es wollte nichts mehr. Nur stehen.

„Das Ross! Jani, dort steht das Ross.“

Bald standen sie mit ihren Fahrrädern alle dort.

Jani brachte sein Fahrrad in den Graben.

Er stellte sich vor das Pferd.

Sári schaute nicht auf.

Jani versetzte einen dumpfen Schlag auf das rechte Auge des Pferdes. Er schlug mit der Faust, mit seiner schweren Faust. Sári stand still, nur ein Jammern war zu hören. Als wäre es das bittere Weinen eines Mannes. Ein schluchzendes Weinen aus der Ferne.

Aus dem rechten Auge des Pferdes quoll Blut.

Dann führten sie das Pferd zur Landstraße.

Sári wollte in die Ferne schauen, in die Richtung, wo das Dorf ist, wo sie alle sind.

„Der Fuchs haut uns noch ab.“

„Der nicht. Los, du Vieh! Hoch mit deinen faulen Beinen! Los!“

Nach zwei Stunden brachten sie das Pferd aufs Gelände der Ziegelei zurück.

An so manchen Abenden, wenn das schwere Nass der Nebel in den Gärten liegt, und der Nachtwind sich an die Fenster legt, in der Nacht, wenn schon das blauliche Flimmern der Fernseher hinter den Fenstern der Nachbarswohnungen erlischt, in den langen schlaflosen Nächten horche ich in die Nacht, in die weite, unendliche Nacht. Was soll das Unwetter schon wieder? Was das Ächzen und Stöhnen? Man liegt still und horcht hinaus in die unendlich lange schlaflose Nacht. Das Toben des Windes wird zu einem Sausen und Rauschen, ja als kämen da die Hunde, unsere Hunde, all unsere Hunde und die Pferde vorbei. Wisst ihr noch, wie wir sie alle in unseren Dörfern gelassen haben. Alle haben wir sie gelassen, die kleinen und die großen, die traurigen und die wacker dahinlaufenden, alle haben wir sie gelassen ... Wer dachte noch damals vor dreißig, vor fünfunddreißig Jahren an die Hunde, an die Pferde? Wer dachte an die Hunde, die auf uns warteten? Man hat sie verprügelt, man ha sie verjagt ... sie saßen traurig unter den Bäumen, sie horchten immer trauriger in die Weite. Sie warteten Tag und Nacht, Tag und Nacht warteten sie auf uns. Sie liefen den Leuten nach, liefen durchs Dorf, auf unsere Felder liefen sie. Sie warteten hungrig, nass, mit einer tiefen Trauer in den Augen, mit der herannahenden Furcht in den Augen, mit der Erinnerung an uns hockten sie dort unter den Bäumen, jämmernd, winzelnd heulten sie. Ich liege schlaflos in der Nacht. Tobt der Wind? Macht das der Wind? Das Winzeln und Heulen? Oder wären es die Hunde und die Pferde, die Pferde und Hunde, die wir ... ja, die wir gelassen haben, die Traurigen und die Wackeren, alle haben wir sie gelassen!

In den unendlich langen schlaflosen Nächten weiß ich, dass sie uns noch immer auf der Spur sind. Ich vernehme ihr Winseln, ihr erbärmliches Winzeln. Sie hetzen sich auf den weiten Wegen nach uns.

Wäre es nur der Wind, der sich ächzend ans Fenster legt?

Nein!

Die Pferde und die Hunde, die da hastig vorbeikommen.

Auf der Suche nach uns.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Interpretieren Sie den Titel des Textes.

2. Charakterisierten Sie die Figuren der Erzählung.

- Suchen Sie die wichtigsten **Motive** des Textes heraus und sprechen Sie in der Klasse darüber, welche Bedeutungen diese Begriffe haben können.
- Stellen Sie das Schicksal des Pferdes anhand des Wechsels seiner „Besitzer“ dar. Beobachten Sie, wie sich die Lage des Tieres unter den unterschiedlichen Bedingungen verändert hat.

Besitzer	Lage des Pferdes

- Stellen Sie die drei wichtigsten Schauplätze des Textes dar. Beschreiben Sie auch ihre Funktion in der Erzählung.

Schauplatz			
Beschreibung			

- Beobachten Sie die Zeitschichten des Textes.
- Welche Rolle spielen die Erinnerung und der Traum in der Erzählung?

Ludwig Fischer: Auf weiten Wegen

Interpretation

Die Erzählung von Ludwig Fischer *Auf weiten Wegen* ist der Titelgeber des gleichnamigen Erzählbandes. Die **Novelle** erzählt die Geschichte des Pferdes Sári, das von seinem Besitzer einer Ziegelei verkauft wird. Die Mitglieder der schwäbischen Familie, Franz und Rosi sind mit dem Tier gut umgegangen, sie haben es als ein Familienmitglied behandelt. Vor der ungarndeutschen Familie öffnet sich durch den Verkauf des Tieres und ihrer Besitztümer die Möglichkeit in die Stadt zu ziehen und dort ein neues Leben zu beginnen. Sáris Leben nimmt damit eine Wende: das Pferd gelangt aus den familiären Verhältnissen des Bauernhofs unter die unmenschlichen Bedingungen der Fabrik. In der Ziegelei versucht Gustl das Pferd vor dem Untergang zu behüten, der einfältige und brutale Arbeiter, Jani beginnt das Pferd zu prügeln, schlägt sein Auge aus und bricht seine Sehnsucht nach Freiheit. Der Titel *Auf weiten Wegen* erscheint an mehreren Stellen des Textes in unterschiedlichen Formen und fungiert als Hauptmotiv der Erzählung. Durch die Wiederholung erhält die Konstruktion einen metaphorischen Inhalt: er symbolisiert den Abschied von der Heimat und die Entfernung vom Zuhause. Im Gedächtnis des

Pferdes erscheinen die Wege als Verknüpfung zur verlorenen Identität der eigenen Vergangenheit. Das Motiv verknüpft sich mit den Begriffen von Traum und Untergang und mit den Gefühlen wie Schmerz, Heimweh und Melancholie.

Die Schauplätze der Erzählung verfügen ebenfalls über einen symbolischen Charakter. Der Bauernhoferscheint nur in der irrealen Welt der Erinnerungen und der Träumen von Sári als die Welt der Vergangenheit. Als soziokulturelle Umgebung des Pferdes diente die ungarndeutsche Familie auf dem Lande mit Franz als Familienoberhaupt. Das Tier verfügte hier über den Status des Familienmitgliedes, der Schauplatz erscheint in seinen Erinnerungen mit idyllischen Eigenschaften. Die Symbolik des Bauernhofes symbolisiert eine unverdorrene Welt der Freiheit. Auf Sári fiel hier draußen in der Natur der Regen als himmlischer Segen herunter.

Die Ziegelei erscheint im Text als die Welt der Gegenwart und der Realität. In der neuen Umgebung versucht Besitzer Gustl sich um das Pferd kümmern. Da er die Gefahren der Ziegelei und das Schicksal der hier arbeitenden Pferde kennt, versucht er das Tier vor dem Missbrauch zu behüten. Aus seiner Position folgend ist Gustl aber nicht fähig die Situation des Tieres unter seiner Kontrolle zu halten, und so gelangt Sári langsam in die Hände von Jani, der mit seiner elementaren Aggressivität und Skrupellosigkeit im Werk den Vernichter aller Werte verkörpert. Bis Sári auf dem Bauernhof als ein Familienmitglied behandelt worden war, muss es sich in der Ziegelei mit der Funktion der Industriearbeiters konfrontieren. Die soziokulturelle Umgebung des ungarndeutschen Bauernhofes wird hier von der traditionslosen sozialistischen Industriefabrik abgelöst. Die Ziegelei erscheint im Text als der Schauplatz des Unterganges, wo aus dem freien Individuum durch die Produktion ein gleichgeschalteter Industriearbeiter hergestellt wird. Die Ziegelei ist das Symbol der sozialistischen kollektivistischen Gesellschaft, die sich die Vernichtung des Individuums zum Ziel gesetzt hat. In der Ziegelei verkehrt Sári nur noch auf Gleisen, die eine feste Richtung haben und für das Pferd damit die Gefangenschaft bedeuten. Anstatt des erfrischenden Regens der Natur steigt hier aus der verschmutzten Luft des Industriegebiets ständig Ziegelstaub auf das Pferd herunter.

Aus einer soziokulturellen Perspektive gesehen stellt die Erzählung mit der Geschichte des Pferdes und der Bauernfamilie die Urbanisation und Assimilation der deutschen Minderheit in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg dar. Die hinterlassenen Tiere (Hunde, Pferde etc.) sind in dieser Hinsicht Symbole der überflüssig gewordenen Elemente einer Kultur, die infolge von sozialen Veränderungen ihre frühere Funktion verloren haben. Aus einer allgemeinphilosophischen Sicht können diese Tiere auch als die Symbole von Erinnerungen, Werte, Gedanken, Ideen oder Lebensphasen interpretiert werden, die die Menschen während der Veränderungen des Lebens hinter sich gelassen haben. Die Erzählung verfügt außerdem über eine sakrale Dimension, die in Richtung der christlichen Tradition zeigt. Das Geld, das Franz für das Tier erhalten hat, wird im Text als „Judaslohn“ bezeichnet. Franz rückt damit in die Position des Verräters, das Pferd in die des verratenen Freundes, in dessen Leben infolge dieser Entscheidung eine Leidensgeschichte beginnt. Hinter dem Schicksal des geopfertem Pferdes taucht die Passion von Christus auf, der Text verwandelt sich dadurch zu einer [Parabel](#), in der sich die biblische Leidensgeschichte verbirgt.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Schreiben Sie die Geschichte der Familie und des Pferdes in der Form einer Erzählung weiter.
2. Forschen Sie in der Bibliothek nach literarischen Werken, in denen ein Pferd im Mittelpunkt der Geschehnisse steht. Halten Sie ein Referat über einen selbst gewählten Text.

BÉLA BAYER: DORT DRÜBEN

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was bedeutet Ihrer Meinung nach der Titel des **Romans**? Diskutieren Sie in der Klasse darüber.
2. Führen Sie eine Umfrage in der Klasse darüber, in welchen Ländern Sie schon gewesen waren. Wie haben sie die Sitten dieser Länder erlebt? Welche Grenzerfahrungen haben sie gemacht?
3. Lesen Sie das folgende Zitat aus der Rede des englischen Premierministers **Winston Churchill!**

„Von Stettin an der Ostsee bis Triest am Mittelmeer hat sich ein Eiserner Vorhang auf Europa herabgesenkt. Dahinter liegen all die Hauptstädte der alten Staaten Mittel- und Osteuropas. Warschau, Berlin, Prag, Wien, Budapest, Belgrad, Bukarest und Sofia. Diese berühmten Städte und die Bevölkerung ringsum liegen alle im sowjetischen Wirkungskreis, so muss ich es nennen, und unterliegen, auf die eine oder andere Weise, nicht bloß sowjetischem Einfluss, sondern zu einem sehr hohen und in einigen Fällen zunehmendem Maße der Lenkung durch Moskau.“

(Winston Churchill – 5. März 1946 – Fulton)

- a) Was bedeutet der Begriff „Eiserner Vorhang“?
- b) Sammeln Sie Ihre Kenntnisse über die Rolle der Grenzen in Europa des 20. Jahrhunderts!
- c) Welche Rolle spielten die jeweiligen Grenzziehungen in der ungarischen Geschichte?

Béla Bayer: *Dort drüben*

(Auszug)

In dem viktorianischen Pfarrhaus im Londoner Stadtteil Chelsea herrschte schon tagelang Unruhe. Nicht nur bei Carol, der Stieftochter des Reverends; auch Misses Fraser, ihre Mutter konnte sich nur schwer beherrschen, obwohl die Nachricht über das Stipendium, das es ihrer Tochter ermöglichte, in Rom studieren zu können, vorlag. Für die Familie war es eine ebenso große Sensation wie die Tatsache, dass

zwei Kosmonauten zur Weltraumstation Sajut 3 gestartet waren oder wie der Rücktritt von US-Präsident **Richard Nixon**. Der Aufenthalt in Italien war verbunden mit einem Zwischenstopp in Budapest. Man muss zugeben, 48 Stunden insgesamt für die Hauptstadt Ungarn sind wenig, dennoch. Die Studentin konnte sich nicht entscheiden, welche der beiden Ereignisse ihr größere Freude erteilte. Natürlich hat die ewige Stadt ihre Reize, aber auch die Donaumetropole ist anziehend. Besonders deshalb, weil sich ihre Eltern dort kennen gelernt hatten und ihr leiblicher Vater, den sie nur von einem Bild kannte, in der Stadt lebte. Die zahlreichen Märchen, die geheimnisvollen Erzählungen und Erinnerungen an ihren einmaligen Besuch in Südungarn haben die Phantasie der jungen Frau beflügelt.

„Ich werde ihn treffen!“, war sie sich sicher.

„Meinst du den Papst?“, fragte ihre Mutter belustigt.

„Ihn auch“, ging Carol auf ihren Tonfall ein.

„Und wen noch?“, fuhr Misses Fraser fort.

„Meinen Vater, in Budapest!“, schwärmte die junge Frau.

„Aber...“, schränkte die Mama ein.

„Weil er sich auf mein Telegramm hin nicht gemeldet hat?“, formulierte sie die Zweifel der Mutter, „vielleicht ist ihm eine Kleinigkeit dazwischen gekommen, er wird mich bestimmt auf Ferihegy 2 erwarten.“

„Das wünsche ich dir, aber wenn nicht, dann weißt du, was zu tun ist“, versuchte sich die ältere der beiden selbst zu beruhigen.

„Mach dir keine Gedanken! Ich bin ja kein kleines Kind mehr“, klang es empört.

„Vor allem sei bitte vorsichtig!“, bat sie ihre Tochter.

„Versprochen“, nahm Carol die Mutter lachend in die Hand.

Nach dem Scheitern der Revolution von 1956 kam Amalia Knittel, die junge Ungarin nach England. Natürlich nicht alleine. Mehrere ihrer Kommilitonen vom Lehrerseminar waren mitgezogen. Ihr Verlobter Martin war auch dabei. Glücklicherweise mussten sie nur ein paar Wochen im Aufnahmelager in Wien verbringen. Amalia wollte in die DDR, aber ihnen wurde die Einreise verweigert. Wenig später waren sie schon in Dover. Die Entscheidung, einen Neubeginn in London zu versuchen, hatte Martin für sie beide getroffen. Voller Idealismus und Arglosigkeit. Die blindgezeichneten Vorstellungen vom ‚goldenen Westen‘ waren schnell verschwunden. Nur Gott weiß warum, schon mit dem Asyl wollte es nicht klappen. Auch an der University of Herfordshire wurde Amalia nicht angenommen.

„Bevor wir in der Gosse landen, sollen wir lieber zurück“, gab Martin recht früh auf.

„Das wäre reiner Selbstmord!“, widersprach seine Verlobte.

„Heute ist die Lage eine ganz andere, vieles hat sich gelegt, wurde ruhiger“, erläuterte er, „außerdem hatten wir keine Waffen gehabt, niemanden getötet.“

„Aber unsere Eltern?“, wandte sie ein.

„Sie werden sich verständnisvoll zeigen. Wir sollten ihnen ein paar Zeilen schreiben, in denen wir alles erklären“, versuchte Martin ihre Zweifel zu zerstreuen.

„Na gut, dir zuliebe werde ich es versuchen, obwohl ich das hoffnungslos finde“, gab sie endlich nach.

Die Briefe blieben unbeantwortet. Martins Kummer wurde immer größer. Heimweh und Sehnsucht nach der alten Heimat brachten ihn dazu, letztendlich zurückzukehren. Alleine. Amalia erhielt viele Monate kein Lebenszeichen von ihm.

Über ihre Schwangerschaft wusste nur der Reverend der Gemeinde Bescheid. Vielleicht war es Gottes Wille, vielleicht etwas anderes, die beiden hatten geheiratet. Reverend Fraser ließ Carol niemals spüren, dass er nicht ihr richtiger Papa war. Aus dem Mädchen wurde eine Frau. Erst nach ihrem College-Abschluss erfuhr sie die Wahrheit. Weil sie den Geistlichen mochte, hatte sie das nicht belastet. Aber die Neugier, einmal ihren leiblichen Vater zu treffen, war damit geweckt worden. Mit Hilfe ihrer Großeltern hatte Carol seine Anschrift herausbekommen. Sie hatten ihr, als sie sich vor über zehn Jahren ein einziges Mal begegnet waren, nichts von der Adoption erzählt. Doch dies hatte die Studentin nie hinterfragt. Während des kurzen Briefwechsels mit ihrem Vater erfuhr sie, dass Martin Kovács eine neue Familie gegründet und sie zwei kleine Halbbrüder hatte. *„Ich kann nicht klagen“*, stand unter anderem in einem seiner Briefe, *„der Aufbau des Sozialismus betritt neue Wege. Es ist allerhand zu tun. Jeder Mensch wird wirklich benötigt, insbesondere die Techniker. Als Ingenieur genieße ich besonderes Ansehen. Die Genossen bauen auf mich. Bald bekommen wir sogar einen Trabanten; in spätestens fünf Jahren.“* Für Carol war das alles nur schwer nachvollziehbar. Eigentlich hatte sie persönlichere Nachrichten erwartet; von einer erhofften Einladung war keine Rede. Mit Unterstützung ihrer Familie hatte sie das Studium an der Akademie der bildenden Künste begonnen, so kam sie zu diesem Stipendium. Der Plan, während ihres Zwischenaufenthaltes in Ungarn, ihren Papa zu besuchen, wurde schnell geschmiedet. Aber eine Antwort auf ihr Telegramm kam nicht. Ohne zu ahnen, wie es enden würde, teilte sie ihrem Vater den Ankunftsstermin mit.

Der späte Nachmittag war einer der seltenen Art. Lange, gelbe Dämmerung senkte sich auf die Stadt. So eine, die für eine halbe Stunde fähig ist, das Gesicht der Straßen und der Häuser zu verändern. Nach wenigen Minuten merkte sie, dass sich von Osten her der Abend herabschlich. Die Konturen der Fassaden kleideten sich in lila Farbe. Die Kuppeln der Kirchen, die Bögen der Brücken hatte das Licht vergoldet. Auch das Laub der Bäume schimmerte goldgelb. Die Wände und der Bürgersteig gaben die Wärme zurück, die sie tagsüber in sich gespeichert hatten. Hinter dem Gebäude des Parlaments beobachtete Carol Leute, die auf einer Bank saßen. Ihr war aufgefallen, dass sie sich alle außergewöhnlich wohl fühlten und keinerlei Lust verspürten, nach Hause zu gehen. die Atmosphäre war märchenhaft, unbeschreiblich. *„Bestimmt hat die Umgebung etwas im Inneren dieser Personen bewirkt, was sie bisher nicht benennen konnten, etwas Wundervolles.“* Obgleich ihre Geschichte einen ganz anderen Lauf, als ursprünglich geplant, genommen hatte, war sie nicht traurig. Dank ihrer Erziehung zeigte sie Verständnis. Kovács war nicht auf dem Flughafen gewesen. Nach mehreren Anrufen, nach stundenlangen Warten fuhr sie in die Stadt. In dem Haus, wo ihr Vater wohnte, fand sie niemanden vor. Aus allem das Best zu machen, gehörte zu ihren Eigenschaften. Ohne Umstände fand sie das Hotel Astoria. An der Rezeption hatte sie sogar Tagestickets erhalten, so dass sie das Kunstgewerbemuseum und die Basilika noch am gleichen Tag besichtigen konnte. *„Und morgen Vormittag werde ich das Gerbaud besuchen“*, nahm sie sich vor, *„den Ort, an dem die außergewöhnlich romantische Zuneigung zwischen meinen Eltern angefangen und wo eigentlich mein eigenes Dasein begonnen hatte. Da muss ich unbedingt hin!“* Über Einzelheiten dieser Liebe hatte ihre Mutter fast niemals erzählt, aber Carols blühendes Vorstellungsvermögen ergänzte die Romanze.

Auf der Promenade des Donauufers erblickte sie den jungen Mann. Er saß mit einem Buch in der Hand auf einer niedrigen Mauer und lauschte den Geräuschen der Wellen. Sie kam aus der anderen Richtung, war unsicher, weil sie sich, trotz des Stadtplans, verlaufen hatte und die Kreuzung, wo sie hätte abbiegen müssen, nicht fand.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe“, trat sie schüchtern auf ihn zu, „vielleicht könnten Sie mir helfen?“

Der Junge war in seine Gedanken vertieft und reagierte nicht sofort.

„Bitte!“, sagte Carol mit Nachdruck.

„Was kann ich für Sie tun?“, fragte er freundlich.

„Ich suche...“, wollte sie erklären.

„Ihre verlorene Gruppe?“, unterbrach er sie.

„Nein“, widersprach die junge Frau.

„Aber Sie sind sicher fremd hier?“, wollte er sich bestätigen lassen.

„Ja, ich bin Ausländerin und suche das Gerbaud“, bejahte die Studentin.

„Ist es nicht in der Vörösmarty-Straße?“, dachte der Mann laut vor sich hin, „doch. Na dann müssen Sie ein Stück zurück bis zu der Kreuzung“, erläuterte er hilfsbereit.

„Eben die habe ich nicht gefunden“, musste Carol gestehen.

„Welch ein Glück. Ich kann Sie ein Stück begleiten“, lächelte er sie an, „bin sowieso früh dran.“

„Danke.“ Sie machten sich auf den Weg.

„Und von wo kommen Sie, wenn ich fragen darf?“, erkundigte er sich neugierig.

„Ich komme aus England“, antwortete sie.

„Bestimmt wollen Sie mit mir ein Späßchen machen?“, meinte er mit gespielter Entrüstung.

„Weswegen sollte ich?“ entgegnete sie.

„Aber Sie sprechen einwandfrei unsere Sprache“, wandte der junge Mann ein.

„Meine Wurzeln liegen in Ungarn“, gab sie als Erklärung.

„Ah so, verzeihen Sie mir. Sehen Sie dieses hohe Gebäude?“, fragte der junge nach wenigen Minuten, „das ist Gerbaud. Inzwischen bin ich angekommen. Dies hier ist meine Uni. Ich muss zu einer Vorlesung, die mich, wenn ich ehrlich sein darf, nicht besonders interessiert.“

„Na dann, haben Sie vielen Dank! Auf Wiedersehen“, verabschiedete sich Carol.

„Wiedersehen!“, kam es zurück.

Die Kunststudentin saß bereits bei einem Kaffee auf Gerbauds Terasse, als sie den höflichen Begleiter wiedersah. Sie hatte sich die Zeit genommen, die Künstler zu beobachten, die in der Gegend überall zu sehen waren. Den ‚pflichtgemäßen‘ Schaufensterbummel hatte sie ebenfalls erledigt. Der Versuch, ihren Vater telefonisch zu erreichen, war erfolglos geblieben. Der Junge näherte sich dem Café, nahm an einem Tisch Platz und wollte eben etwas bestellen, als sein Blick auf sie fiel. Ohne lange nachzudenken kam er auf sie zu.

„Sieh an, was für ein Zufall! Aber beruhigend, dass Sie es gefunden haben. Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragte er.

„Gerne“, erhielt er ihre Zustimmung.

„Zunächst bitte ich um Entschuldigung, mich Ihnen nicht vorgestellt zu haben. Martin ist mein Name.“

„Ich bin Carol, aber sagen Sie mal, gibt es auch andere ungarische, männliche Vornamen?“, musste die junge Frau lächeln.

„Wie meinen Sie das?“, erstaunte sich Martin.

„Mein Papa heißt genauso wie Sie“, kam die Erläuterung.

„Das ist wohl eher Zufall.“ Als wären sie ewig Freunde, unterhielten sie sich. Fragen, Antworten, Meinungs austausch.

„Ich studiere Geschichte im letzten Semester und meine Abschlussprüfung steht in Kürze an. Kennen Sie unsere Historie?“

„Teilweise schon. Von meinem Opa.“

„Ihr Opa? Kennen die Engländer so gut unsere Vergangenheit?“, überraschte sich der Student.

„Mein Opa Knittel lebt hier, in Südungarn.“

„Moment. Langsam“, versuchte er nachzuvollziehen, „Knittel? Das kommt mir so bekannt vor, es ist aber kein einheimischer Name.“

„Nein, er ist ein Ungarndeutscher mit ausgeprägtem magyarischem Nationalstolz“, klärte sie auf.

„Sehr interessant. Können Sie mir darüber mehr erzählen?“

„Wenn Sie möchten“, willigte Carol ein, glücklich darüber, dass ein Geschichtsstudent Anteilnahme am Leben ihres Großvaters zeigte.

Die junge Frau hatte das Gefühl gehabt, dass sich, während ihrer Unterhaltung, die für sie exotische Umgebung sowie die Zeit unter dem Einfluss der Worte und Gesten des Mannes auflösten.

„Ist es spät geworden! Ich muss leider gehen!“, bedauerte sie.

„Schade. Ich habe ihre Erzählungen sehr genossen und hätte gerne noch vieles mehr gehört“, tat es ihm Leid.

„Ich wohne im Hotel Astoria. wenn Sie wollen und wenn Sie heute Abend für mich noch paar Stunde übrig hätten...“

„Soll das eine Verabredung sein?“, fragte er.

„Vielmehr eine Einladung“, klang es recht forsch.

„Ich weiß nicht so recht...“, zögerte er.

„Wenn Sie nicht möchten.“

„Doch, doch, nur...“ Er zauderte.

„Dann gegen acht“, warf sie all seine Zweifel über Bord.

Unterwegs zum Hotel kreisten Hunderte von Fragen in ihrem Kopf. „Woher nehme ich auf einmal den Mut? Ist es mir bewusst, was ich tue? Schon“, besänftigte sie sich selbst, „aber es gehört sich ja nicht. Wer sagt es? Und die Erziehung, die Moral? Ist in bester Ordnung. Was meint meine Religion dazu? Wenn junge Leute sich gegenseitig mögen, ist es mehr als selbstverständlich. So sieht es auch die breitkirchliche Gruppe unserer Anglikanischen Kirche. Sie kennzeichnet sich dadurch, dass sie sozialetischen Fragen gegenüber besonders offen ist. bin ich vielleicht verliebt? Bestimmt nicht, es ist nur eine Sympathie und der Zauber der Umgebung. Wenn nicht...?“ Soweit war sie in ihrem gedanklichen Zwiegespräch gekommen, als sie ihre Unterkunft erreichte. Die folgenden Stunden verbrachte sie mit Vorbereitungen für ihre Abreise am darauffolgenden Tag. Ein erneuter Versuch, ihren Vater zu erreichen, schlug fehl. Die Zeiger der Uhr schienen sich in doppelter Geschwindigkeit zu bewegen. Sie hatte es fast nicht bemerkt, dass es bereits kurz

vor acht war. Damit, dass es in der Eingangshalle des Astoria so laut zuging, konnte sie im Vorfeld nicht rechnen. Sie hatte diesbezüglich keine Erfahrungen. Touristen kamen und gingen, Koffer und Reisetaschen stapelten sich in einer Unordnung. Sich beeilende Fahrstuhljungen lächelten sie an. Eine Mischung von Fremdsprachen schwebte im Raum. Babylonische Verwirrung herrschte um sie herum.

„Wir er mich finden, wenn er überhaupt kommt?“, war sie verunsichert.

Während Carol noch über eine Antwort nachdachte, erschien der angehende Historiker in der Drehtür. Er erschien auf Minute. Diese Verlässlichkeit gefiel der jungen Frau. Pünktlichkeit, worauf Reverend Fraser besonders großen Wert legte, hatte er seiner Ziehtochter frühzeitig gelehrt. Ebenso die Höflichkeit, mit dem sie ihn empfing. Ganz offensichtlich fühlte sich Martin nicht wohl in seiner Haut.

„Ich meine, wir sollten besser spazieren gehen.“

„Ich weiß, dass es hier sehr hektisch ist...“, wollte sie ihn beruhigen.

„Darum geht es nicht“, widersprach er.

„Worum dann?“, konnte sie nicht verstehen.

„Die Hotelleitung sieht es nicht gerne, wenn sich Einheimische, die keine Gäste sind, in ihrem Haus aufhalten.“

„Das soll wohl ein Scherz sein!“, entrüstete sie sich.

„Nein, kein Scherz. Es ist wirklich so.“

„Ich wollte eigentlich heute Abend nicht mehr ausgehen“, dachte sie laut vor sich hin, „ich habe einen sehr frühen Flug gebucht. Aber, wissen Sie was“, wandte sich Carol ihm zu, „wir suchen uns ein gemütliches Fleckchen, wo wir unser Gespräch fortsetzen können.“

Sie verließen das Hotel und bogen in die Dohány Straße, wo Martin eine ruhige Weinstube kannte.

„Nicht wahr, Ihr Opa heißt Knittel?“, wollte Martin sicher gehen, nachdem er zwei Gläser Rotwein bestellt hatte.

„Schön, dass Sie sich daran erinnern.“

„Während der vergangenen Stunden fiel mir ein, dass ich auch einen alten Bekannten namens Knittel habe. Er könnte im Alter Ihres Großvaters sein. Was Ihr Opa in einer Grube tätig?“

„Soweit ich weiß, ja.“ Seine Frage erweckte in der Studentin große Neugierde und sie forderte ihn auf fortzufahren.

„Als ich noch ein kleiner Junge war, musste ich in den Sommerferien arbeiten, um meine allein stehende Mutter unterstützen zu können. Wir hatten nur das nötigste zum Leben. So lernte ich einen Gespanntreiber kennen, der mit dem, was Sie mir heute Mittag erzählt hatten, zu tun haben könnte. Sicher bin ich mir allerdings nicht. Möglich wäre es aber. Dieser Mann hat mich so fasziniert, dass ich mir vorgenommen habe, seine Geschichte irgendwann zu Papier zu bringen.“

„Sagen sie bloß nicht, dass Sie auch eine schriftstellerische Ader haben?“, meinte Carol nicht ganz ernst.

„Das wäre vielleicht etwas übertrieben, aber ich schreibe bereits seit meiner Jugend. Können Sie mir weitere Einzelheiten von Ihrer Verwandtschaft in Südungarn erzählen? Wenn es nämlich so ist, dass Ihre Großvater tatsächlich der Knittel ist, den ich meine, hätten wir viel Gemeinsames.“

Miss Fraser schilderte Martin ihre Familiengeschichte, soweit sie ihr bekannt war. Die beiden bemerkten überhaupt nicht, wie die Zeit verrann. Erst die Sperrstunde unterbrach ihre angeregte Unterhaltung. Der wohlgezogene junge Mann begleitete seine Gesprächspartnerin ins Hotel Astoria. Bevor sie sich verabschiedeten, tauschten sie noch ihre Adressen aus und versprachen, miteinander in Verbindung zu bleiben. Eine Taxe hatte Carol am Frühmorgen abgeholt. Die Großstadt war wie gewöhnlich voller Geräusche. Die Straßenbahnen trugen weiterhin ihr tagtägliches gelbes Leid. Rumtreiber suchten nach Resten in Mülltonnen. Niemand, außer den jungen Leuten, konnte ahnen, dass in der vergangenen Nacht wirklich etwas Außergewöhnliches begonnen hatte.

Um Mitternacht des Heiligen Abends 1974 weihte Papst Paul VI. durch den Akt der Eröffnung der Heiligen Pforte in Sankt Peter das Jubiläumsjahr der katholischen Kirche ein. Es galt bis Dezember 1975 und sollte einer inneren Erneuerung der Gläubigen dienen. Der Ablass wurde im folgenden Jahr auf die übrige Kirche ausgedehnt.

„Welch einmaliger Moment“, sagte Carol begeistert zu ihrer Mitstudentin, „wenn Reverend Fraser da sein könnte! Weißt du, dass er mich erzogen hat?“

„Ja, du hast es bereits erwähnt“, erwiderte die Angesprochene und die beiden jungen Frauen ließen sich von der feierlichen Stimmung mittragen. Monate später, nachdem sie die Engländerin in Rom eingelebt hatte, erhielt sie Post.

„Liebe Carol,

ich habe mein Examen hinter mir, habe alles gut bestanden. Man bot mir eine Stelle im Geschichtsinstitut im Burgviertel an, die ich natürlich nicht abgelehnt habe. Da die Arbeit mich nicht erdrückt, bleibt mir ausreichend Zeit für mein Schreiben. Ferner bin ich in den Club der jungen Künstler eingetreten. Aber was noch wichtiger ist, wie wir vermuteten, sind dein Großvater und der Knittel aus meiner Kindheit tatsächlich ein und derselbe. Mir ist es gelungen, die Kontakte zu ihm aufzufrischen. Ich habe ihn sogar besucht. Es war für ihn fast nicht vorstellbar, welche merkwürdigen Wege das Leben nehmen kann. Er war mehr als überrascht, als ich ihm erzählte, seine Enkeltochter in Budapest getroffen zu haben. Hattest du ihm damals über deinen Kurzaufenthalt in Ungarn nicht Bescheid gegeben? Du wirst deine Gründe gehabt haben. Die Hauptsache aber, er ist bereit, mich bei meinen Nachforschungen zu unterstützen. Du erinnerst dich an mein Vorhaben, sein Leben literarisch aufzuarbeiten. Ich arbeite daran. Sobald die Endfassung fertig ist, werde ich sie dir zukommen lassen. Ich soll dir noch herzliche Grüße von deinen Großeltern übermitteln. Sie würden sich freuen, von dir persönlich zu hören. Bis bald:

Martin“

Die Dämpfe des Tibers schwebten über den sieben Hügeln. Carol stand vor dem Capitol, wo Touristengruppen andächtig den Erklärungen der Reiseleiter lauschten, ab und an gestört von lautstark gestikulierenden Einheimischen. Die ewige Stadt zog die Gaststudentin, obwohl sie bereits seit über einem halben Jahr hier lebte, immer noch in ihren Bann. Nach wie vor war sie fasziniert von dem Reiz der Antike, dem überschäumenden südländischen Temperament. Ihre Studien waren erfolgreich. Die Kommilitonen waren für alles offen und interessiert. Sie diskutierten über die Entscheidung des italienischen Verfassungsgerichtshofes, der, bei Gefahr für die Mutter, die Abtreibung erlaubt hatte, über die Frauenpolitik der Welt. Dass Margaret

Thatcher als Frau zur Vorsitzenden der britischen Konservativen gewählt worden war. Auch die internationalen Erfolge von Ingmar Bergmanns Film „Szenen einer Ehe“ mit Liv Ullmann in der Hauptrolle, der eine Zweierbeziehung analysierte, war eines ihrer Gesprächsthemen. In ihren Briefen nach London schwärmte sie von der italienischen Lebensart, die so ganz anders ist als die britische. Selbst Kleinigkeiten konnten sie begeistern, Eines Tages kam das Päckchen mit dem Manuskript an. Glücklicherweise fanden an diesem Nachmittag keine Vorlesungen statt. Sie zog sich in ihre Studentenbude zurück und begann zu lesen.

DORT DRÜBEN

Kurzroman von Martin Kál

Anfang Januar kamen sie zum Don. Vielmehr in die Nähe des Flusses. Die Versorgungskräfte machten das immer so. Das war ihre Aufgabe. Mit fünf Gäulen. Etwa 30 km von der Feuerlinie entfernt. Sie waren die Transportleine, der Nachschub. In den Kampf mischten sie sich nur selten ein, so mussten sie weniger Gefallene beklagen. Gefangene? Nur ab und zu. So weit war Hans Knittel in seinen Gedanken gekommen, als er vom Tannenwald her Schreien hörte.

„Die Russen kommen, die Russkis sind da!“

„Wir sollten vielleicht fliehen“, dachte er, aber er hatte nicht den Mut gehabt, das laut zu äußern. Seine Vorgesetzten hatten eben vor vier Tagen erwähnt, wenn sie überhaupt aus dieser Hölle lebendig herauskommen würden, kann es nur vorwärts gehen. In Angst und Unsicherheit verstrichen die letzten Stunden. Von der Front hatten sie keine einzige Silbe mitbekommen. Aufgrund der Tatsachen, dass sie von Orjol gegen Woronjes marschierten, wusste er auch über die riesigen Verluste der ungarischen Streitmacht Bescheid.

„Dort drüben, uns gegenüber, liegt eine bessere Welt“, sagte er leise nur so vor sich hin, „das italienische Brot schmeckt wesentlich besser.“ Nördlich der Transportleine waren die Deutschen, südlich bildeten die italienischen Truppen die Schutzlinie. Von diesen Südländern bekamen sie manchmal ein paar Kriegerbrötchen. Dies war auch nötig, da ihre eigenen Rationen beschämend gering ausfielen. Sie waren so knapp bemessen, dass die Soldaten ihnen belächelnd den Namen „Müffelchen“ gegeben hatten, winzige Häppchen, die man für Kleinkinder zurechtschneidet. Die Gäule wurden immer unruhiger. Das Gebäude, in dem sie einquartiert waren, lag neben einer, nur für Deutsche zugänglichen, Kantine. Durch ein Mitternachtsgespräch wurde für Hans klar, dass sich die deutsche Truppe bereits auf dem Rückzug befand. „Nun, weiß Gott, weshalb ziehen wir uns nicht ebenfalls zurück?“, überlegte er sich gerade, als die Katjuschas anfangen zu bellen.

2

Hans Knittel heiratete ein Mädchen aus dem Nachbardorf, eine aus einer ziemlich reichen Familie, und zog zu seinen Schwiegereltern. Man musste zugeben, dass die frisch verheiratete Frau einen kleinen Strich hatte; aber wer beachtet das schon, wenn die Mitgift so ansehnlich ist. Sie stellte sich und ihre Vorfahren als Ungarn dar, obwohl deren Wurzeln irgendwo im Saarland lagen. Die Schwoben, und sie bildeten die Mehrzahl der Einwohner des Dorfes, sahen die Heirat mit dem Fremden sehr ungern, besonders die Eltern der jungen, heiratsfähigen Männer. Lisbeth war eine wirklich hübsche Maid, trotz all ihrer kindlichen Vorstellungen. Als ihr Ehemann wurde Hans von den Dorfbewohnern sehr beneidet.

„Ah, weswegen soll mich das interessieren, was die Großmäuler hier rumschwätzen?!“, bemerkte er am Rande, „mir ist wichtiger, dass es mit der Hopfenernte klappen wird!“ Denn das Bier mochte er über alles. Natürlich nur die beste Sorte.

Kurze Zeit nach der Eheschließung kam der Nachwuchs. Jahr für Jahr, mit schöner Regelmäßigkeit. Die Erstgeborene nannten sie Amalia. Sie bekam ihren Namen nach einer ungarischen Gräfin. Das gehörte zu Lisbeths Schwächen. „Es tut mir immer gut, mich ein bisschen als Vornehme zu fühlen!“, konnte man ab und zu von ihr hören. Die Geschichte der Adligen kannte sie in-und auswendig. In Ungarisch ebenso gut wie in Deutsche. Sie hatte ihrem Mann öfter über die Feldherrenfamilie erzählt, dass sie nicht nur mächtig, sondern darüber hinaus für ihre Zeit auch sehr aufgeklärt, wenn nicht gar revolutionär gewesen war. Gräfin Amalia war eine der allerersten Kindergärtnerinnen. Hans genoss es immer, den Erzählungen seiner Frau zuzuhören. Er grinste und nahm es für sich so hin, als hätte er die klügste Gattin der Welt. Später kamen die Jungen. Sie wurden auf Florian und Gustav getauft. Der kleinste erhielt seinen Namen nach dem berühmten Drucker Heckenast. Hans' Schwiegereltern, die wegen ihres Alters nicht mehr für die Landarbeit geeignet waren, sondern lediglich noch bei der Erziehung der Kinderhelfen konnten, waren sehr zufrieden mit ihm. Ihr Reichtum vermehrte sich ständig. Als der Krieg ausbrach, kam Knittel in die Stadt Baja, und weil er über große Erfahrung mit Pferden verfügte, wurde er Gespanntreiber. Bei den Versorgungskräften, bei der Transportleine.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Führen Sie anhand der Passagen Argumente dafür an, dass der Roman die Merkmale eines **Familienroman**, eines **historischen Roman** und eines **Künstlerroman** beinhaltet. Füllen Sie dazu folgende Tabelle aus.

	Familienroman	historischer Roman	Künstlerroman
Merkmale			

2. Charakterisieren Sie die Figuren des Textes anhand der gelesenen Passagen.
3. Sprechen Sie über die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Figuren.
4. Vergleichen Sie Ihre Beobachtungen mit der folgenden Tabelle. Diskutieren Sie darüber in Gruppen.

Frauenfiguren des Romans	Männerfiguren des Romans
--------------------------	--------------------------

<ul style="list-style-type: none"> - sie sind dazu fähig, die Grenzen zu überschreiten - sie sind dazu fähig, anhand ihrer Erfahrungen ihre Identitäten zu überprüfen - dies ermöglicht die Bewältigung der erlebten Traumas 	<ul style="list-style-type: none"> - sie verfügen über eine starke Bindung zu ihrer Heimat bzw. zu ihrem Vaterland - sie sind Gefangene ihrer Identität - dies führt zu Niederlagen, zu Verlusten und zu persönlichen Tragödien
---	--

5. Im Text erscheint der Topos des Weges / der Reise / der Fahrt.

- Stellen Sie anhand von Textausschnitten dar, wie sich diese Motive mit dem Schicksal der einzelnen Personen verknüpfen lassen.
- Beobachten Sie auch, welche Rollen der „Wegwechsel“ oder die „Wegkreuzungen“ in den einzelnen Szenen spielen.

6. Suchen Sie nach geografischen Namen im Text.

- Tragen Sie diese in die Tabelle ein.
- Mit welchen Figuren lassen sie sich verknüpfen?
- Welche historischen Ereignisse, Assoziationen und/oder symbolische Bedeutungen lassen sich mit diesen Namen verknüpfen?

Land	geografischer Name	Person	historische Ereignisse, Assoziationen, symbolische Bedeutungen
Ungarn			
Deutschland			
England			
Russland			
Italien			

7. Wie viele Erzähler erscheinen in der Narration des Romans? In welcher Beziehung stehen die beiden Textteile zueinander?

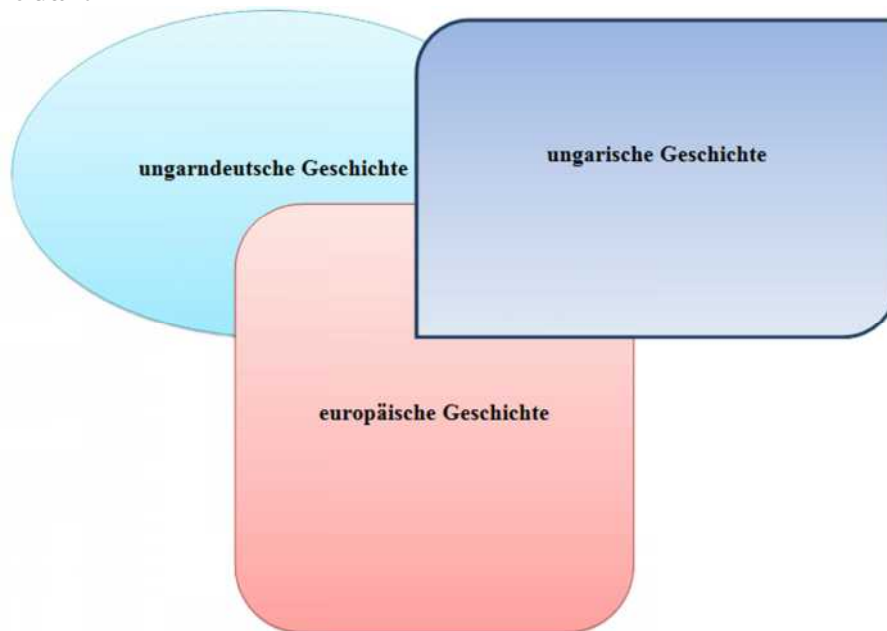
8. Welche Informationen benötigte Martin Kál um über das Leben von Hans Knittel und das Schicksal seiner Familie einen historischen Kleinroman schreiben zu können?

- Welche Kenntnisse brauchte er zu seinem Projekt?

b) Wie konnte er über die Ereignisse Informationen sammeln?

c) Diskutieren Sie in der Klasse darüber, welche Kenntnisse Ihrer Meinung nach die Autoren von Romanen brauchen, um ihre Werke authentisch verfassen zu können.

9. Füllen Sie folgendes Diagramm mit den historischen Ereignissen aus. Wie stellt der Roman die ungarndeutsche, die ungarische und die europäische Geschichte im 20. Jahrhundert dar?



10. Diskutieren Sie anhand der Tabellen und Diagramme darüber, wie sich in der Geschichte das Schicksal der einzelnen Familien, Minderheiten, Völker und Nationen miteinander verknüpfen lässt.

Interpretation

Der Roman *Dort drüben* (2002) von **Béla Bayer** bearbeitet die Geschichte und Kultur der Ungarndeutschen im 20. Jahrhundert mit literarischen Mitteln. Mit seinem Konzept steht das Werk mit den ungarischsprachigen Narrativen von Márton Kalász, Lajos László, István Elmer, Robert Balogh oder Vilmos Ircsik in Verbindung.

Die Handlung des Romans beginnt im Jahre 1974 in einem anglikanischen Pfarrhaus im Stadtviertel Chelsea der englischen Hauptstadt. Die zeitlichen Koordinaten der Geschehnisse sind aus Informationsangaben des historischen Hintergrunds zu entziffern: Carol Fraser macht sich im Jahre 1974 auf den Weg („der Rücktritt von US-Präsident Richard Nixon“) Mit ihrer Reise beginnt eine Odyssee in zwei Richtungen: mit dem Stipendium nach Rom ist Carol einerseits in Richtung ihrer eigenen künstlerischen Karriere unterwegs, andererseits öffnet diese Fahrt einen Weg in die Vergangenheit ihrer eigenen Familie. Carol möchte in Budapest seinen richtigen Vater, den Ingenieur Martin Kovács treffen, der während der Revolution von 1956 mit der Mutter von Carol das Land verlassen hat. Da Kovács aber die Exil nicht vertragen konnte, verließ er die Mutter von Carol, kehrte nach Ungarn zurück und begann in seiner Heimat ein neues Leben. Das Suchen von Carol nach seinem Vater ist sogar eine mehrschichtige Identitätssuche mit psychologischen, sprachlichen,

kulturellen, historischen und soziologischen Bezügen. Die Motivation der Geschehnisse ist die Suche der Protagonistin nach einer festen Identität.

Das Werk zeigt die Charakterzüge eines Familienromans, eines historischen Romans und eines Künstlerromans. Der Roman erzählt die Geschichte der Familie Knittel durch drei Generationen, die durch die Schicksalsjahre des 20. Jahrhunderts voneinander getrennt werden. Durch die zwei **Protagonisten** aus der dritten Generation rücken die künstlerischen Motivationen in den Mittelpunkt der Erzählung: Carol Fraser ist eine begabte Malerin, Martin Kál beschäftigt sich neben seiner wissenschaftlichen Karriere auch mit dem Schreiben. Die Charakterzüge des Künstlerromans manifestieren sich auch in der Struktur des Werkes, die Vergangenheit der Familie Knittel lernen wir nämlich gerade aus dem eingebetteten Kleinroman von Martin Kál kennen. Im Mittelpunkt seiner Erzählung steht die Persönlichkeit und das Schicksal von Hans Knittel.

Hans Knittel muss sich nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft am Ende der 1940er Jahre mit dem Verlust seiner Familie und seines Vermögens konfrontieren, seine Familie wurde in die östliche Besatzungszone von Deutschland vertrieben. Knittel versucht im Chaos nach dem **Zweiten Weltkrieg** seine Familie wieder zu vereinen, seine Frau macht sich aber währenddessen gerade in Richtung ihrer Heimat auf den Weg. Ein grundlegendes Attribut von Knittel ist die Gefangenschaft, die ihn zur bewussten Annahme seines Schicksals bringt: Nachdem er in seine Heimat zurückkehrt wird er zu einem apolitischen Menschen, die Veränderungen in der Außenwelt nimmt er mit stoischer Ruhe zur Kenntnis. Er ist sowohl ein Vertreter der ungarndeutschen Traditionen, als auch einer regionalen und patriotischen Identität.

Der Lebensweg von Amalia Knittel wird von anderen soziokulturellen Strategien geleitet. Sie wird nach dem Weltkrieg mit ihren Großeltern, mit ihren zwei Brüdern und mit ihrer Mutter in die Sowjetische Besatzungszone von Deutschland vertrieben. Da ihre Mutter auf der Suche nach dem Vater nach Ungarn zurückkehrt, bleiben die Kinder alleine und gelangen in unterschiedlichen Weisenhäusern. Amalie wächst in einem Erziehungsheim unter dem Einfluss der sozialistischen Ideologie auf, in der Wahrheit verfügt sie aber nicht über eine feste ideologische Überzeugung. Durch die politischen Ereignisse wird Amalia durch Europa getrieben, sie erlebt den Weltbrand, die Vertreibung ihrer Familie und die ungarische Revolution von 1956. Das ungarndeutsche Weisenkind, das in der DDR aufgewachsen ist, findet in England als Frau eines anglikanischen Pfarrers ihr zu Hause und wendet sich zum Christentum. Ihr Leben zeigt einen europäischen Lebensweg, wie das Individuum nach der materiellen und geistigen Vernichtung der kollektivistischen Systeme seine Knüpfungspunkte in den christlichen Werten findet.

Carol Fraser, die Tochter von Amalia Knittel und Martin Kovács reist aus London nach Ungarn um nach ihrem Vater und nach ihren Wurzeln zu suchen. Nach dem Scheitern des Treffens mit dem Vater lernt sie den jungen Historiker Márton Kál kennen: Die Liebesgeschichte der Eltern spiegelt sich im Schicksal der Jugendlichen mehrschichtig wieder: Budapest, Martin Kovács-Martin Kál, Scheidung etc. Die Wurzellosigkeit und Identitätssuche von Carol kann mit den Bestrebungen von Amalia Knittel parallel gestellt werden. Obwohl Carol die Bausteine ihrer Identität in der Heimat ihrer Eltern sucht, treibt sie ihre Karriere in Richtung der Anerkennung in

der künstlerischen Welt der London-New York-Achse. Ihr Lebensweg zeugt ebenfalls von der Undurchgängigkeit der politischen Grenzen, sie kehrt in die Gesellschaft zurück, die am Anfang des Romans ihr den Ausgangspunkt bedeutet hat.

Martin Kál ist der sekundäre Erzähler des Textes, in der Binnengeschichte des Romans erzählt er das Schicksal seines Freundes, Hans Knittels. Obwohl er die Möglichkeit hätte mit Carol in London zu bleiben, kann er seine Heimat genauso wenig verlassen, wie die anderen Männerfiguren der Romans, Hans Knittel und Martin Kovács. Bis Carol in der kosmopolitischen Künstlerwelt Karriere macht, vertieft sich Martin durch seine historischen Forschungen immer tiefer in der eigenen Kultur. Durch seine Thematik und durch die sekundäre Narration richtet der Roman die Aufmerksamkeit auf den konstruktivistischen Charakter der Geschichte. Da der Historiker, Kál die Geschehnisse der nahen Vergangenheit in der sozialistischen Diktatur im Rahmen seiner eigenen Disziplin nicht kritisch aufdecken kann, bringt er die Traumas der Vergangenheit einer literarischen Narrative an die Oberfläche.

Der Roman ist die Repräsentation der kulturellen Fremdheit: die Figuren müssen sich im europäischen Labyrinth der Identitäten, Kulturen und Sprachen immer wieder mit dem Drang des Grenzüberschreitens konfrontieren.

Dort drüben spielt in einem virtuellen Grenzstreifen zwischen den Kulturen und erzählt eine mitteleuropäische Geschichte. Der Roman verfolgt den Prozess, wie die Bürger des Kontinents nach der Zerstörung des Zweiten Weltkriegs als Teilnehmer einer modernen Völkerwanderung nach neuen Orientierungspunkten suchen, aus der Perspektive einer ungarndeutschen Familie. Das Schicksal der Familie symbolisiert die Zersplitterung von Mitteleuropa auf dem getrennten Kontinent durch die Auflösung einer Minderheitenfamilie. Die Mitglieder der Familie, die ihre Herkunft nach Süd-Ungarn zurückführen, beantworten die politischen Situationen des Jahrhunderts aus unterschiedlichen Perspektiven. Nachdem er seine Familie, sein Vermögen und seine Gemeinschaft verloren hat, schließt sich Hans Knittel in seine einsamen Gedankengänge, wobei er seine Erfahrungen natürlich auch nicht vergessen hat. Amalia Knittel wendet sich als Frau eines Pfarrers nach der ideologischen und existenziellen Wegsuche ihrer Jugend zum christlichen Glauben. Carol Fraser findet nach dem Verlust von Martin in der Entfaltung ihrer künstlerischen Karriere ihre neuen Ziele.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie den Roman! Führen Sie während des Lesens ein Lesetagebuch!

2. Fertigen Sie einen Stammbaum zu der Familie Knittel an.

- a) Tragen Sie in Ihre Zeichnung auch den Wohnort der einzelnen Personen ein.
- b) Sprechen Sie paarweise darüber, in welche Beziehungen die einzelnen Familienmitglieder zueinander stehen.
- c) Überlegen Sie, wie die historischen Ereignisse die Bindung der Familienmitglieder zueinander beeinflussten.
- d) Vergleichen Sie den Stammbaum mit Ihrer eigenen Familie.

3. Lesen Sie einen Familienroman aus der deutschen Literatur z.B. **Thomas Mann Buddenbrooks oder **Heinrich Böll Billard um halb zehn!** Vergleichen Sie das von Ihnen ausgesuchte Werk mit Bayers Werk *Dort drüben*.**

EMIL MAGVAS: UNGARNDEUTSCHE AUSWANDERER NACH AMERIKA

Emil Magvas: *Ungarndeutsche Auswanderer nach Amerika* (Auszug)

(Leseverstehen)

Zur Besiedlung und wirtschaftlichen Entwicklung der [Vereinigten Staaten von Amerika](#) haben auch Ungarndeutsche ihren Beitrag geleistet. Insbesondere in den Jahrzehnten von 1880 bis zum [1. Weltkrieg](#), aber auch in den 1920er und 1930er Jahren und dann wieder nach dem Zweiten Weltkrieg wanderten viele Deutsche aus Ungarn nach Übersee aus, vorwiegend in die USA.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wuchs die Bevölkerungszahl des Königreichs Ungarn stark an. Wurden bei der Volkszählung 1880 noch 13,7 Millionen Personen gezählt, so waren es 20 Jahre später, im Jahr 1900 bereits 16,8 Millionen und weitere 10 Jahre später, im Jahr 1910 schon 18,2 Millionen (jeweils ohne Kroatien und Slawonien). Zum Vergleich: Heute leben in Ungarn auf einer Fläche, die nur ein Drittel des damaligen Staatsgebietes ausmacht, 10 Millionen Menschen.

Die im Allgemeinen große Kinderzahl in den bäuerlichen Familien führte auch dazu, dass sich eine Erbschaft viele Erben teilen mussten. Die Lebensgrundlage für eine wachsende Bevölkerungszahl war auf dem Land nicht gegeben. Bei prinzipieller Gleichberechtigung aller Erben mussten die weichenden Erben ausbezahlt werden, was wegen fehlender Mittel oft nicht möglich war. Es kam zu Überschuldungen von Bauernwirtschaften. Die überzählige Bevölkerung wurde aus dem Dorf in die Stadt abgedrängt. In vielen Fällen fand sie Arbeit und Brot in der Hauptstadt Budapest, in zahlreichen Fällen suchte sie das Glück gleich in Amerika.

So gewinnt ab den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die Auswanderung aus Ungarn nach Amerika an Bedeutung. Gebiete mit besonders hoher Abwanderung waren die Komitate von Oberungarn (heute Slowakei) sowie von Siebenbürgen (heute Rumänien). Überdurchschnittlich war auch die Abwanderung von Menschen aus den Komitaten Westungarns, die einen hohen Anteil von Deutschen hatten, so aus den Komitaten *Wesprim/Veszprém*, *Ödenburg/Sopron*, *Raab/Győr*, *Wieselburg/Moson* und *Tolnau/Tolna*.

Im Jahrzehnt von 1901 bis 1910 waren Deutsche mit knapp 12% an den Amerika-Auswanderern aus Ungarn beteiligt. Das entsprach etwa ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung. Dominierend bei den Auswanderungszielen waren stets die USA. Um die 90% aller Überseeauswanderer gingen dorthin. Nach der Jahrhundertwende gewann auch Kanada eine gewisse Bedeutung. Zeitweise und später spielten auch Brasilien und Argentinien eine Rolle.

Bis zur Jahrhundertwende 1899/1900 lagen die jährlichen Auswandererzahlen aus Österreich-Ungarn nach Übersee unter 50 000 Personen. 1903 überschritt die bereits die 100 000 und erreichte im Jahr 1907 mit rund 170 000 Personen ihren Höhepunkt. Die meisten Auswanderer bestiegen in Hamburg oder Bremen das Schiff, von wo eine Überseefahrt nach New York 8 bis 10 Tage dauerte. Viele verließen Europa

aber auch über den damaligen ungarischen Adriaafen Fiume (heute Rijeka, Kroatien). Von dort dauerte die Überfahrt zwei Wochen.

Verhältnismäßig viele Auswanderer aus Österreich-Ungarn siedelten sich in den US-Staaten New York, Pennsylvania und Illinois an. In der Stadt Chicago z.B. stammten über 6% der Einwohner in 1910 aus Österreich-Ungarn, in New York und in Pittsburgh jeweils 4%, in Cleveland (Staat Ohio) sogar 7,5%.

Der Beginn des neuen Lebensabschnittes in Amerika war nicht leicht. ein unbekanntes Land mit unbekanntem Lebensumständen erwartete die Neuankömmlinge. Diese arbeiteten als Lohnarbeiter in Fabriken, als Bergarbeiter in Kohlen- und Erzgruben, als Tagelöhner auf den großen Farmen oder auch als Hausangestellte. Wer sparsam war, konnte sich einiges auf die Seite legen, so dass er entweder in den Staaten Fuß fassen und sich hocharbeiten konnte oder nach seiner Rückkehr in die europäische Heimat ein vergleichsweise ansehnliches Startkapital hatte. In Ungarn verdiente ein Arbeiter um 1910 im Durchschnitt etwa 750 Kronen im Jahr, in den USA an den 1740 Dollar. Bei einem Kurs von 4 Kronen, 94 Heller für ein Dollar (1913) war das ein beträchtlicher Unterschied.

In nationalen Vereinen suchten die Auswanderer gegenseitige Hilfe und Unterstützung beim beschwerlichen Anfang in der Neuen Welt. Auch ihre Freizeit verbrachten sie oft in landsmannschaftlichen Vereinen, wie sie noch heute in den Staaten weit verbreitet sind.

Unter den Auswanderern aus Ungarn befanden sich auch zahlreiche junge Leute aus Kischlud/Kislőd (Komitat Wesprim). (...) Die Einwohnerzahl von Kischlud betrug im Jahr 1880 1640 Personen. Bis 1890 nahm sie um 100 Bewohner zu, ging aber in den folgenden Jahren wieder zurück, erreichte 1910 die Zahl von 1880 und wies 1920 mit 1551 Einwohnern sogar einen Tiefstand auf. Diese Rückläufige Einwohnerzahl war hauptsächlich auf die einsetzende Auswanderung zurückzuführen. Zwischen 1895 und 1905 sind 200 Kischluder nach Amerika ausgewandert. Und nach dem I. Weltkrieg, von 1920 bis 1930 machten sich noch einmal über 100 Bewohner auf diesen Weg.

Zur Sicherung des Lebensunterhalts für eine wachsende Personenzahl war die verfügbare landwirtschaftliche Nutzfläche, die sich im Eigentum der Bauern befand, einfach zu klein. Die Gesamtgemarkung des Dorfes Kischlud betrug 5025 Katastraljoch, etwa knapp 2900 ha (1937). Davon befanden sich 2500 Katastraljoch (50%) im Eigentum des Wesprimer Bistums und 450 Katastraljoch (9%) im Gemeindeeigentum. Für die 420 selbständigen Bauern blieb da nicht viel an Feldfläche übrig. Viele Bewohner arbeiteten deshalb als Tagelöhner auf den Maierhöfen des Bischofsgutes, als Bergarbeiter in den Kohlengruben der Nachbargemeinden Úrkút und Ajka oder in den wenigen Gewerbebetrieben des Dorfes.

Die Rückkehr aus Amerika war durchaus kein Einzelfall. So kamen z.B. im Jahr 1910 knapp 50 000 Personen aus den USA nach **Österreich-Ungarn** zurück bei einer Gesamtauswandererzahl von 260 000 Personen im gleichen Jahr. Nicht jeder konnte in der „Neuen Welt“ Fuß fassen, und mancher wollte auch nur eine begrenzte Zeit in Amerika bleiben, um Geld für den Neuanfang in der alten Heimat zu verdienen.

Eine neue Auswanderungswelle erfasste viele nach 1945 aus ihrer Heimat vertriebene Ungarndeutsche. Nach einem kürzeren oder längeren

Zwischenaufenthalt in Deutschland landeten sie bei der Suche nach einer neuen Heimat in den USA oder in [Kanada](#). Mitunter übernahmen entfernte Verwandte, die vor Jahren selbst ausgewandert waren, die erforderlichen Bürgschaften und die ersten Hilfen. In anderen Fällen taten das karitative Organisationen. Und wieder bestieg man in Hamburg oder in Bremen das Schiff zur Überfahrt über den Ozean. (...)

Die Heimat fanden diese Auswanderer, wenn sie nicht im Kindesalter waren, in der Fremde kaum. Aber sie fanden mit ihrer Sparsamkeit und ihrem Fleiß im Allgemeinen eine sichere Lebensgrundlage, und ihre Nachkommen wurden „richtige“ Amerikaner, die die Herkunft ihrer Eltern und Großeltern aus dem kleinen Land Ungarn in Europa hoffentlich nicht vergessen haben.

(In: Deutscher Kalender 2012, S. 214-217.)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Suchen Sie im Text 10 Schlüsselwörter, die mit dem Titel des Textes in unmittelbarer Beziehung stehen.

2. Erklären Sie die folgenden Begriffe des Textes.

Volkszählung:

Überseeauswanderer:	
Neuankömmling:	
landsmannschaftlicher Verein:	

Tagelöhner:

3. Entscheiden Sie, ob die Sätze richtig (R) oder falsch (F) sind.

___ Das rasche Bevölkerungswachstum führte vom Ende des 19. Jahrhunderts in Ungarn zu einer Auswanderung nach Amerika.

___ In Siebenbürgen, Oberungarn und in den Komitaten Wesprim, Ödenburg, Raab, Wieselburg und Tolnau war die Auswanderung überdurchschnittlich.

___ 12% der Ungarndeutschen wanderte zwischen 1901 und 1910 nach Amerika aus.

___ 10% der Auswanderer wanderte nach Süd-Amerika.

___ Die meisten Auswanderer fanden in den nordöstlichen Staaten der USA eine neue Heimat.

___ Da die Löhne in den USA viel höher waren, haben die meisten Auswanderer eine steile Karriere gemacht.

___ Die Landsmannschaften waren Verbände, die den Auswanderern geholfen haben nach Amerika zu reisen.

___ Aus der Gemeinde Kischlud wanderte um die Jahrhundertwende mehr als 10% der Bevölkerung nach Amerika aus.

___ Als Hauptgrund der Auswanderung aus Kischlud können die ungünstigen Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft genannt werden.

___ Der Erste Weltkrieg bedeutete das Ende der Auswanderung aus Ungarn.

4. Ordnen Sie die historischen Ereignisse in die richtige Reihenfolge.

___ Die Gesamtgemarkung des Dorfes Kischlud betrug 5025 Katastraljoch, etwa knapp 2900 ha.

___ Ungarn hat 16,8 Millionen Einwohner.

___ 1 Dollar hatte den Wert von 94 Heller.

___ Das Königreich Ungarn hatte 13,7 Millionen Einwohner.

___ In diesem Jahr erreichte die Einwohnerzahl von Kischlud einen Tiefstand.

___ Deutsche sind mit knapp 12% an den Amerika-Auswanderern beteiligt.

___ Nach diesem Jahr bekam die Auswanderung nach Übersee einen neuen Schwung.

___ In Chicago stammten 6% der Einwohner aus Österreich-Ungarn

5. Füllen Sie die Tabelle mit den entsprechenden geografischen Namen aus.

Tragen Sie zu den einzelnen Ortschaften auch die Behauptungen ein.

Dorf/Stadt	Region	Land	Kontinent	Behauptung
	Pennsylvania			
Kischlud				
	–	Deutschland		
			Amerika	
Ajka				
	–	Kroatien		
Hamburg	–			

a) Das Dorf liegt im Transdanubischen Mittelgebirge und bewahrt auch heute noch seine deutschen Traditionen.

b) Die Stadt verfügt über den größten Hafen von Deutschland. Sie war ein bevorzugter Ausgangspunkt der Überseefahrten.

c) Nordamerikanische Metropole am Treffpunkt der Flüsse Monongahela und Allegheny. Mit ihrer modernen Industrie war sie ein bevorzugtes Reiseziel der Amerikaauswanderer.

d) Die Stadt bildet das kleinste Bundesland von Deutschland.

e) Die Stadt war der bedeutendste Adria-Hafen der Donau-Monarchie. Sie heißt heute Rijeka.

f) Großstadt im US-Staat Ohio. Früher hatte diese Stadt nach Budapest die zweitgrößte ungarische Bevölkerung.

g) Ungarische Kleinstadt, die für ihre Bergwerke berühmt ist.

6. Wählen Sie einen Bereich der beschriebenen Auswanderung aus und stellen Sie diesen mit zeitlichen Angaben und Daten in einem Diagramm dar.

7. Versetzen Sie sich in die Lage eines ungarndeutschen Auswanderers.

Schreiben Sie aus der neuen Welt einen Brief aus der Perspektive dieses ungarndeutschen Auswanderers an einen Verwandten in die alte Heimat.

Beschreiben Sie sowohl die Gründe der Auswanderung, als auch die Verhältnisse in Amerika.

JOHANN SCHUTH: ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG

Johann Schuth: *Eröffnung der Ausstellung „Dort drunt an der Donau“*

(Auszug)

(Leseverstehen)

Ein Reich mit einer Sprache und denselben Sitten ist hinfällig und zerbrechlich, lesen wir in den Ermahnungen der Heiligen Stephans (1000-1038) an seinen Sohn Prinz Emmerich. Auch jetzt, im Jahr des Millezenteriums, als in Ungarn 1100 Landnahme im Karpatenraum durch die Magyaren groß gefeiert wird, sind diese Ermahnungen aktuell. Ungarn war über Tausend Jahre lang die gemeinsame Heimat zahlreicher Völker und Volksgruppen. Das Zusammenleben hatte Höhepunkte, aber auch dunkle Kapitel, über die man heutzutage offen diskutieren kann und muss. Das Millezenterium bietet uns Ungarndeutschen die Möglichkeit, die Aufbauarbeit deutscher Bürger, Arbeiter und Bauern, die historische Vermittlerrolle der deutschen in Ungarn vor Augen zu führen. Ich darf auf die ziemlich in Vergessenheit geratene blühende städtische Kultur, die im Mittelalter Deutsche in Ofen und Pesth, in Ödenburg oder Fünfkirchen schufen, hinweisen. Diese wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen – fester Bestandteil der ungarländischen Kultur – werden auch vom Mehrheitsvolk immer mehr gewürdigt.

Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Zahl der Deutschen im damaligen Vielvölkerstaat Ungarn mehr als eine Million. In den Städten erschienen deutsche Zeitungen, Zeitschriften, Kalender, literarische Werke und wissenschaftliche Abhandlungen. Am 9. Feber 1812 wurde in Pest „das größte deutsche Theater der Welt“ eröffnet. Aus diesem Anlass komponierte Beethoven zu den Uraufführungen der **Kotzebue**-Stücke „Ungarns erster Wohltäter“, *Belas Flucht*“ und „Die Ruinen von Athen“.

Graphiker Robert König, selber Ungarndeutscher, hatte seit längerem die Idee, das Zusammenleben zwischen Deutschen und Ungarn mit seinen künstlerischen Mitteln darzustellen. Robert König wurde 1951 in Stuhlweißenburg (ungarisch: Székesfehérvár) geboren. In der Stadt, in der die ersten ungarischen Könige aus dem Haus Árpád begraben liegen. Er studierte an der Akademie für Bildende Künste in Budapest Graphik, und unterrichtet dortselbst am Lehrstuhl für Graphik als Adjunkt. Er nimmt regelmäßig an in- und ausländischen Ausstellungen und Ausschreibungen teil und erhielt mehrere Preise. 1993 hielt er als Gastlehrer an der Königlichen Kunstakademie in Den Haag (Holland) einen Kurs über Hochdruck sowie Holz- und Linostich. **Robert König** ist Mitglied in mehreren Künstlerverbänden und – vereinigungen, ist künstlerischer Leiter der Ungarischen Ex-Libris Gesellschaft, Vorstandsmitglied der Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (**VUdAK**) und Mitglied der **Künstlergilde Esslingen**. Er interessiert sich besonders für die klassischen Graphischen Verfahren. In den letzten Jahren forscht er nach neuen Möglichkeiten der herkömmlichen Hochdrucktechnik.

Der Ausstellungsreihe „Dort drunt an der Donau“ gingen mehrfach vorarbeiten voran: Illustrationen zu ungarndeutschen Literaturbüchern oder zum Roman des Schriftstellers **Márton Kalász**, „Winterlamm“, die Ausstellung „900 Jahre Gemeinde Bohl/Bóly in Südungarn“, - hier war Robert König in seiner Kindheit oft bei den Großeltern zu Gast, und die Eindrücke, Erinnerungen an diese bäuerlich-bürgerliche Großgemeinde prägten seine Kunst mit. Des weiteren eine Ausstellung in Boschok/Palotabozsok anlässlich des von der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg organisierten Symposiums „Ungarndeutsche Identität in europäischer Dimension“ oder 24 Grafiken für das im November 1994 in Szekszárd eröffnete Gebäude der **Deutschen Bühne Ungarn**. In all diesen Graphiken werden Episoden, Gestalten unserer Geschichte kunstvoll dargestellt.

Für das Millezenterium und die Ausstellungsreihe schuf Robert König eine Kunstmappe mit 22 Schwarz-Weiß-Linoschnitten sowie einem Farb-Titelbild, die den Beitrag der Deutschen zum Aufbau Ungarns zum Thema haben. Die Kunstmappe, die hier ausliegt und käuflich zu erwerben ist, enthält auch ein Begleitheft mit Dokumenten aus dem reichen deutschsprachigen Schrifttum im Karpatenraum, größtenteils ausgewählt von Dr. János Szabó von der Universität Budapest, der leider mitten in der Arbeit von uns ging. Diese Dokumente ergänzen, erklären mitunter die Graphiken.

(...)

Gerade in einer Aufbruchstimmung im Kreise der Ungarndeutschen, wo die Deutschen Selbstverwaltungen und Vereine mit dazu beitragen, eine bürgerliche-demokratische Gesellschaft aufzubauen, ist es wichtig, uns auf die bleibenden Werte zu besinnen, die unsere Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben, und über die wir in den Beiträgen am Vormittag gehört haben. Heute Nachmittag erinnern wir uns aber auch an ein dunkles Kapitel der gemeinsamen Geschichte, an die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn vor 50 Jahren. Dieser Katastrophe sind mehrere Zeichnungen in der Ausstellung gewidmet, eine versunkene, zusammengebrochene Welt darstellend. Gerade die heutige Veranstaltung und darin diese Ausstellung ist aber ein deutlicher Beweis dafür, dass die Ungarndeutschen fünfzig Jahre nach diesem Zusammenbruch imstande sind, neue, bleibende Werte zu schaffen.

(...)

(In: Georg Zielbauer (Hrsg.): Beitrag der Ungarndeutschen zum Aufbau der gemeinsamen Heimat)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Wie charakterisiert der Verfasser das Zusammenleben des Mehrheitsvolkes und der hier lebenden anderen Nationalitäten**
- 2. Womit hat die deutsche Volksgruppe des Landes zur Kultur des gemeinsamen Staates beigetragen?**
- 3. Erklären Sie die Bedeutung der angegebenen Ausdrücke!**

historische Vermittlerrolle:

Vielvölkerstaat:	
Uraufführung:	

Künstlerverband:	

4. Füllen Sie die Tabelle mit den entsprechenden Elementen des Textes aus!

Person	Werk	Beruf/Tätigkeitsbereich
		ungarischer König
Márton Kalász		
	Ungarns erster Wohltäter Belas Flucht Die Ruinen von Athen	
	Dort drunt an der Donau	
Dr. János Szabó	–	

5. Entscheiden Sie, ob die Aussagen richtig oder falsch sind?

___ Der Text wurde Anlässlich des Millezntenariums der deutschen Volksgruppe in Ungarn verfasst.

___ Robert König ist Mitglied der Künstlerverbände Ungarische Ex-Libris Gesellschaft, Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) und Künstlergilde Esslingen.

___ Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Zahl der Deutschen in Ungarn weniger als eine Million.

___ Robert König lebte und unterrichtete in den 1990er Jahren eine Zeit lang in den Niederlanden.

6. Stellen Sie in einer Skizze das Portrait von Robert König dar!

7. Der Text zitiert eine berühmte Passage aus den Ermahnungen des ersten ungarischen Königs Stephan I. Unterstreichen Sie im Text das Zitat!

Argumentieren Sie für die Wahrheit dieses Gedankens im Bezug auf das Zusammenleben von Mehrheitsvolk und Minderheiten! Denken Sie während der Argumentation auch an ausländische Beispiele aus Europa oder von anderen Kontinenten!

Heimat – Sprache – Identität

ERINNERUNG ALS IDENTITÄTBEWAHRUNG

Erinnerung als Identitätsbewahrung

In der Literatur der ungarndeutschen Minderheit ist nach dem Jahrzehnte langen Schweigen die quälende Frage immer wieder gestellt worden, ob sie ihre Identität und alles, was zu ihr gehört – Heimat, Kultur und Sprache – bewahren bzw. neu beleben kann. Die Antworten sind unterschiedlich: von der Hoffnung über das trotzig Standhalten bis zur Resignation und Verzweiflung – all diese Gefühle und Attitüden sind poetisch dokumentiert. Für die jüngere Generation ruft diese Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft zugleich auch die notwendige Suche nach den historischen Spuren der Ahnen hervor. So findet das Heraufbeschwören von meist vergessenen uralten Ereignissen in der historischen Erinnerung statt, im Gegensatz zu den Geschichten, die in den Familien als erlebte Erfahrungen vermittelt werden. Denn was für die Vorfahren – durch Kontinuität der historisch geprägten und sorgfältig gepflegten Tradition – selbstverständlich war, ist für die Nachkriegsgeneration zum größten Teil verlorengegangen. Der Verlust der Sprache und Kultur, der oft zu spät den jüngsten Zugehörigen der deutschen Minderheit bewusst geworden ist, hat viele von ihnen dazu inspiriert, den Wurzeln nachzugehen, um sich selbst die Frage beantworten zu können, wer sie eigentlich sind, was ihre Muttersprache ist, und wo ihr Vaterland zu finden ist. Es ist dabei kein Zufall, dass gerade die intellektuelle Schicht durch diese schwierigen und meistens auch schmerzhaften Fragen betroffen wurde. Denn die Intellektuellen stellen – infolge ihrer Bildung und Sensibilität – auch ihre Existenz betreffend mehr Fragen und ihre Weltoffenheit verlangt auch Antworten. Persönliches Engagement und allgemeiner Erkenntnisdrang sind also die wichtigsten Motivationen, welche auch die ungarndeutschen Dichter in die tiefe Vergangenheit ihrer Ahnen zurückführt. Es gibt keine bedeutende Künstlerpersönlichkeit unter ihnen, die sich nicht verpflichtet gefühlt hätte, sich mit der Identitätsproblematik auseinanderzusetzen.

JOSEF MICHAELIS: HEIMAT-LOS

Josef Michaelis: *Heimat-los*

Noch einmal
besuchte er
die Kirche
alle Gräber auf dem Friedhof
sein Elternhaus
in der unteren Gasse
Ging dann
schon als Fremder
durch die Straßen

Jacobus
mein Vorfahr
und seine Frau Katharina
mit drei Kindern
aus Ubstadt bei Bruchsal
nach Ungarn
genau vor 250 Jahren
an jenem im Veilchenduft
erwachenden Frühlingstag
(2001)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Worin besteht und worauf verweist der doppeldeutige Titel des Gedichtes **Heimat-los**?
2. Worüber berichtet der lyrischer Erzähler?
3. Worin unterscheiden sich die – auch typografisch getrennten – zwei Teile inhaltlich und **erzählperspektivisch** voneinander?

Interpretation

Schon die doppeldeutige Überschrift *Heimat-los* des Gedichtes von **Josef Michaelis** verweist auf die Aufbruchssituation der Vorfahren, auf den Schwellenzustand, wo Jacobus mit seiner Familie von seinem alten Zuhause Abschied nimmt, und die so „heimatlos“ Gewordenen in die noch unbekannte neue Heimat losfahren. Der zweiteilige Text berichtet zuerst in **lapidar**er Erzählform von dem letzten Besuch des Familienhauptes in der Kirche und dem Friedhof. Die Bemerkung „schon als Fremder“ deutet die endgültige Trennung vom Heimatort, die wohl schwere und schmerzhaft Entscheidung an. Die Wirkung der wortkargen Darlegung dieses außergewöhnlichen Ereignisses besteht vor allem in dem in medias res-Beginn, mit dem die rituale Abschiedsszene lebendig gemacht wird. Erst im zweiten Textteil benennt dann das lyrische Ich, der Chronist der Familiengeschichte den Namen der Ansiedler-Ahnen und den Zeitpunkt der Auswanderung: „genau vor 250 Jahren / an jenem im Veilchenduft / erwachenden Frühlingstag“. Das einzige Attribut im ganzen

Gedicht („im Veilchenduft / erwachenden“) feiert mit schlichtem Blumenschmuck den Jubiläumstag.

ROBERT HECKER: VERPFLANZUNG, WURZELSCHLAG

Robert Hecker: *Verpflanzung*

Ich höre noch das Rasseln der Räder:
Neue Hoffnungen wachsen in der
Sehnsucht des Elends. Wir hörten
den Ruf in Hessen und hofften:
Dort unten atmet man frei. Heimlich
stahlen wir uns auf das Fuhrwerk
– uns hat der Fürst nicht verkauft -
und kamen in niedergebrannten
Gegenden an. Das neue Zuhause?
Eins ist sicher: Ich höre noch immer
das Rasseln der Räder
und hoffe, daß es doch bald
ganz verstummt...

Robert Hecker: *Wurzelschlag*

Noch rufen die alt her vertrauten Berge,
Noch träumen wir vom Weinbau am Hang;
Doch sind schon die hiesigen Trauben süßer,
Voller die Ähren, die Felder breit und lang.
Noch hören die Kinder die Wiegenlieder,
Noch wiederholt sich uralter Klang;
Doch wenn der Zigeuner die Geige zieht, so
stimmt unser Herz auch gleich ein in sein'n Gesang.
Noch sind wir mit Hessen so stark verbunden,
Noch suchen uns die Nachrichten auf;
Doch langsam wird all dies so blaß, verschwommen:
Ja, wir spüren schon; hier sind wir zu Haus'.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Vergleichen Sie die beiden Texte miteinander. Welche Themen/Motive verbinden diese zwei Gedichte?**
2. **Welche [Schlüsselworte](#) verweisen in den beiden Gedichten auf den Zwischenzustand, der die zwei Welten miteinander verknüpft?**
3. **Deuten Sie die Zeitstruktur der beiden Texte.**
4. **Welche Funktion hat der Wechsel des Personalpronomens ‚ich‘ auf ‚wir‘.**
5. **Was sind die „neuen Hoffnungen“ und was wartet auf die deutschen Ansiedler „dort unten“ laut dem Gedicht Verpflanzung?**

Interpretation

„Doppelt verwurzelt“ heißt die Überschrift der Gedichte von Robert Hecker, die in der Anthologie *Erkenntnisse 2000* im Jahre 2005 erschienen sind und unter denen sich auch die hier angeführten Werke, *Verpflanzung* und *Wurzelschlag* befinden. Mit außergewöhnlicher Vorstellungskraft und Lebendigkeit werden in ihnen die spannungsvollen Zeiten der Übersiedlung der einstigen Vorfahren des Dichters vergegenwärtigt. „Verpflanzung“ und „Wurzelschlag“ – diese zwei Titel markieren zusammenfassend schon die zwei wichtigsten Momente der vor Jahrhunderte früher stattgefundenen Geschichte: das Verlassen der alten Heimat und der Erwerb eines neuen Heimatgefühls. Die Bezeichnung „doppelt verwurzelt“ verweist dagegen nicht nur auf die höchst komplizierte seelische Verfassung der ehemaligen Ansiedler, sondern auch auf das eigenartige und zum Teil ähnliche innere Erlebnis des Heraufbeschwörers der Vergangenheit. Denn in beiden Fällen geht es um die schwer beantwortbaren Fragen der Zugehörigkeit und der Identität.

Auf den Zwischenzustand verweist schon das **motivisch** wiederkehrende Temporaladverb ‚noch‘ („Ich höre noch das Rasseln der Räder“; „Noch rufen die alt her vertrauten Berge“), das an die lebendige Erinnerung an die alte Heimat erinnert. Entscheidend ist dabei der Perspektivenwechsel, der dem historischen Prozess treu folgt. Im Gedicht *Verpflanzung* wird zwar die Standortsbestimmung des lyrischen Ich in Rahmenform der Eingangs- und der Abschlusszeilen dargestellt, doch schon mit dem zweiten Satz wird die Familiengeschichte heraufbeschworen, die alte Heimat, die bald verlassen wird. Da sich die Zeitform Präsens nicht ändert, bleibt das Gegenwartserlebnis beibehalten, wodurch der Leser selbst Zeuge der Verlockung, „der neuen Hoffnungen“ wird.

Binahe rätselhaft klingt das Schlussbekenntnis in *Verpflanzung*: „und hoffe, daß es doch bald / ganz verstummt...“. Drückt es den Wunsch aus, sich von der doppelten Heimatidentität zu befreien, oder von der Versuchung des Zurückverlangens in die alte Heimat, die inzwischen **Inbegriff** des Wohlstands geworden ist? Das Gedicht *Wurzelschlag* scheint dieses Dilemma zu entscheiden, indem dem wiederholten ‚noch‘ das ‚doch‘ konsequent entgegengesetzt und abschließend hervorgehoben und durch das ‚Ja‘-Wort bestätigt wird. Ein vielleicht noch überzeugender Beweis für die „Ankunft“ des späten Abkömmlings ist die vollständige Übernahme der Rhythmik und Rhetorik des berühmten Liebesgedichtes *Szeptember végén* [**September-Ausklang**] von dem ungarischen Nationaldichter Sándor Petőfi. Sogar in der Nachdichtung von Martin Remané kann dieser intertextuelle Zusammenhang wahrgenommen werden:

Wie freundlich vorm Fenster die Blumen noch blühen,
die Pappel, sie trägt noch ihr sommerlich Kleid!
Doch siehst du im Norden schon Schneegewölk ziehen,
und hoch in den Bergen, da hat's schon geschneit.
Noch fühl ich durchpulst mich vom Sommer wie immer,
der Säfte der Jugend mich noch nicht beraubt,
doch zeigen die Schläfen schon silbernen Schimmer,
der Rauhreif des Winters sinkt sacht auf mein Haupt.

ROBERT BECKER: UNGARNDEUTSCHE BALLADE

Robert Becker: *Ungarndeutsche Ballade*

ich will euch nun erzählen
von einem Volk die Mär
das runter ist gefahren
die Donau bis zum Meer

mit Hoffnung schwer beladen
die Seele tief gerührt
so zogen sie gen Süden
vom Kreuze angeführt

gefolgt sind sie dem Rufe
Land und Flur bebauen
das Ungarn neu zu jäten
Wildnis rauszuhauen

da drunten an der Donau
fing unser Schicksal an
betrübt ergriff es alle
bis auf den letzten Mann

erst kamen harte Jahre
wo Hunger uns gezählt
der Tod im blinden Gleichmut
hat viele ausgewählt

doch in des Herren Weinberg
gab es für uns Gnade
frohlockt hat jeder Winzer
wenn die Lese nahte

ruhmvoll wir hervorgebracht
der Gelehrten viele
edle Künste aller Zeit
waren uns're Ziele

wir hielten auch zum Lande
stets treu und immerfort
doch mussten wir erfahren
hier stört das deutsche Wort

so sollten wir bald gehen

mit leerem Bündel aus
das Brot nicht mehr vertilgen
und lassen Hof und Haus

nur mancher blieb in Ungarn
ohne es verschuldet
Jahrzehnte sind vergangen
bis man jetzt uns duldet

die Alten sind schon rüber
es folgt kein neues Glied
gar einsam ist der Sänger
verstummen soll sein Lied

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Aus welcher Perspektive wird „die Mär“ der Ungarndeutschen erzählt?
2. Welche historischen Errungenschaften und Ergebnisse der Siedlungsgeschichte werden aufgezählt?
3. Womit können der Pessimismus und der düstere Ton im Ausklang des Textes begründet werden?

Interpretation

Aus einer ganz anderen Perspektive wird die Ahnengeschichte von **Robert Becker** in seiner Ungarndeutschen Ballade erzählt. Während bei Hecker der „Wurzelschlag“ auch als emotional nach- und mitgefühlte Realität der Ankunft und Heimatsgebundenheit dargestellt wird, schreibt Becker die „Chronik“ seines Volkes aus der düsteren Sicht der unmittelbaren Nachkriegserfahrungen. Dieser Blickwinkel bestimmt nicht nur die bitter elegische Tonlage des ganzen Textes, sondern auch dessen pessimistischen Ausklang. Mit feierlich **archaisierenden** Gebärden des Heraufbeschwörens und in klassischer Metrik mit jambischem Versmaß werden hier die entscheidenden Ereignisse und Momente von mehr als dreihundert Jahren in Erinnerung gerufen. Beinahe katalogartig zählt das lyrische Ich die historischen Errungenschaften und Ergebnisse der Siedlungsgeschichte des Ungarndeutchtums auf. Die heldenhafte Arbeit, mit der das ungarische Brachland bewältigt wurde, die hervorragenden Künstler und Gelehrten, die (auch) die ungarische Kultur bereichert haben. Von **Loyalität** und Treue ist dann die Rede, auf die nur undankbare Abweisung und Diskriminierung die Antwort waren. Im Schlussteil erscheint wieder der Dichter – dieses Mal nicht mehr als Ich-Erzähler, sondern als letztes Glied seines aussterbenden Volkes.

ROBERT BECKER: GEPLÜNDERT

Robert Becker: *Geplündert*

erinnere mich.
am zitternden Feuer
rot – rot vor Scham.
versuche meinen Platz zu finden:
mein Volk vertrieb mir die Zeit
geschändet unsere Häuser – abrißreif.
immer leiser werden unsere Lieder:
feines Sausen noch – dann Stille.
jede Bleibe ohne Sinn
und doch:
aus Trotz.
(1993)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Wie verbindet sich das Schicksal des Volkes mit dem des Dichters?**
2. **Deuten Sie den mehrschichtigen Sinn des Adjektivs „zitternd“.**
3. **Stellen Sie die unterschiedlichen Attitüden des Ich/des Dichters dar**

Interpretation

In der Erinnerungsgeste des Ich wird gleich im Auftakt des Gedichtes das Schamgefühl hervorgerufen, das durch tiefes Mitgefühl mit den einst Erniedrigten auch in den Nachfahren entfacht wird. Aufgrund dessen kann das Adjektiv „zitternd“ sowohl auf das Angstgefühl der Eingeschüchterten als auch auf den Zorn und die Empörung des Ich bezogen werden. Von dieser Situation ausgehend wird die Parallele zwischen dem Ich und seinem Volk gezogen, indem die „abrißreifen“ Häuser und die „immer leiser werdenden“ Lieder das Schwinden des Volkes zusammen mit seiner Kultur, deren Träger auch der Dichter ist, versinnbildlichen. Genauso doppelsinnig ist der Titel *Geplündert*, der den Zustand der Gemeinschaft und des Individuums gleichfalls charakterisiert.

Aufgrund dieser Schicksalsgemeinschaft können auch die verklarte Kausalität in den folgenden Zeilen gedeutet werden: „versuche meinen Platz zu finden: / mein Volk vertrieb mir die Zeit“. In der komprimierten Metaphorik wird nämlich die Ursache und Wirkung scheinbar vertauscht. Das Volk, das vertrieben und „geschändet“ wurde, kann seinen Nachfahren keine Zukunft mehr in seinem Ungarndeutschtum bieten. Die „vertriebene“ Zeit bedeutet also die verlorene (oder zumindest verunsicherte) Zukunft und wegen dieser Bitterkeit wendet sich das Ich vorwurfsvoll gegen sein ‚schuldlos-schuldige‘ Volk. Nach der trostlosen Vor- und Darstellung wird die **Paradoxie** mit der stillen Hoffnung des Widerstandes in der Verzweiflung laut: „jede Bleibe ohne Sinn / und doch: / aus Trotz.“

ROBERT BECKER: SCHWÄBISCHE TÜRKEI

Robert Becker: *Schwäbische Türkei*

Aus den Wandrissen
wortberaubter Bauernhäuser
träufeln Märchen.
Alten Frauen ähnlich,
die man mit ihren Gartenbesen
plaudern hört,
murmeln sie vergessene Geschichten.
(1987)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was für eine Welt stellt das hier dargestellte Milieu dar?
2. Deuten Sie das Adjektiv „wortberaubt“ im **Kontext** des ganzen Gedichtes.
3. Worin besteht die Parallele zwischen den ersten drei Zeilen sowie dem zweiten Teil des Textes?
4. Erklären Sie den Titel Schwäbische Türkei.

Interpretation

Das vollständige Gedicht mit dem Titel *Schwäbische Türkei* besteht aus einem virtuos metaphorisierten Hinweis auf den Erinnerungsakt selbst: „murmeln sie vergessene Geschichten“. Das Adjektiv „wortberaubt“ deutet das tragische Schicksal des Ungarndeutschtums nach dem Krieg an, als es durch verschiedene brutale Maßnahmen der Einschüchterung zum Schweigen gebracht wurde. Was die „vergessenen Geschichten“ beinhalten, kann der Leser nicht erfahren. Denn es gehört zum Wesen der magischen Heraufbeschwörung, dass sie in einer beinahe gespensterhaften Situation stattfinden. Die „wortberaubten“ Häuser stellen eine leblose Welt dar. Die Vergleichsmetaphorik („Alten Frauen ähnlich“) unterstreicht diese todgeweihte Vereinsamung. Der Titel verweist – ohne nähere lokale Bestimmung – auf die Heimat in Südwest-Ungarn, die nach der Rückeroberung von den Türken besetzten Gebiete durch deutsche Ansiedler bevölkert wurden.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Aus wie vielen Sätzen besteht der Text? Wie kann man anhand dessen die Struktur des Textes in kleinere Einheiten gliedern?
2. Suchen Sie die Reime im Gedicht! Beobachten Sie, wie sie dem Text einen Rhythmus verleihen!
3. Interpretieren Sie die Bedeutung des Bildes wortberaubte Bauernhäuser?
4. Was für eine Rolle spielten die Bauernhäuser in der donauschwäbischen Kultur?
5. Was für einen symbolischen Charakter haben diese Gebäude im kulturellen Gedächtnis der Gemeinschaft?

6. Zwischen Adjektiv wortberaubt und der narrativen Strömung von Märchen und Geschichten besteht ein inhaltlicher Gegensatz. Wie könnte dieses Paradox erklärt werden?

7. Wie stellen Sie sich die alten Frauen vor, die im Gedicht erwähnt werden? Worauf kann man daraus schließen, dass sie mit ihrem Besen „plaudern“?

8. Suchen Sie im Text die Begriffe, die mit der Rede zusammenhängen! Stellen Sie dar, welche Assoziationen sie wachrufen!

9. Was meinen Sie, was für Märchen/vergessene Geschichten könnten die Bauernhäuser bzw. ihre Bewohner erzählen?

10. Schildern Sie die Funktion des Erzählens in der dargestellten kulturellen Situation des Werkes!

Interpretation

Das Gedicht *Schwäbische Türkei* macht die archaischen Schichten der donauschwäbischen Geschichte, wie die Architektur, Sprache und Kultur des Dorfes zu seinem Thema. Der Titel des Textes deutet auf das bedeutendste Siedlungsgebiet der Ungarndeutschen hin, die mit ihrer Überwiegend donauschwäbischer Bevölkerung in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert noch zu den bedeutendsten zusammenhängenden deutschen Sprachinseln in Europa gehörte. Das Gebiet bildete von den südöstlichen Teilen der Somodei mit den Komitaten Tolnau und Branau ein zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet. Die vielfältigen Mundarten, die archaischen Volkssitten und die eigenartige Architektur machten das Gebiet zu einer eigenständigen kulturellen Einheit innerhalb des Landes. In den Städten wurden zwischen den einzelnen Volkgruppen hiesige regionale Varianten der deutschen Sprache gesprochen.

Die Elegie von Robert Becker stellt die übrig gebliebenen Splitter (*Wandrissen, wortberaubte Bauernhäuser*) und die Erinnerung (*Märchen, vergessene Geschichten*) an die Zeiten der ungarndeutschen Geschichte, als die deutsche Kultur in den geschlossenen Dorfgemeinschaften von Südtransdanubien ihre Blütezeit erlebte. Die Geschehnisse werden im Gedicht mit einer melancholischen Gelassenheit zur Kenntnis genommen. Die mehrfache Erwähnung der Narration, die fähig ist die Vergangenheit zu bewahren und gewisse kulturelle Güter weiter zu tradieren, deutet aber auf die Position des moralischen Widerstandes hin. Das Gedicht stellt nicht die Vollendung der sprachlichen und kulturellen Assimilation dar, sondern die Situation der Bedrohung, die letzten Endes zum endgültigen Verlust kultureller Werte führen kann. Die Bezugnahme auf die Rolle der Erzählungen (Märchen, Geschichten) lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die Funktion der Literatur. Diese kann nämlich Geschehnisse und außersprachliche Phänomene darstellen und sie kann dadurch als Mittel der Erhaltung von kulturellen Gütern fungieren.

Die Konzentration von Bedeutungsschichten aus unterschiedlichen Segmenten der Kultur wie Sprache, Geschichte, Architektur, Volkskultur und Literatur verleiht dem Gedicht einen außergewöhnlichen künstlerischen Wert. Die prosaische Sprache des Textes verfügt durch die inhaltlichen Beziehungen der Begriffe über einen Gedankenrhythmus. Die Reime am Ende der unpaarigen Zeilen (*Wandrissen – Märchen – Gartenbesen – Geschichten*) und im inneren der Zeilen (*träufeln –*

plaudern – murmeln; wortberaubter – Bauernhäuser; alten Frauen) tragen ebenfalls zur Verflechtung der semantischen Beziehungen bei.

Das Gedicht ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Texte der ungarndeutschen Literatur fähig sind die eigene Heimat in der widersprüchlichen Situation von Assimilation und Bewahrung von kulturellen Werten zu repräsentieren.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Machen Sie Fotos in Ihrer Gegend über alte Bauernhäuser!

- a) Machen Sie eine Ausstellung in Ihrer Klasse/Schule! Versuchen Sie auch Informationen über die Geschichte der einzelnen Gebäude zu sammeln!
- b) Stellen Sie aus den Bildern und aus den Erklärungen eine Ausstellung zusammen!

2. Schauen Sie nach, wie die Struktur des ungarndeutschen Bauernhauses mit der Lebensweise ihrer Bewohner in Verbindung stand!

3. Welche Gebäude (Kirche, Wohnhäuser, Rathaus etc.) sind in Ihrer Ortschaft von bestimmender Bedeutung? Stellen Sie mit einer Präsentation aus Fotos dar, was für eine Rolle diese architektonischen Gegenstände im Leben der Gemeinschaft haben!

4. Erklären Sie den Titel Schwäbische Türkei.

NELU BRADEAN-EBINGER: HAUS IM BANAT

Nelu Bradean-Ebinger: *Haus im Banat*

Dort drunten im Süden des Ostens
steht ein Haus
es geht niemand mehr
weder rein noch raus

Hund und Katze
nahmen Reißaus
die Ratten sind
Herr im Haus
auf den Tischen
tanzt die Maus.

Über dem löchrigen Dache
weht ein kahler Wind
in den Stuben hörst du
nie wieder lachen das Kind
im Stalle muhen das Rind
allein in den Träumen
steht sie noch, die Lind'
vor dem Haus.

Dort drunten im Süden des Ostens
steht ein Haus
es geht niemand mehr
weder rein noch raus:
es war einmal
mein Vaterhaus.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Wie stehen die jeweils als Rahmen bildende Eingangs- und Ausgangsstrophe inhaltlich zueinander und zu dem Textganzen?**
- 2. Welche Gegensätze finden Sie im mittleren Teil (2. und 3. Strophe) des Gedichtes?**
- 3. Wie wird das verwaiste Haus geschildert?**
- 4. Wie wird der ganze Text rhetorisch gestaltet, mit besonderer Hinsicht auf die Schlusspointe?**

Interpretation

Lenaus frühes Ungarn-Gedicht Nach Süden scheint den Leser an das lyrische Bekenntnis von **Nelu Bradean-Ebinger** mit dem Titel Haus im Banat zu erinnern, zumindest in der elegischen Sehnsucht. Während aber das einsame Haus im Süden bei Lenau – trotz des hoffnungslosen Liebesverlangens – einen idyllischen Ort darstellt, wird das verwaiste Heim im Süden von Ungarn mit düsteren Bildern geschildert. Die Textrhetorik stellt die vergangene und die gegenwärtige Welt einander gegenüber. Zunächst wird der trostlose Anblick des Banater Hauses, wo nun „die Ratten [...] / Herr im Haus“ sind, vergegenwärtigt und erst danach werden Kindheitserinnerungen eingeblendet. Der Heraufbeschwörung der verlorenen Welt folgt das Geständnis, das das Gedicht abschließt: „es war einmal / mein Vaterhaus“. Zur **Poetik** des Textes tragen zwei Komponenten bei. Erstens hält die dominierend sachliche Aussageform die in solchen lyrischen Situationen häufig vorkommende Sentimentalität zurück. Zweitens führt die sonst traditionelle und wenig originelle Opposition von gestern und heute, in der das Paradies der Kindheit in Erinnerung gerufen wird, weiter, zu einem tieferen und schmerzhafteren Erlebnis, das aber nicht ausgesprochen wird, dass die Heimat der meisten Ungarndeutschen mit Gewalt (durch Verschleppung, Vertreibung) vernichtet wurde.

ROBERT HECKER: DEUTSCHLAND DU MEIN MUTTERLAND

Robert Hecker: *Deutschland du mein Mutterland* (Fata Morgana)

Noch vor Jahren, ja da meinte
Ich, hier nur als Gast zu sein.
Auch mein Blick, der bei dir weilte,
Flößte mir die Sehnsucht ein.

Ich sammelte hier Ideen und Gefühle,
Die Farben eines menschlichen Seins,
und wartete, hoffte, daß mich jemand rufe,
um sie einzubauen ins gemeinsame Haus.

Die Anfrage blieb aus.
Die Türe, sie sperrte sich.
Und ich, die graue Maus,
stand vor ihr und schämte mich.
(2002)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Deuten Sie den in Klammern gesetzten Untertitel in Bezug auf den Titel und den Gesamttext.
2. Welche Textteile verweisen darauf, dass das lyrische Ich Ungarn nicht als „Mutterland“ betrachtet?
3. Welche Hoffnungen wurden nicht erfüllt?
4. Erläutern Sie die Haus- und die Tür-Metaphorik.
5. Das Gedicht wurde im Jahre 2002, d.h., nach der Wende geschrieben. Welche Erwartungen und Enttäuschungen auf der Seite des Ungarndeutschtums sind mit diesem historischen Ereignis verbunden?

Interpretation

Schon der Untertitel – **Fata Morgana** – drückt ironisch die Enttäuschung aus, denn die im Text zum Teil nur angedeuteten Erwartungen und Hoffnungen wurden nach diesem poetischen Geständnis nicht erfüllt. Das Gedicht wurde 13 Jahre nach der politischen Wende in Ungarn geschrieben (2002). Die Öffnung der Grenzen bedeutete zugleich die Aufhebung des **Eisernen Vorhangs** und die unerwartet rasche Vereinigung des gespaltenen Deutschlands, bei der sich Ungarn – auch nach den wiederholten Äußerungen deutscher Politiker – großen Verdienst geleistet hat. Sowohl das als auch die Entstehung der neuen demokratischen Regierung haben im großen Teil der Bevölkerung die Hoffnung erweckt, sich bald in den westlichen Teil Europas, „ins gemeinsame Haus“ integrieren zu können. Dazu kamen die Erwartungen der ungarndeutschen Minderheit, dass auch ihre nach 1945 Jahrzehnte

lang aufgezwungene Isoliertheit, der versperrte Weg in das „Mutterland“, in die Bundesrepublik Deutschlands ebenfalls frei gemacht wird. Die Erfahrungen haben aber bald danach gezeigt, dass die Aufnahme der fernen „Verwandten“ in das einstige Heimatland wegen der kulturellen und wirtschaftlichen Unterschiede gar nicht problemlos ist. Von dieser Ernüchterung zeugt dieses Gedicht.

SPRACHE UND IDENTITÄT

In der ungarndeutschen Literatur überwiegt der tiefe Pessimismus, in dem die Angst um die Muttersprache zugleich mit der Besorgnis um die Identität untrennbar verbunden ist. Eines der bekanntesten Beispiele dafür ist das Gedicht *Stiefkind der Sprache* von **Valeria Koch**.

VALERIA KOCH: STIEFKIND DER SPRACHE

Valeria Koch: *Stiefkind der Sprache*

Sag mal wer kennt dich
für wen bist du wichtig
seit zweihundert Jahren
suchst du nach klaren
Spuren auf Erden
um nicht zu verderben
Wo bist nun zu Hause
in schriller Pause
verklungener Worte
hoffnungsverdorrte
Takte bringt dein Lied
du bist ein fremdes Glied
geworden und geblieben
hier kein Grund dich zu lieben
dort keiner zu achten
leer sind die Frachten
versinkender Schiffe
im Meer der Begriffe
Sag mal wer kennt dich
für wen bist du wichtig
aus irrer Rache
bist Stiefkind der Sprache
(1987)

Das individuelle und das kollektive Schicksal der Ungarndeutschen lösen sich in diesem „Klagelied“ ineinander auf. Das Persönliche zeigt sich in der Selbstanrede

„du“ oder „dich“, während das Allgemeine mit dem Hinweis auf die Jahrhunderte, die das Volk in der neuen Heimat verbrachte, angedeutet wird. Beide Schicksalskomponenten sind zugleich mit der Sprache doppelt verbunden: mit der Sprache der Minderheit und mit der eigenen Poesie. Diese Bedeutungsmehrschichtigkeit wird im ganzen Text aufrechterhalten. Der Entfremdungsprozess – „du bist ein fremdes Glied / geworden und geblieben“ – wird in der tragisch-paradoxiert erfahrenen Situation der zweifachen Heimatlosigkeit vollendet: „hier kein Grund dich zu lieben / dort keiner zu achten“, wobei mit dem „hier“ Ungarn und mit dem „dort“ die alte Heimat Deutschland gemeint ist. Die Abschlusszeilen verweisen mit dem schmerzhaften Vorwurf „aus irrer Rache“ auf die Kollektivstrafe, welche die Ungarndeutschen nach dem 2. Weltkrieg erleiden mussten und die dann in der Tat zu der wahren Gefahr des „tüchtigen Aussterbens“ führte, wie diese düstere Vision in dem zweizeiligen Gedicht *Ungarndeutsch* formuliert wird:

Ungarndeutsch (1987)
ist das Maß
des tüchtigen Aussterbens

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Untersuchen Sie den Titel des Gedichtes. In welcher grammatischen und inhaltlichen Relation stehen die zwei Begriffe des Titels („Stiefkind“ und „Sprache“) zueinander?**
- 2. Stellen Sie die mögliche Lage eines Stiefkinds mit Hilfe von literarischen Beispielen dar**
- 3. Versuchen Sie mit gesellschaftlichen und kulturellen Beispielen darzustellen, wer Ihrer Meinung nach als „Stiefkind der Sprache“ genannt werden könnte.**
- 4. Was meinen Sie, um welche Sprache, Sprachen oder Sprachvarietäten wird es im Gedicht gehen?**

Interpretation

Das Gedicht *Stiefkind der Sprache* von Valeria Koch wurde im Jahre 1987 in Budapest geschrieben und ist in der [Anthologie *Das Zweiglein*](#) (1989) erschienen. Der Text ist der Strömung der ungarndeutschen Literatur zuzuordnen, die die Fragen nach der Sprache, der Assimilation und der Identität thematisiert.

Die Genitivkonstruktion *Stiefkind der Sprache* drückt den Mangel einer harmonischen Beziehung zwischen einer Person und der Sprache aus, in der die zweite in der Elternrolle steht. Der Begriff Stiefkind kann aber kaum wortwörtlich interpretiert werden, es ist eher das sprachliche Zeichen einer Position, woher die Beziehung zur Sprache als „Stief-“, also schlecht, mangelhaft, krank, deformiert etc. erscheint. Die Sprache ist in dieser Beziehung durch die deutsche Wortkonstruktion (Muttersprache) und durch den Genus des Wortes ein femininer Begriff. Das Stiefkind-Dasein der Genitivkonstruktion deutet im Sinne der Kind-Mutter-Relation auf eine radikale existenzielle Isolation hin.

Aus kommunikativer Hinsicht ist das Gedicht der Teil eines Dialogs, in dem das lyrische Ich auf seine Fragen keine Antworten erhält. Er stellt das schweigende Stiefkind als einen einsamen Außenseiter auf der Peripherie der Existenz vor, der mit

den negativen Begriffen des Mangels beschrieben werden kann. Das lyrische Subjekt charakterisiert das Stiefkind mit den Begriffen des Alleinseins („*wem bist du wichtig*“), der Heimatlosigkeit („*wo bist nun zu Hause*“), der Hoffnungslosigkeit („*hoffnungsverdorrte Takte bringt dein Lied*“) und der Wortlosigkeit („*leer sind die Frachten sinkender Schiffe im Meer der Begriffe*“). Das Gedicht ist ein Dialog ohne Antworten: der Zuhörer (das Stiefkind der Sprache) ist zum Schweigen verurteilt, die Zweifel des Sprechers werden dadurch zu unbeantworteten, dichterischen Fragen. Durch die zurückkehrende Anapher erhält das Gedicht einen Rahmen: „*sag mal wer kennt dich / wem bist du wichtig*“

. Die Rückkehr des Titels am Ende des Gedichtes kann als urteilhafter Akt der Namensgebung interpretiert werden. Das Gedicht thematisiert allgemein die Beziehung zur Sprache und zur Kultur, in diesem Sinne ist das Stiefkind der Sprache das menschliche Subjekt selbst. Das Gedicht stellt dadurch die philosophische Frage, ob wir überhaupt je in der Lage sind eine eigene Sprache und Kultur zu besitzen. Als eine andere Bedeutungsschicht personifiziert das Stiefkind der Sprache eine ungarndeutsche Person, die den Verlust der Muttersprache und der Identität erlebt.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Ergänzen Sie den Text mit der fehlenden **Interpunktion**

2. Geben Sie den einzelnen Strophen einen Titel.

3. Stellen Sie fest, welche dichterischen Mittel die folgenden Konstruktionen enthalten. Erklären Sie die Bedeutung dieser Ausdrücke. Verwenden Sie dabei auch einsprachige Wörterbücher.

- a) in schriller Pause verklungener Worte
- b) hoffnungsverdorrte Takte bringt dein Lied
- c) du bist ein fremdes Glied
- d) leer sind die Frachten versinkender Schiffe im Meer der Begriffe
- e) aus irrer Rache bist Stiefkind der Sprache

4. Suchen Sie die Passagen im Text, die sich auf die ungarndeutsche Geschichte und Gemeinschaft beziehen können.

5. Was meinen Sie, worauf beziehen sich die zwei lokalen Adverbien des Textes „hier“ und „dort“?

6. Diskutieren Sie paarweise über den Stellenwert der ungarndeutschen Kultur in Zusammenhang mit der These des Gedichtes: „hier kein Grund dich zu lieben / dort keiner zu achten“.

ALFRED MANZ: BILANZ UM DIE JAHRTAUSENDWENDE

Alfred Manz: *Bilanz um die Jahrtausendwende*

Sprachverwurzelt
schafften noch unsere Großeltern.
Sprachlos,
in Traditionen verwurzelt
schuften unsere Eltern.
Entwurzelt
lernen unsere Kinder
wieder –
Hochdeutsch.
(2000)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Wie wird in diesem kurzen Gedicht die Identitätsbewahrung bei den drei Generationen markiert?**
- 2. Deuten Sie den widerspruchsvollen Sinn der Abschlussstrophe.**

Interpretation

In **epigrammatischer** Kürze fasst der Dichter/das lyrische Ich den Prozess der sprachlichen Entwurzelung des Ungarndeutschtums im 20. Jahrhundert zusammen. Die lapidarisch-nüchternen Feststellungen verweisen indirekt auf das tragische Schicksal der Ungarndeutschen und legen zugleich Zeugnis ab von der zähen Beharrlichkeit bei der Bewahrung ihrer Identität drei Generationen hindurch. Der Abschlussteil ist mehrdeutig – auch hinsichtlich der Identitätsproblematik. Dass die Enkelkinder wieder Deutsch lernen, das kann – oder könnte – wohl ein Beweis für das Traditionsbewusstsein der jüngsten Generation sein. Der Bindestrich mit der Bemerkung „Hochdeutsch“ drückt zugleich die (notwendige) Entfernung zumindest von der Mundarttradition aus.

CLAUS KLOTZ: MEIN DEUTSCHTUM

Claus Klotz: *Mein Deutschtum*

Aufgaben vor der Textbearbeitung (klicken Sie hier)

1. Welche Begriffe verknüpfen Sie mit dem Wort „Deutschtum“?



2. Wie modifiziert die Bedeutung des Wortes „Deutschtum“ das Possessivpronomen „mein“?

Claus Klotz: *Mein Deutschtum*

mein deutschtum ist
die rodung im wald
auch sankt iwan bei ofen genannt
mein deutschtum ist das bröckelnde
bauernhaus in leinwar
der friedhof dort
wo dutzende von steinen
meinen
namen tragen
mein deutschtum ist
die alte nachbarin – anna
die mich über hexen und berggeist
aufklärte
mein deutschtum ist
der hotter und sein duft
das kohlenrevier
wo vater jeden tag in die grube stieg
und von mutter zitternd mit
schmalzbrot und glücksauf
verabschiedet
mein deutschtum ist die schule
wo ich in der pause nur ungarisch
sprechen durfte
aber auch die wöchentlich zwei
stunden muttersprache
mein deutschtum ist das
graner gymnasium
wo ich ungarischer dichter

werden wolte
das germanistische seminar
budapest und leipzig
mein deutschum ist die kirche
in der ich zur ersten kommunion ging
der priester der mich die alten griechen und römer
lehrte
mein deutschum ist der
zögernde novizenanwärter der piaristen
mein deutschum ist
aber auch der bolschewistische
zum sozialdemokraten avancierte
dann kommunistische und wieder
zum sozialdemokraten abgestempelte
großvater
mein deutschum ist
klopstock und lenau
marx
und auch puschkin
dessen verse die russische
großmutter an friedlichen abenden
vorlas
mein deutschum ist
der guthmann geheiße urahn
der hergelaufene
von dem man nicht weiss
ob sein deutscher name echt ist
mein deutschum ist der ungarische
freund der kindheit
der lehrer
der petőfi und arany
mich lieben lernen ließ
mein deutschum ist babits und
sein gartenhaus in esztergom
mein deutschum ist illyés ja auch illyés
und nicht zu vergessen auch hauptmann in agnethendorf
mein deutschum ist joyce und sartre
der eiffelturm
und das brandenburger tor
das oktoberfest und die finnische sauna
mein deutschum
hört ihr
hat einen weltpass
(1988)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Stellen sie anhand der Anapher „mein deutschtum ...“ fest, aus wie vielen Einheiten der Text besteht.

2. Geben Sie den einzelnen Einheiten einen ausdrucksvollen Titel.

3. Markieren Sie im Text die folgenden Elemente:

a) geographische Namen:

b) Personen:



c) Namen von berühmten Personen:



d) Gebäude und Institutionen:



e) kulturelle Phänomene:



4. Welche Rolle spielen die markierten Wörter in der Semantik des Textes?

5. Kategorisieren Sie die einzelnen Textteile.

6. In welcher Beziehung stehen die einzelnen Kategorien miteinander?

7. Bilden Sie fünf Gruppen in der Klasse. Jede Gruppe soll jeweils eine der folgenden Aufgaben ausführlich bearbeiten. Nach der Gruppenarbeit soll jede Gruppe ihre Ergebnisse vor der Klasse präsentieren. Die zuhörenden Gruppen sollen zum behandelten Thema Fragen stellen.

a) Finden Sie mit Hilfe einer Analyse Argumente dafür, dass der Text in formaler Hinsicht als Freigedicht bezeichnet werden kann. Welche Wirkung üben die einzelnen dichterischen Mittel auf die Rezipienten aus?

b) Finden Sie die literarischen Hinweise im Gedicht. Stellen Sie die einzelnen Begriffe und Autoren dar. Welche Rolle spielen sie in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs?

c) Finden Sie die historischen Hinweise im Gedicht. Stellen Sie die einzelnen Begriffe und Personen dar. Welche Rolle spielen sie in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs?

d) Finden Sie die Passagen des Textes, die sich auf die sprachliche Ebene der persönlichen Laufbahn beziehen. Welche Rolle spielen die unterschiedlichen Sprachen in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs (http://de.wikipedia.org/wiki/Lyrisches_Ich)?

e) Interpretieren Sie die letzte Strophe des Gedichts.

Interpretation

Das Gedicht *Mein Deutschtum* von Claus Klotz stellt die möglichen Identitätskonstruktionen der ungarndeutschen Minderheit dar, wobei es auf Elemente sowohl aus der deutschen als auch aus der ungarischen Kultur Bezug nimmt. Der Titel des Freigedichtes *Mein Deutschtum* ist sogar ein Bestandteil des immer wiederkehrenden Textelementes „mein deutschtum ist“.

Der Ausdruck „mein deutschtum“ stellt die persönliche Beziehung des lyrischen Ichs zur Gemeinschaft dar und ist in diesem Sinne als Zeichen der eigenen Identität zu verstehen. Andererseits stellt es eine persönliche Vorstellung über das Wesen des nationalen und kulturellen Gebildes dar, das unter Deutschtum verstanden werden könnte. Der Satzbeginn „mein deutschtum ist...“ trennt die einzelnen Einheiten des Gedichtes voneinander und markiert eine Grenze zwischen den zusammengezogenen Strophen des Werkes. Das Gedicht ist ein dynamischer Monolog, der mit der wiederkehrenden Anapher den ständigen Versuch einer Grenzlegung beinhaltet. Das Gedicht versucht den Begriff „Deutschtum“ mit Hilfe von

kulturellen und ideologischen Merkmalen zu umrahmen. Die sechszehn Einheiten können im strömenden Gedankengang ohne Interpunktion als sechszehn Definitionsversuche zur Bestimmung der Beziehung zur eigenen kulturellen und nationalen Identität betrachtet werden.

Die Gedanken des Textes bewegen sich im Spannungsfeld von Oppositionspaaren wie Minderheit-Mehrheit, Eigenes-Fremdes und Assimilation-Dissimilation, die eine literarische Identitätssuche markieren. Die zusammenhaltende Kraft in diesem ambivalenten Selbstbestimmungsversuch ist der Lebensweg des Sprechenden, dessen Biografie vom schwäbischen Dorf (1.-2. Einheit) zum Anerkennen der allgemeinmenschlichen Werte der universellen Kultur führt (15.-16. Einheit). Daraus folgend geben die ersten und die letzten zwei Einheiten der unförmigen Gedankenströmung des Gedichtes eine Rahmenstruktur.

Die Bausteine der Identität wie Personen, Gebäude, Gemeinschaften und Ideologien lassen sich nicht zu einer strukturierten Hierarchie zusammenstellen. Den binaren Oppositionen des Textes entsprechend ist der entfaltete Gedankengang von der Minderheitenperspektive geprägt, die in die ungarische Geschichte und Kultur eingebettet ist. Die Auflistung der Identitätselemente beginnt bei dem volkstümlichen Milieu der Heimatdörfer, und erreicht durch die bürgerliche Kultur (Kirche, Literatur, Sprache) in den letzten Strophen die Regionen der universalen Kultur ([Weltliteratur](#), Philosophie, Architektur).

Die sprachliche Unterdrückung in der Schule (5. Einheit: „mein deutschum ist die schule / wo ich in der pause nur ungarisch / sprechen durfte“) führt im Lebensweg nicht zur Zurückweisung der Mehrheitskultur. Die Eindrücke der ungarischen Kultur tragen zur Entfaltung der dichterischen Fähigkeiten genauso bei, wie die deutschsprachigen oder die weltliterarischen Impulse. Die nicht-hierarchische Struktur der kulturellen Schichten bedeutet nicht die Verdrängung der Minderheitenperspektive, sondern die Repräsentation einer eigenartigen, interkulturellen Symbiose auf dem Grenzgebiet von zwei nationalen Kulturen. Diese Strukturlosigkeit der kulturellen Knüpfungspunkte mündet am Ende des Gedichtes mit einem universellen Bekenntnis in die Grenzlosigkeit:

mein	deutschum
hört	ihr
hat einen weltpass	

Das Gedicht *Mein Deutschum* demonstriert einerseits das Versagen einer festen Selbstbehauptung, andererseits stellt es die möglichen kulturellen Verknüpfungspunkte der Ungarndeutschen in Verbindung einer individuellen Biografie dar.

Das Gedicht zeigt auch, wie Werke ungarndeutscher Autoren es schaffen, kulturelle Güter „anderer“ Nationen durch literarische Mittel zu überliefern. Die Bezugnahme des Gedichtes *Mein Deutschum* auf ungarische Autoren wie [Sándor Petőfi](#), [János Arany](#), [Mihály Babits](#) oder [Gyula Illyés](#) ist ein Musterbeispiel dafür, dass deutschsprachig schaffende Autoren in Ungarn mit der ungarischen Literatur ständig in unmittelbarem Kontakt standen.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Erstellen Sie mit Hilfe von **Nachschlagewerken** ein Porträt des Dichters. Vergleichen Sie die Biografie mit der literarischen Selbstbiografie des Dichters.
2. Suchen Sie in der Textsammlung des Buches nach verwandten Gedichten. Wählen Sie zwei bis drei Texte aus und vergleichen Sie die einzelnen Werke miteinander.
3. Arbeiten Sie paarweise zusammen und stellen Sie eine eigene Liste von kulturellen Elementen (Begriffe, Autoren, historische Persönlichkeiten, Geschehnisse etc.) zusammen, die Ihrer Meinung nach zu den Grundschichten der ungarndeutschen Kultur gehören.

NELU BRADEAN-EBINGER: BEKENNTNISSE EINES MITTELEUROPÄERS

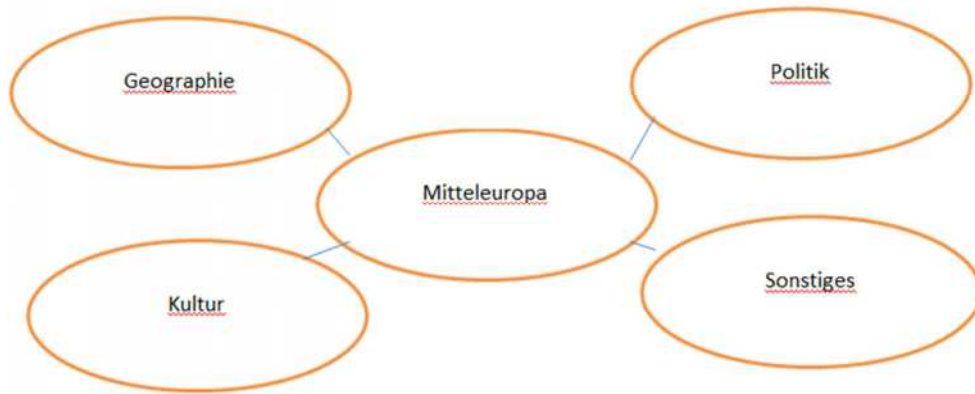
Nelu Bradean-Ebinger: *Bekenntnisse eines Mitteleuropäers*

Aufgaben vor der Textbearbeitung ([klicken Sie hier](#))

1. Forschen Sie nach, welche Volksgruppen in den mitteleuropäischen Ländern als Minderheiten leben. Füllen Sie die Tabelle mit den Daten von fünf verschiedenen Volksgruppen aus.

Minderheit	Land	Anzahl der Angehörigen	Muttersprache	Kultur

2. Überlegen Sie, über welche Bedeutungen der Begriff **Mitteleuropa** in der Geografie, in der Politikwissenschaft oder in der Kultur verfügt.



3. Sammeln Sie die Merkmale der Gattung Bekenntnisse und stellen Sie eine Definition des Begriffes zusammen.

Nelu Bradean-Ebinger: Bekenntnisse eines Mitteleuropäers

Ich lebe nun schon seit 37 Jahren hier in dem von Karpaten und Alpen umarmten, von der blauen Donau durchflossenen Gebiet, das durch die Wirren einer Geschichte von über 2000 Jahren als Heimat zahlreicher Völker den von vielen in Frage gestellten Namen „Mitteleuropa“ erhalten hat. Manchen nennen es **Pannonien**, andere Mittelosteuropa und wer weiß noch wie.

Für mich liegt es im Herzen der alten Dame, Europa. Mein eigener Name stehe „Zeuge“ dafür: Nelu Bradean Ebinger. Nelu, die rumänische Koseform von Ioan, deutsch Hansi, ungarisch Jánika. Bradean kommt vom rum. brad, dt. Tanne. Ebinger ist der Name meiner deutschen Vorfahren, die um 1760 in den „Ulmer Schachteln“ die Donau herab bis ins Banat gekommen waren, wo sie in einem schon von Ungarn, Serben und Rumänen bewohnten Gebiet eine neue Heimat fanden. Der Bogaroscher Dorfchronik zufolge kam die Familie Ebinger aus dem Oberrheinland. Obwohl ich in der dreisprachigen Stadt Arad, im Entbindungsheim, das Licht Mitteleuropas erblickt habe, bekenne ich mich als Bogaroscher (rum. Bulgarus, ung. Bogáros), einem donauschwäbischen Dorf im kornreichen Banat, 5 Kilometer von Lenauheim, dem Geburtsort **Nikolaus Lenau**, entfernt. Genau 100 Jahre vor meiner Geburt, 1852, wurde der Heimatdichter der Banater Schwaben **Johann Szimits** in Bogarosch geboren. Von solchen illustren Meistern des deutschen Wortes umgeben, ist es kein Wunder, dass ich schon in früher Kindheit zur Feder griff und Verse, einfache Reime schmiedete. Ja, schmiedete, unser Nachbar war nämlich Schmied. Zu Hause rief man mich mal Hansi, mal Nelu, bis dann der letztgenannte im nun zu Rumänien gehörenden Banat zu meinem offiziellen Vornamen wurde. Seitdem steht er, dieser niedliche Kosename, der oft mit Nehru, Nero oder Nelli verwechselt wird, in allen meinen Papieren. Ich habe ihn so lieb gewonnen, dass ich ihn niemals hergeben werde, trotz vieler Aufforderungen ihn zu verdeutschen oder zu magyarisieren. Hans und János gibt es viele in Ungarn, aber Nelu kommt wahrscheinlich nur einmal vor. Ich weiß, Bescheidenheit ist eben nicht meine starke Seite. Aber was wären wir Minderheiten ohne dieses bisschen Selbstbewusstsein? Nomen est omen. So lebe ich nun mit diesem gemischten Namen, für viele ein Mischmasch, für mich eben mein Name.

Als ich dann 20 Jahre später als stolzer Student des berühmten Eötvös-Kollegium in Budapest mit einem japanischen Zimmerkollegen zusammenwohnte, stellte es sich heraus, dass mein Name Zeuge von einer vielverzweigten Abstammung ist. Sitosi, der japanische Student in Budapest, griff zum Rechner und stellte das Bild meiner Herkunft nach Prozentsatz dar: 50% deutsch, 25% ungarisch, 12,5% rumänisch, 12,5% serbisch. Eine meiner Großmütter hieß Fehér Mária. Mein Ebinger-Großvater, der Anfang der zwanziger Jahre als Viehhändler sein Glück in Südamerika versucht hatte, lernte in Montevideo diese Fehér Mária kennen, wo auch meine Mutter 1930 zur Welt kam. Serbisch war der Name einer meiner Urgroßmütter: Duganics. So stehe ich da; in meinen Adern fließt viererlei Blut, mein Name ist zweisprachig, deutsch-rumänisch, seit 1980 bin ich ungarischer Staatsbürger, lebe in einem ungarndeutschen Ort, Wudersch/Budaörs, bin dreisprachig, meine Muttersprache ist aber die Banater schwäbische Mundart. Kein Wunder, wenn ich mich nun bekenne: ein Mitteleuropäer deutscher Zunge bin ich. Es ist das elementarste Recht jedes Menschen, solch ein Bekenntnis abzulegen; und sicher bin ich nicht der einzige hier in der Mitte Europas.

Unsere Heimat, Mitteleuropa, was bedeutet sie nun? Geht man zuerst von der Sprache aus, so bestimmt die Areallinguistik dieses Gebiet als „Donau-Sprachbund“ mit folgenden Sprachen: Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Deutsch, Slowenisch, Serbokroatisch und die rumänischen Dialekte in Siebenbürgen. Was verbindet diese Sprachen, was haben sie gemeinsam? Das jahrhundertelange Zusammenleben führte zu solchen strukturellen Affinitäten wie Erstsilbenbetonung, Quantitätskorrelation der Vokale, geringe Rolle der Diphthonge in der literarischen Norm, Liaison, Existenz des Konsonanten h, reine, nicht reduzierte Artikulation der unbetonten Vokale, Stimmlosigkeit der Konsonanten am Wortende, im Auslaut, stark synthetische Strukturen mit vielen Suffixen, entwickeltes Verbalpräfixsystem, viele lateinische Lehnwörter. Die muttersprachliche Schriftlichkeit entfaltet sich aber erst im 19. Jahrhundert wegen der Vorherrschaft des Lateinischen und Deutschen. Wortbildung und Wortzusammensetzung sind im gleichen Verhältnis vertreten, die Zukunftsform wird oft durch das Präsens ausgedrückt, und vieles andere mehr. Die Spracherneuerung im 19. Jahrhundert ist, insbesondere im Ungarischen und Tschechischen hingegen stark puristisch. Die Sprache ist jedoch nur ein Spiegelbild der Denkweise, der Mentalität dieser Völker. So gibt es auch in der Kultur zahlreiche Affinitäten, Anähnlichkeiten, die zu vielen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in der Mentalität und Weltbetrachtung führten. Außer Sprache, Kultur, Literatur, Philosophie sieht auch die Bauweise, die Architektur vieler Großstädte ähnlich aus; Wien, Prag, Budapest und viele andere mitteleuropäische Städte stehen Zeuge dafür.

Aber wie sieht es tief im Herzen, in der Gefühlswelt dieser Völker aus? Dazu hat vor allem die Literatur eine Reihe von bekannten Beispielen vorzuweisen, sprach- und kulturüberbrückende Autoren wie: **Nikolaus Lenau**, Ödön von Horváth, Franz Kafka, Rainer Maria Rilke, Ferenc Herczeg, Miroslav Krleža, Paul Celan, György Sebestyén, Márton Kalász und viele andere. Ähnlich viele Namen könnte man auch aus der Musik, der Malerei und Bildhauerei nennen. Aber nicht nur im humanen Bereich, sondern auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, Medizin, Technik, Wirtschaft und natürlich der Politik wären unzählige bekannte Namen zu erwähnen.

Diese mitteleuropäischen Merkmale gehen natürlich auf die lange gemeinsame Geschichte, auf ein Zusammenleben von vielen Jahrhunderten zurück, wo oft aus dem Miteinander ein Gegeneinander wurde. All dies führte zu einer Hassliebe, von der die Gegenwart der mitteleuropäischen Völker gekennzeichnet ist.

Will man nun ein typisches Merkmal gesondert behandeln, so ist dies die unsymmetrische geographische Lage dieser Völker und Volksgruppen. Jedes Volk lebt zusammen mit Volksgruppen anderer Nationalität, meistens Minderheiten, die im Nachbarland das Mehrheitsvolk bilden, so dass eine Reihe von Sprachinseln entstanden ist, die an die ehemalige offizielle Vielsprachigkeit Mitteleuropas erinnern. In den nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Nationalstaaten leben überall mehrere Nationalitäten. Eine davon ist hervorzuheben, und zwar die jüdische, die Mitteleuropa ihren Stempel in allen Lebensbereichen aufgeprägt hat. Außer den Juden sind es noch die Deutschen und Ungarn, die heute als Minderheiten in allen Ländern Mitteleuropas leben.

Ist Mitteleuropa noch lebensfähig? Ich glaube, ja. Seine Zukunft liegt im „gemeinsamen Haus Europa“, dessen Konturen sich immer klarer abzeichnen und in dessen Mitte ein starker überbrückender Balken zwischen dem westlichen und östlichen Flügel des Hauses lebensnotwendig ist. So wie die ehemaligen „ewigen“ Feinde, die Deutschen und Franzosen, im westlichen Teil zu einer Miteinander gefunden haben, können es auch die Völker Mitteleuropas tun, die ja in dieser Hoffnung lässt grüßen mit Zuversicht

ein Mitteleuropäer aus Wudersch/Budaörs bei Budapest.

(im Januar 1989)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Um welche Gattung handelt es sich bei diesem Text? Welche stilistischen und formalen Merkmale befinden sich in dem Werk, die als Merkmale dieser Gattung dienen?

2. Geben Sie den einzelnen Abschnitten einen Titel.

3. Füllen Sie die Tabelle mit den Begriffen aus, die laut dem Text als Bausteine der mitteleuropäischen Kultur dienen.

Personen	Ortschaften	Regionen	Länder	Sprachen	kulturelle Merkmale

4. Fertigen Sie eine Skizze zur Familiengeschichte des Narrators an.

5. Schreiben Sie im folgenden Diagramm neben den Farben die jeweilige Nationalität.



- a) Diskutieren Sie in der Klasse darüber, wie sich diese Abstammung im Leben des Erzählers widerspiegeln könnte.
- b) Erstellen Sie ein Diagramm zu Ihrer eigenen Abstammung.
- c) Vergleichen Sie Ihr Diagramm mit dem Ihrer Mitschüler. Zählen Sie die Prozentzahlen in

6. Im Text werden zahlreiche historische Ereignisse mit Datum erwähnt. Schreiben Sie die wichtigsten Daten mit Jahreszahlen auf folgende Zeitlinie.



7. Notieren Sie sich diejenigen Merkmale aus dem Text, die laut dem Verfasser die Völker der Region miteinander verbinden.

8. Diskutieren Sie in der Klasse über die dichterische Frage des Textes: „Ist Mitteleuropa noch lebensfähig?“

- a) Finden Sie mit Hilfe einer Analyse Argumente dafür, dass der Text in formaler Hinsicht als Freigedicht bezeichnet werden kann. Welche Wirkung üben die einzelnen dichterischen Mittel auf die Rezipienten aus?
- b) Finden Sie die literarischen Hinweise im Gedicht. Stellen Sie die einzelnen Begriffe und Autoren dar. Welche Rolle spielen sie in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs?
- c) Finden Sie die historischen Hinweise im Gedicht. Stellen Sie die einzelnen Begriffe und Personen dar. Welche Rolle spielen sie in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs?
- d) Finden Sie die Passagen des Textes, die sich auf die sprachliche Ebene der persönlichen Laufbahn beziehen. Welche Rolle spielen die unterschiedlichen Sprachen in der kulturellen Identität des Lyrischen Ichs (http://de.wikipedia.org/wiki/Lyrisches_Ich)?
- e) Interpretieren Sie die letzte Strophe des Gedichts.

Interpretation

Der berühmte *Essay Bekenntnisse eines Mitteleuropäers* von Nelu Bradean-Ebinger ist im Band *Egy közép-európai ember vallomásai / Bekenntnisse eines Mitteleuropäers* im Jahre 2001 in Budapest erschienen. Bei der Analyse des Namens des Autors wird dessen Bindung zu mehreren Kulturen deutlich: Nelu ist der Kosenamenname des rumänischen Vornamens Joan (auf Ungarisch Janika, auf Deutsch Hans), der rumänische Familienname Bradean stammt von dem Wort „brad“ (Tanne)

und Ebinger deutet auf die deutschen Ahnen hin. Der Autor, der aus einer Familie aus der Banat stammt, hat seinen Namen trotz der freundschaftlichen Ratschläge nie verändert: Er hat ihn weder magyarisiert, noch germanisiert. Sein Name klingt demnach in der ungarischsprachigen Umgebung mehrfach fremd, ist aber individuell und ein Leben lang zu einem Zeichen eines Minderheitendaseins geworden.

„Zu Hause rief man mich mal Hansi, mal Nelu, bis dann der letztgenannte im nun zu Rumänien gehörenden Banat zu meinem offiziellen Vornamen wurde. Seitdem steht er, dieser niedliche Kosenamen, der oft mit Nehru, Nero oder Nelli verwechselt wird, in allen meinen Papieren. Ich habe ihn so lieb gewonnen, dass ich ihn niemals hergeben werde, trotz vieler Aufforderungen ihn zu verdeutschen oder zu magyarisieren. Hans und János gibt es viele in Ungarn, aber Nelu kommt wahrscheinlich nur einmal vor. Ich weiß, Bescheidenheit ist eben nicht meine starke Seite. Aber was wären wir Minderheiten ohne dieses bisschen Selbstbewusstsein? Nomen est omen. So lebe ich nun mit diesem gemischten Namen, für viele ein Mischmasch, für mich eben mein Name.“

Der Essay versucht die Mitteleuropäität durch biografische Bekenntnisse und durch eine kulturelle Identitätssuche zu bestimmen. Als definitives Zeichen dieser Mitteleuropäität erscheinen hier die mehrfache kulturelle Bindung, die Begegnung verschiedener Identitäten, die interethnischen Beziehungen und das System der multikulturellen Regionen. Bradean-Ebinger, alias BEN, der seit seiner Kindheit Gedichte schreibt, weist mit der Erwähnung von Nikolaus Lenau und Johann Schmitz bewusst auf die literarischen Wurzeln der multiethnischen Region Banat hin.

In der Identität des Narrators kann die deutsche Herkunft als dominant betrachtet werden, was durch die Erwähnung der Ulmer Schachtel im Text verdeutlicht wird. Die Donau, der einstige Verkehrsweg der donauschwäbischen Siedler, erhält an dieser Stelle wichtigere Bedeutungsinhalte und erscheint als ein Symbol der interkulturellen Kontakte. Der Essay versucht die Mitteleuropäität mit Hilfe der literarischen Überlieferung, der Herkunft, der mehrseitigen kulturellen Bindung und der geografischen Namen festzulegen. Im Gedankengang ist die kulturelle Bindung zur Gemeinschaft mit einem existenziellen Faden durchflochten. Der japanische Gaststudent, Sitosi stellt die Abstammungsprozente von BEN präzise dar: 50% Deutsch, 25% Madjarisch, 12,5% Rumänisch und 12,5% Serbisch. Die Verflechtung von Identitäten wird in der Erzählung mit gewisser Ironie betrachtet. Diese Stimmung wird auch durch die Darstellung der südamerikanischen Exkurse der Familie gesteigert: der Ebinger-Großvater hat die Großmutter mit ungarischer Herkunft, Mária Fehér, in Montevideo kennen gelernt.

„So steh' ich da; in meinen Adern fließt viererlei Blut, mein Name ist zweisprachig, deutsch-rumänisch, seit 1980 bin ich ungarischer Staatsbürger, lebe in einem ungarisch-deutschen Ort, Wudersch/Budaörs, bin dreisprachig, meine Muttersprache ist aber die Banater schwäbische Mundart. Kein Wunder, wenn ich mich nun bekenne: ein Mitteleuropäer deutscher Zunge bin ich. Es ist das elementarste Recht jedes Menschen, solch ein Bekenntnis abzulegen; und sicher bin ich nicht der einzige hier in der Mitte Europas“

Die komplizierte Beziehung zur Muttersprache, zur eigenen Kultur und zur Identität ist ein Grundmotiv des Textes *Bekenntnisse eines Mitteleuropäers*. Der Autor stellt die Frage „*Unsere Heimat, Mitteleuropa, was bedeutet sie nun?*“ und wechselt nach

der selbstbiografischen und sprachlichen Wegsuche in historische, politische und kulturelle Dimensionen. Als Ausgangspunkt dient für den Sprachwissenschaftler Bradean-Ebinger die wissenschaftliche Beobachtung, dass die Sprachen des Donau-Sprachbundes (Ungarisch, Deutsch, Tschechisch, Slowakisch, Slowenisch, Slowakisch, Serbisch, Kroatisch und die rumänischen Dialekte von Siebenbürgen) neben ihren Verschiedenheiten durch das jahrhundertelange Zusammenleben dieser Völker über zahlreiche gemeinsame strukturelle und lexikalische Eigenschaften verfügen. Unter den Völkern der Region sind weitere Ähnlichkeiten in der Mentalität, in der Kultur, in der Weltanschauung, in der Sprache, in der Literatur, in der Philosophie und in der Architektur zu beobachten. Als symbolträchtige Städte der Region werden im Essay die drei Hauptstädte Wien, Prag und Budapest genannt, die die Charakterzüge dieser kulturellen Phänomene widerspiegeln. Als Beispiele der mitteleuropäischen Interkulturalität gelten die Autoren, die Sprachen und Kulturen überwinden, wie Nikolaus Lenau, Ödön von Horváth, Franz Kafka, Rainer Maria Rilke, Ferenc Herczeg, Miroslav Krleža, Paul Celan, György Sebestyén oder Kalász Márton. Ähnliche Beispiele können aber auch auf dem Gebiet der Musik, der Malerei, der Bildhauerei, der Wissenschaften, der Wirtschaft oder der Politik erwähnt werden. Nach Bradean-Ebinger besteht zwischen den hier lebenden Völkern eine historische Interdependenz. Diese Symbiose entwickelte sich aus der Dialektik des Zusammenlebens und der Streitigkeiten und ist mit einer Art von Hassliebe erfüllt. Ein definitives Zeichen der mitteleuropäischen Völker ist, dass sie alle mit verschiedenen Nationalitäten zusammenleben: In allen Ländern sind Minderheiten zu finden, die in den jeweiligen Nachbarländern die Mehrheit bilden. Der Essay entstand im Jahre 1989 als eine Art künstlerisches Bekenntnis. Er spiegelt die Wegsuche eines mitteleuropäischen Denkers zwischen den Sprachen und Kulturen seiner Region wieder. Das Werk versucht eine deutsche Minderheitenidentität in Mitteleuropa in einer übernationalen Dimension zu interpretieren. Zur Zeit der Wende wies der Text in die Richtung eines „gemeinsamen Hauses Europas“ hin.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Leihen Sie aus der Bibliothek den Gedicht- und Essayband aus. Analysieren Sie die visuelle und sprachliche Darstellung der Titelseite (Masszi Verlag, Budapest, 2001). In welchem Zusammenhang stehen sie mit den inhaltlichen Schwerpunkten des Bandes?**
- 2. Erzählen sie in der Gruppe, welche Meinung Sie zu zweisprachigen Bücherausgaben haben. Diskutieren Sie über die Vor- und Nachteile und überlegen Sie auch, was das Ziel eines solchen Bilingualismus sein könnte.**
- 3. Im Text werden weitere, unbekannte Persönlichkeiten erwähnt. Wählen Sie eine davon aus und halten Sie ein Referat zu dieser Person.**
- 4. Diskutieren Sie in Gruppen darüber, wie sich die kulturelle, soziale und politische Lage der Minderheiten, Nationen und Länder in Mitteleuropa seit der Entstehung des Textes entwickelt hat. Sprechen Sie dabei auch über Ihre persönlichen Erfahrungen, die Sie während Ihrer Reisen in den verschiedensten Ländern gesammelt haben.**

ROBERT BECKER: LOSEZEITLOSE

Robert Becker: *Losezeitlose*

(Textverstehen)

Die Zeit blieb an uns haften wie klebriges Unkraut. Sie blickt uns aus Ackerfurchen schief an, sie lauert mit jedem Öffnen der Schranktür im schönen Zimmer auf uns. Die Deutschen in Ungarn sind ein Volk, in dessen Mund die Lieder der Ahnen stumm oder fad geworden sind. Wenn ich mich anschicke, über sie zu schreiben, so könnte ich dies auch ungarisch tun. Sei es denn eine schriftstellerische Willkür meinerseits, auch die Mundart, die aus allen Gegenständen meiner Ahnen mir nachruft, – nicht zu wählen. Im Sinne der Entfremdung, im Sinne dessen, dass all dies nur eine honigklebrige Masse von Erinnerungen ist, die ich anzuzapfen bereit bin, werde ich hochdeutsch scheiben.

Der Weg, an dem ich mich rückwärts bewege, trägt keine Gleise, die mich schnell wie ein Eilzug von Station zu Station befördern könnten. Er ist vielmehr ein enger Hohlweg, der sich vom Regen- und Schneeschmelz-Wasser, wackligen Kuh- und Pferdewagen-Spuren entlang, in den Matsch der Hügelhänge eingefressen hat, und unter dicht wucherndem Gestrüpp aus Akazien, Teufelszwirn, wilden Reben, Holunder und Hagebutten sich dahinschlängelt bis zum Bach und weiter zum Fluss, an dem Glück und Unglück ihren verhängnisvollen Lauf nahmen.

Der träge Fluss hat in Generationsferne jene abenteuerlustigen Tagelöhner, Habenichtse, Knechtsknechte und leichtgläubigen Bauern ans Land gespült, die hier – zwischen Hohlwegen, Irrwegen, Fluren und Flüssen an den Schollen haften blieben.

Gäste, die bleiben, kann man nicht mögen. Wir bleiben: In der Wildnis an allen Himmelsrichtungen die Rodung eingeschlagen – traf sich in kaum hundert Jahren Axt mit der Axt. Die Sümpfe trockengelegt, wirbelte der Wind Staub auf, der den Nachbarn in die Augen flog. Kaum erst war die Sense an die Ernte gelegt, fiel schon das Korn in fremde Speicher.

Ich sehe die Reihen der Ahnen in einem Spalier. Großvater nickt und findet nicht die Worte, die mir seit ihm fehlen; die aber auch er nicht von seinem Ahnsahn mitbekam. Halbworte bröckeln aus dieser Erinnerung, unserer eigenen Substanz ganz gleich. Diese sah erst aus wie Stahl und Eisen, bald entlarvte sie sich aber leere, entnährte Scholle.

Wir sind so viel gebröckelt in hundert Jahren und hundert und abermals Dutzend Jahren, dass es mich seit Ahnsgliedern her nicht mehr geben dürfte, noch meine Art. Ich müsste längst schon stumm sein, jeglicher Worte ohnmächtig, die je die Kehle dieser Umherstreunenden verließen.

Großvater rückt den Hut, nickt, spricht das Vaterunser und blickt mit stummen Blick in eine Zeit, in der ich lebe, in der er es nicht mehr könnte, wollte oder dürfte, weil sie ihm fremder ist als jene, in der er auch nur ein Fremder war unter all den Fremden. So blieb uns kein Wort füreinander, und wir sind stummer zu zweit als unter lauter Fremden, die fremde Sprachen sprechen und uns vom Ross oder vom Heuwagen herab verhöhnen. So bleibt Großvater das Vaterunser in einen Rosenkranz

geflochten, der vielleicht schon zweifach in den Himmel reicht. Daran tanzen die Engel wie an der Leiter Jakobs auf und ab – und beunruhigen meinen Traum.

Soll ich denn einen Baum noch pflanzen, der wächst, der Staub mit Wasser zu sich nimmt und die Knochen unter der Erde mit sanftfühligen Wurzelfädchen verätzt, um aus ihnen Blätter und Äste zu treiben, die von Jahr zu Jahr neue Ringe ansammeln, damit sie eines Tags, wenn es Zeit dafür ist, mir zur Leiter werden, die mich in den Himmel führt zu meinen stummen Ahnen?!

Aus dem dünnen Mund irgendeiner Ur-Urgroßmutter müsste ich helfen, den letzten faulen Zahn zu ziehen. Ich könnte mir einen Teil des Erbes ergattern: einen Glückszahn vielleicht im Rad dieser riesigen Zeituhr, die mich nicht lässt, aus der Reihe zu tanzen und mich im Pendeltakt oft schweißgebadet ticken lässt in einem Takt, dessen Rhythmus ich noch nicht zu gehorchen gelernt hab.

„Leg die Worte ab“ ruft einer aus dem Ahnenspalier, doch ich hör nicht auf ihn. Er ist ja keiner von uns. Keiner aus dem Rosenkranz der Stummen! Er ist einer, der Leinenhemd, Krempelhut, Wollsocken und Holzschuhe gegen Krawatte und Stiefel eingetauscht hat und jetzt doch nackt aus der Reihe tanzt. Ich aber bleibe stumm.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Erklären Sie die Bedeutung des Titels.
2. Beweisen Sie anhand von formalen und stilistischen Merkmalen, dass es sich bei der Gattung des Textes um einen Essay handelt.
3. Erklären Sie die folgenden Begriffe des Textes.

das schöne Zimmer:

die Entfremdung:	
der Hohlweg:	
das Ahnenspalier:	

die Rodung:

4. Welche Sprachen bzw. Sprachvarietäten werden vom Text genannt? Wie stellt der Narrator seine eigene Beziehung zu diesen Codes dar?
5. Der Text stellt während des Gedankenganges auch das traditionelle Milieu der ungarndeutschen Kultur dar. Finden Sie zu den angegebenen Bereichen je fünf Beispiele, die als Bausteine dieser kulturellen Umgebung dienen.

Natur	
Kultur	
Personen	

6. Stellen Sie im Zusammenhang mit der ungarndeutschen Geschichte die Bedeutung der folgend zitierten Sätze dar.

- a) „Die Deutschen in Ungarn sind ein Volk, in dessen Mund die Lieder der Ahnen stumm oder fad geworden sind.“
b) „Kaum erst war die Sense an die Ernte gelegt, fiel schon das Korn in fremde Speicher.“
c) „Wir sind so viel gebröckelt in hundert Jahren und hundert und abermals Dutzend Jahren, dass es mich seit Ahnsgliedern her nicht mehr geben dürfte, noch meine Art.“

7. Erklären Sie die biblischen Hinweise, die sich in der folgend zitierten Textpassage befinden.

„So bleibt Großvater das Vaterunser in einen Rosenkranz geflochten, der vielleicht schon zweifach in den Himmel reicht. Daran tanzen die Engel wie an der Leiter Jakobs auf und ab – und beunruhigen meinen Traum.“

8. Stellen Sie mit Hilfe einer Skizze den Gedankengang des Essays dar. Verwenden Sie dabei Schlüsselwörter des Textes.

WILHELM KNABEL: ZUR HEIMAT ZIEHT DER BROTGERUCH

Wilhelm Knabel: *Zur Heimat zieht der Brotgeruch*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Diskutieren Sie, was der Unterschied zwischen den Begriffen Zuhause, Heimat und Vaterland ist. Sprechen Sie auch darüber, was Ihnen diese Wörter persönlich bedeuten.
2. Wie könnten diese Begriffe im Zusammenhang mit der deutschen Minderheit von Ungarn definiert werden?
3. Was sind Ihrer Meinung nach die definitiven Elemente von Heimat?

Wilhelm Knabel: *Zur Heimat zieht der Brotgeruch*

Sinnend die Häuserreih' entlang
mach ich auch heute meinen Gang,
da trifft mich frischer Brotgeruch,
ein lang vermißter Duftgenuß.
Wohl achtzig Jahre sind es her,
es dünkt als Wahrheit gar nicht mehr,
daß ich einst am Backofen stand
und knieend die Großmutter fand.
Still betend spricht Großmutter's Mund:

Ich dank dir Herr aus Herzensgrund,
daß du in Not uns niemals läßt
und immer schaffst zu unser Best!
Die Ofenschüssel nimmt zur Hand
Großmutter schnell und ganz gewandt,
zieht dann die bräunend' Laib heraus
und Brotduft zieht durchs ganze Haus.
Dies alles ging mir durch den Sinn,
zog mich zur alten Heimat hin,
wurd nicht gewahr, wie weit ich lief,
bis mich die Mittagsglocke rief.

(1966)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Wie viele Zeitschichten manifestieren sich in diesem Text?**
- 2. Wie kann das Gedicht anhand der Zeitschichten gegliedert werden?**
- 3. Was ruft im Gedicht die Erinnerungen wach?**
- 4. Woran und an wen erinnert sich das lyrische Ich im Text?**
- 5. Welche Szene wird im Gedicht beschrieben?**
- 6. Im strukturellen Zentrum des Gedichts befinden sich in der dritten Strophe die Worte der Großmutter. Welche Text-Gattung erkennen Sie in diesen Zeilen?**
- 7. Wofür bedankt sich die Großmutter?**
- 8. Suchen Sie die Hauptmotive des Textes heraus. Wie kann die Bedeutung von Heimat mit diesen Worten umgeschrieben werden?**

Interpretation

Das Gedicht *Zur Heimat zieht der Brotgeruch* ist zugleich der Titel des Sammelbandes von Wilhelm Knabel. Der Text beschreibt die Beziehung des Individuums zur eigenen Heimat, wobei er die Bedeutung des Begriffes mit den Motiven Familie, Zuhause, Sprache, Geborgenheit und Glauben umschreibt.

Die fünf Strophen des Textes lassen sich auf Grund der zwei dargestellten Zeitschichten in drei strukturelle Einheiten gliedern. Die erste und die letzte Strophe beschreiben die Situation eines Spazierganges auf den Straßen der Stadt in der Gegenwart. Diese zwei Einheiten umrahmen die inneren Strophen: die Erste bereitet einen Gedankengang über die Vergangenheit vor, die Letzte schließt das Gedicht mit dem plötzlichen Erwachen aus den Erinnerungen ab. Die Strophen 2 bis 4 führen in die individuelle Vergangenheit des Sprechers zur fernen Kindheit zurück. Diese Einheit beschreibt eine Szene neben dem Backofen, wo das Kind beim Backen des Brotes seine Großmutter beten sieht. Die alte Frau bedankt sich bei Gott nicht nur für das alltägliche Brot, sondern auch für die Gnade des Herrn und seiner Fürsorge für die Menschen.

Das Gedicht ist ein Klassiker der Heimatgedichte der deutschen Sprache, die die Bedeutung von Heimat mit den Begriffen Familie, Zuhause, Geborgenheit, Gemeinschaft und Glauben definiert.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Suchen Sie aus der Textsammlung *Zur Heimat zieht der Brotgeruch* das Gedicht *Zur Heimat... von Josef Michaelis* heraus.

- a) Welche intertextuellen Verknüpfungspunkte können Sie zwischen den beiden Texten erkennen?
- b) Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede gibt es zwischen den beiden Texten?

NELU-BRADEAN EBINGER: AUF DER SUCHE NACH ... HEIMAT

Nelu Bradean-Ebinger: *Auf der Suche nach ... Heimat*

(Textverstehen)

Die Zeit blieb an uns haften wie klebriges Unkraut. Sie blickt uns aus Ackerfurchen schief an, sie lauert mit jedem Öffnen der Schranktür im schönen Zimmer auf uns. Die Deutschen in Ungarn sind ein Volk, in dessen Mund die Lieder der Ahnen stumm oder fad geworden sind. Wenn ich mich anschicke, über sie zu schreiben, so könnte ich dies auch ungarisch tun. Sei es denn eine schriftstellerische Willkür meinerseits, auch die Mundart, die aus allen Gegenständen meiner Ahnen mir nachruft, – nicht zu wählen. Im Sinne der Entfremdung, im Sinne dessen, dass all dies nur eine honigklebrige Masse von Erinnerungen ist, die ich anzupapfen bereit bin, werde ich hochdeutsch scheiben.

Der Weg, an dem ich mich rückwärts bewege, trägt keine Gleise, die mich schnell wie ein Eilzug von Station zu Station befördern könnten. Er ist vielmehr ein enger Hohlweg, der sich vom Regen- und Schneeschmelz-Wasser, wackligen Kuh- und Pferdewagen-Spuren entlang, in den Matsch der Hügelhänge eingefressen hat, und unter dicht wucherndem Gestrüpp aus Akazien, Teufelszwirn, wilden Reben, Holunder und Hagebutten sich dahinschlängelt bis zum Bach und weiter zum Fluss, an dem Glück und Unglück ihren verhängnisvollen Lauf nahmen.

Der träge Fluss hat in Generationsferne jene abenteuerlustigen Tagelöhner, Habenichtse, Knechtsknechte und leichtgläubigen Bauern ans Land gespült, die hier – zwischen Hohlwegen, Irrwegen, Fluren und Flüssen an den Schollen haften blieben.

Gäste, die bleiben, kann man nicht mögen. Wir bleiben: In der Wildnis an allen Himmelsrichtungen die Rodung eingeschlagen – traf sich in kaum hundert Jahren Axt mit der Axt. Die Sümpfe trockengelegt, wirbelte der Wind Staub auf, der den Nachbarn in die Augen flog. Kaum erst war die Sense an die Ernte gelegt, fiel schon das Korn in fremde Speicher.

Ich sehe die Reihen der Ahnen in einem Spalier. Großvater nickt und findet nicht die Worte, die mir seit ihm fehlen; die aber auch er nicht von seinem Ahnsahn mitbekam. Halbworte bröckeln aus dieser Erinnerung, unserer eigenen Substanz ganz gleich. Diese sah erst aus wie Stahl und Eisen, bald entlarvte sie sich aber leere, entnährte Scholle.

Wir sind so viel gebröckelt in hundert Jahren und hundert und abermals Dutzend Jahren, dass es mich seit Ahnsgliedern her nicht mehr geben dürfte, noch meine Art.

Ich müsste längst schon stumm sein, jeglicher Worte ohnmächtig, die je die Kehle dieser Umherstreunenden verließen.

Großvater rückt den Hut, nickt, spricht das Vaterunser und blickt mit stummen Blick in eine Zeit, in der ich lebe, in der er es nicht mehr könnte, wollte oder dürfte, weil sie ihm fremder ist als jene, in der er auch nur ein Fremder war unter all den Fremden. So blieb uns kein Wort füreinander, und wir sind stummer zu zweit als unter lauter Fremden, die fremde Sprachen sprechen und uns vom Ross oder vom Heuwagen herab verhöhnen. So bleibt Großvater das Vaterunser in einen Rosenkranz geflochten, der vielleicht schon zweifach in den Himmel reicht. Daran tanzen die Engel wie an der Leiter Jakobs auf und ab – und beunruhigen meinen Traum.

Soll ich denn einen Baum noch pflanzen, der wächst, der Staub mit Wasser zu sich nimmt und die Knochen unter der Erde mit sanftfühligen Wurzelfädchen verätzt, um aus ihnen Blätter und Äste zu treiben, die von Jahr zu Jahr neue Ringe ansammeln, damit sie eines Tags, wenn es Zeit dafür ist, mir zur Leiter werden, die mich in den Himmel führt zu meinen stummen Ahnen?!

Aus dem dünnen Mund irgendeiner Ur-Urgroßmutter müsste ich helfen, den letzten faulen Zahn zu ziehen. Ich könnte mir einen Teil des Erbes ergattern: einen Glückszahn vielleicht im Rad dieser riesigen Zeituhr, die mich nicht lässt, aus der Reihe zu tanzen und mich im Pendeltakt oft schweißgebadet ticken lässt in einem Takt, dessen Rhythmus ich noch nicht zu gehorchen gelernt hab.

„Leg die Worte ab“ ruft einer aus dem Ahnenspalier, doch ich hör nicht auf ihn. Er ist ja keiner von uns. Keiner aus dem Rosenkranz der Stummen! Er ist einer, der Leinenhemd, Krempelhut, Wollsocken und Holzschuhe gegen Krawatte und Stiefel eingetauscht hat und jetzt doch nackt aus der Reihe tanzt. Ich aber bleibe stumm.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Erklären Sie die Bedeutung des Titels.
2. Beweisen Sie anhand von formalen und stilistischen Merkmalen, dass es sich bei der Gattung des Textes um einen Essay handelt.
3. Erklären Sie die folgenden Begriffe des Textes.

Mobilität:

Assimilation:	
Ostblock:	
Spätaussiedler:	

Konsumgesellschaft:

-
4. Welche biblische Geschichte erscheint im Text? Erklären Sie, wie sich diese Erzählung mit dem Thema des Essays verknüpfen lässt.
 5. Entscheiden Sie, ob die folgenden Aussagen richtig oder falsch sind.

___ Die marxistisch-leninistische Ideologie war dazu fähig, die Probleme der Minderheiten zu lösen.

___ Die Dissidenten aus Osteuropa bildeten in den westeuropäischen Ländern neue Minderheiten.

___ Die Schicksalsjahre des 20. Jahrhunderts führten dazu, dass in ihrer Heimat zahlreiche Volksgruppen leiden mussten.

___ Gerhard Seewann hat eine neue Untersuchung zum Sprachgebrauch der Ungarndeutschen durchgeführt.

___ Der Autor des Textes meint, dass durch den Aufbau der Konsumgesellschaft ein gesundes Gleichgewicht zwischen „materieller“ und „ideeller“ Heimat entstehen wird.

___ Vor dem zweiten Weltkrieg lebten im Osten von Europa fast 20 Millionen Deutsche als Angehörige einer Minderheit.

6. Von wem stammt das folgende Zitat: „Bisher waren wir eingeschlossen, nun sind wir ausgeschlossen.“? Erklären Sie die Bedeutung des Satzes.

a) „Die Deutschen in Ungarn sind ein Volk, in dessen Mund die Lieder der Ahnen stumm oder fad geworden sind.“

b) „Kaum erst war die Sense an die Ernte gelegt, fiel schon das Korn in fremde Speicher.“

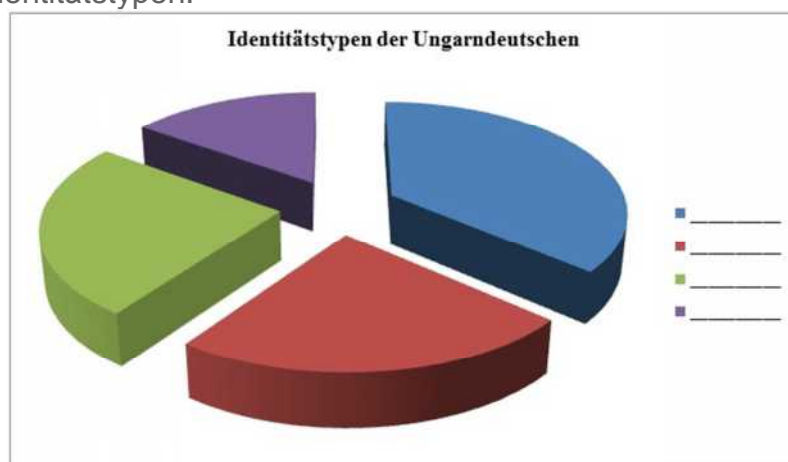
c) „Wir sind so viel gebröckelt in hundert Jahren und hundert und abermals Dutzend Jahren, dass es mich seit Ahnsgliedern her nicht mehr geben dürfte, noch meine Art.“

7. Verbinden Sie die zusammengehörenden Begriffe miteinander.

- | | |
|-----------------|-----------------------|
| a. Asylant | A) das alte Kontinent |
| b. Dichter | B) Osteuropa |
| c. Europa | C) Eldorado |
| d. Ostblock | D) Dissident |
| e. Westeuropa | E) Identitätsverlust |
| f. Assimilation | F) Schriftsteller |

8. Der Autor des Textes stellt das Ergebnis einer Untersuchung dar.

a) Schreiben Sie zu dem Diagramm neben die Farben die Benennung der einzelnen Identitätstypen.



b) Charakterisieren Sie die einzelnen Gruppen. Ergänzen Sie dazu die Tabelle.

Identitätstyp	Merkmale
---------------	----------

1.	_____	
2.	_____	
3.	_____	
4.	_____	

9. Der Autor prophezeit die Veränderung der Wertlegung in den Gesellschaften des ehemaligen Ostblocks. Interpretieren Sie das folgende Zitat. Erklären Sie dabei auch die Bedeutung der Begriffe „materielle“ und „ideelle Heimat“. Stellen Sie dar, welche Rolle Ihrer Meinung nach die zwei Bereiche heute für Ihre Generation bedeuten.

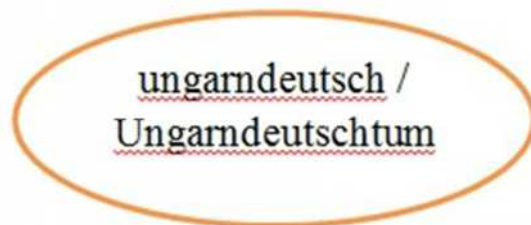
„Mit einem Phasenunterschied von 10-20 Jahren wird es sich auch bei uns ähnlich entwickeln, so dass zwischen „materieller“ und „ideeller“ Heimat ein gesundes Gleichgewicht entstehen wird.“

VALERIA KOCH: UNGARNDEUTSCH; KOLOMAN
BRENNER: UNGARNDEUTSCH; ANGELA KORB:
UNGARNDEUTSCHE

Valeria Koch: *Ungarndeutsch*; **Koloman Brenner:**
Ungarndeutsch; **Angela Korb:** *Ungarndeutsche*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Sammeln Sie Begriffe, die Ihrer Meinung nach mit dem Ausdruck „ungarndeutsch“ zusammenhängen.



2. Im Titel der jeweiligen Texte verbergen sich die Namen von zwei Völkern. Sammeln Sie historische, soziale und kulturelle Begriffe, die die zwei Nationen miteinander verbinden.

Valeria Koch: *Ungarndeutsch*

ist das Maß
des tüchtigen Aussterbens

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Überlegen Sie, in welcher grammatischen Beziehung der Titel zu dem Text des Gedichtes steht.
2. Wandeln Sie das Gedicht zu einem Prosa-Text um. Verwenden Sie die Interpunktionszeichen.
3. Aus wie vielen Sätzen besteht der Text?
4. Überlegen Sie, welche Bedeutung die einzelnen Wörter des Textes haben können.
5. Welche Gattungsmerkmale können Sie im Text erkennen?
6. In welchem Zusammenhang steht die Gattung des Textes mit dem Text-Inhalt?
7. Wo könnte Ihrer Meinung nach dieser prophetische Satz der Dichterin stehen?
8. **Bilden Sie ein Diskussionsforum:** Diskutieren Sie darüber, ob Sie mit der Aussage des Textes einverstanden sind oder nicht. Achten Sie darauf, Ihre Meinung immer mit entsprechenden Argumenten zu untermauern.
9. **Seit der Entstehung des Gedichtes von Valeria Koch ist ein Viertel Jahrhundert vergangen.**
 - a) Forschen Sie nach, wie sich die Lage der deutschen Minderheit in Ungarn in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat.
 - b) Stellen Sie Ihr Ergebnis in der Gruppe vor. Als Schlüsselwörter können folgende Begriffe dienen: Sprache (Dialekt, Hochsprache), kulturelle Autonomie, Selbstverwaltung, Bildungswesen.

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Die Gedichte von Koloman Brenner und Angela Korb tragen denselben bzw. ähnliche Titel, als der Text von Valeria Koch.**
 - a) Was meinen Sie, was hat die Titelwahl der Autoren motiviert?
 - b) Was meinen Sie, welche thematischen Schwerpunkte werden diese Gedichte haben?
 - c) Sammeln Sie Ihre Vermutungen an der Tafel und überprüfen Sie diese nach der Bearbeitung der Texte.

Koloman Brenner: *Ungarndeutsch*

Die Fränkin meinte bitterbö:

tüchtig aussterben

Programm läuft

wie vorgesehen

aber Paar Momente

wenn mit Freunden

noch deutsches Wort herrscht

und zergeht bittersüß in unserem Mund

zaubern richtigfarbene Welt hervor

und die Wirbel im Rückgrat sitzen
auf einmal fester
lachen wir dabei
wenigstens
Es war gute Arbeit
und jeder kommt
in den ungarischen Himmel
(2001)

Aufgaben zur Textbearbeitung (klicken Sie hier)

- 1. Unterstreichen Sie im Text die konkreten Anspielungen auf das Gedicht von Valeria Koch. Erörtern Sie auch die Bedeutung dieser Hinweise.**
- 2. Der Text gliedert sich in fünf Einheiten. Geben Sie den einzelnen Strophen einen charakteristischen Titel.**
- 3. Vergleichen Sie die zwei Gedichte miteinander und füllen Sie die folgende Tabelle aus.**

Ähnlichkeiten		Unterschiede
	Form	
	Inhalt	

- 4. Sprechen Sie in der Gruppe anhand der Tabelle darüber, wie die intertextuelle **Vernetzung** den Inhalt des Brennerschen Gedichtes bereichert.**
- 5. Welche Zeitschichten tauchen im Gedicht auf? Welche historischen, sozialen und kulturellen Erscheinungen können diesen Zeitschichten zugeordnet werden? Füllen sie dazu folgende Tabelle aus.**

Zeitschichten	historische, soziale und kulturelle Erscheinungen
	Prophezeiung der Dichterin

6. Diskutieren Sie paarweise darüber, was die Begriffe „Programm läuft“ und „ungarischer Himmel“ bedeuten können.
7. Wie modifiziert das Gedicht von Koloman Brenner die urteilhafte Prophezeiung des Epigramms von Valeria Koch?
8. Was ist das wichtigste Argument im Text für die Existenz der ungarndeutschen Kultur?
9. Verfassen Sie anhand der Analyse einen Lexikonartikel zum Begriff Intertextualität.

Angela Korb: *Ungarndeutsche*
gepriesen vertrieben
gekreuzigt begraben
gelassen verlassen

*

Die erste Generation starb
- die Überlebenschancen waren gering.
Die zweite Generation lebte
- sie war überwiegend kräftig
Die dritte Generation glaubt zu leben
- die unterste Stufe des Seins ist auch
mehr als Nicht-Sein!

*

Der Chor der Engel
unter der Leitung
des begnadeten Luzifers
gibt am 666. Tag
des himmlischen Karnevals
ein Festkonzert im
goldenen Saale des
Wolkenpalastes.
Der Eintritt ist Himmelsbewohnern
freigestellt,
die Siedler von Dantes Hölle
dürfen das Konzert durch
feurige Luftröhren verfolgen.
Alle Interessenten werden
herzlichst eingeladen.
Die Sektion der Ungarndeutschen
erhält Sonderkarten
an der himmlischen Sparkasse.
(2003)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Geben Sie den einzelnen Strophen des Gedichtes einen charakteristischen Titel.
2. Überlegen Sie, in welcher formalen und thematischen Beziehung die einzelnen Einheiten mit den Werken von Valeria Koch und Koloman Brenner stehen.
3. Vergleichen Sie die formalen Lösungen und die sprachlichen Mittel der drei Strophen miteinander.
4. Versuchen Sie die Infinitiv-Formen der ersten Einheit im Zusammenhang mit der ungarndeutschen Geschichte und mit den sakralen Anspielungen zu interpretieren. Entscheiden Sie, welche Schicht für die einzelnen Begriffe charakteristischer ist. Füllen Sie dazu folgende Tabelle aus.
5. Mit welcher Volksdichtung steht die zweite Strophe des Gedichtes in Verbindung?
 - a) Vergleichen Sie die zwei Texte miteinander.
 - b) Diskutieren Sie über die Bedeutung der thematischen Unterschiede.
6. Interpretieren Sie die kulturellen, religiösen und literarischen Anspielungen der dritten Einheit.

Interpretation

Der berühmte Zweizeiler von Valeria Koch ist 1989 im Gedichtband *Sub rosa* erschienen. Der Satz ist schnell zu einem viel diskutierten, geflügelten Wort der ungarndeutschen Öffentlichkeit geworden. Der Titel bildet zusammen mit den zwei Zeilen den einen einzigen Satz des Textes, der als eine untrennbare Einheit den Untergang der Minderheit prophezeit.

Bei Nicht-Berücksichtigung der zwei Artikel besteht der Text aus fünf Lexemen, die über eine inhaltliche Bedeutung verfügen: *Ungarndeutsch*, *ist*, *tüchtig*, *Maß*, *Aussterben*. Die Wortkonstruktion *Ungarndeutsch* ist in der Zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur kanonisierten Bezeichnung der deutschen Minderheit des Landes geworden. Der Singular 3. Person des Verbes *sein* deutet in der urteilhaften Aussage des Satzes auf einen gegenwärtigen Zustand hin. Im *Oxymoron* *des tüchtigen Aussterbens* ist das Attribut *tüchtig* das stereotypische Merkmal der Minderheit, das sich im Text mit der Vision vom Tode der Volksgruppe verknüpft. In dieser Spannung der Begriffe erscheint sowohl das Bild des heldenhaften Todes, als auch der apathischen Ergebenheit. In diesem Prozess geht es natürlich nicht um einen materiell-biologischen Untergang, sondern um die stille Assimilation mit dem Verlust der eigenen Kultur, in der die Mitglieder der Gemeinschaft keinen Widerstand mehr leisten.

Der Text führt uns zu den Anfängen der *Epigrammendichtung* zurück, als die griechische Gattung noch als eine magische Grabinschrift diente. Der Text stand durch die Macht der Worte mit der Seele des Verstorbenen in unmittelbarer Verbindung. In diesem Sinne ist der Titel des Textes der Name des Verstorbenen und der Text des Gedichtes die Inschrift auf dem Grabstein. Die wortkarge Bruchteilhaftigkeit des Textes symbolisiert die Abbröckelung der Kultur, deren Schicksal als gestempelt erscheint. Die Textwelt öffnet einen virtuellen Friedhof vor den Augen des Rezipienten und repräsentiert die Tatsachen der soziokulturellen Assimilation. Durch das Bild des Grabsteins erscheint auch das Kreuz in der

Symbolik des Textes. Die Geschichte des Volkes wird dadurch mit der sakralen Leidensgeschichte von Christus im [Evangelium](#) in Verbindung gesetzt.

Koloman Brenner eröffnete mit seinem Gedicht *Ungarndeutsch* eine intertextuelle Diskussion zum gleichnamigen Thema in der ungarndeutschen Literatur. Er verknüpft seinen eigenen Gedankengang bewusst mit dem Gedicht von Valeria Koch: „Die Fränkin meinte bitterbö: tüchtig aussterben“. Der zweite Text ruft ebenfalls die Visionen des Untergangs wach: „Programm läuft wie vorgesehen“, wobei er nicht die Vorstellung teilt, dass dieser Prozess beendet wäre. Die Konjunktion *aber* deutet auf einen Gegensatz mit dem ersten Gedicht hin und löst damit die Abgeschlossenheit der dargestellten Phänomene auf. Das lyrische Ich erscheint hier als ein Zeuge, der die Existenz der Gemeinschaft als etwas Lebendiges erlebt und davon auch Zeugnis ablegt: „aber paar Momente / wenn mit Freunden / noch deutsches Wort herrscht / und zergeht bittersüß in unserem Mund / zaubern richtigfarbene Welt hervor / und die Wirbel im Rückgrat sitzen / auf einmal fester“.

Im Gedicht wird auch das Pfand der Zukunft der Minderheit manifestiert: wenn in den Reihen der Gemeinschaft das deutsche Wort noch zu hören ist, kann man noch über die Existenz der Minderheit sprechen. Damit wird die Sprache als definitives Zeichen der Kultur erwähnt, deren Verlust dagegen die Erfüllung der Kochschen Prophezeiung bedeuten würde. Die heroische Stimmung des ersten Gedichts wird von Brenner mit Humor gelöst: „lachen wir wenigstens dabei“. Sogar die angesprochene transzendente Narrative wird hier auf eine ironische Art dargestellt: „Es war gute Arbeit / und jeder kommt / in den ungarischen Himmel“. Anstelle eines Mythologisierens deutet der Text durch die Programmhaftigkeit eher auf die bewusste Einschmelzung der Minderheiten in gewissen Perioden des 20. Jahrhunderts hin.

Das [Tryptichon](#) von Angela Korb *Ungarndeutsche* erweitert den Dialog zu einem intertextuellen Dreieck. Das Thema, das Mythologisieren und der lakonische Stil der ersten Strophe verknüpfen das Gedicht mit dem Text von Valeria Koch. Die Geschichte der Minderheit betrachtet sie jedoch ähnlich wie Brenner nicht als eine abgeschlossene Einheit. Obwohl das Gedicht die Leidensgeschichte ebenfalls thematisiert, werden die Fragestellungen mit narrativen Passagen ironisiert.

Die intertextuellen Beziehungen zwischen den einzelnen Werken der ungarndeutschen Literatur beweisen eine lebendige und bewusste literarische Tradition. Die Texte repräsentieren daneben eine Strömung innerhalb der Literaturszene, die seit den 1980er Jahren die Bedrohung von [Assimilation](#) und [Sprachverlust](#) mit immer radikaleren Tönen thematisiert.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Bearbeiten Sie folgende Aufgaben in Gruppen.

- a) Sammeln Sie Merkmale, die Ihrer Meinung nach eine Minderheitenkultur von der Kultur des Mehrheitsvolkes unterscheiden.
- b) Diskutieren Sie darüber, welche dieser Merkmale für die ungarndeutsche Kultur von definitiver Bedeutung sind.

2. Suchen Sie in der Textsammlung nach Gedichten, die mit dem Werk von Valeria Koch in einer intertextuellen Beziehung stehen können. Untersuchen

Sie die Beziehung der Texte zueinander, und stellen Sie dar, in welcher Form sich die intertextuelle Relation äußert.

3. Suchen Sie nach anderen Werken in der ungarndeutschen Literatur, die miteinander in einer intertextuellen Beziehung stehen.

JOSEF MICHAELIS: BRANAUER SCHWÄBIN

Josef Michaelis: *Branauer Schwäbin*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Überlegen Sie, wo die meisten Deutschen in Ungarn leben. Zählen Sie die wichtigsten Siedlungsgebiete der Minderheit auf.
2. Bilden Sie ein Diskussionsforum und sprechen Sie darüber, welche Rolle die einzelnen Generationen in der Fortsetzung der ungarndeutschen Kultur spielen können.
3. Finden Sie die deutschen Namen der Komitate mit Hilfe einer deutschsprachigen Landkarte heraus.
4. Der Titel des Textes stellt eine bestimmte Person dar. Sprechen Sie darüber paarweise, wie Sie sich diese Person vorstellen.

Josef Michaelis: *Branauer Schwäbin*

Mit ihrer Enkelin
spricht sie ungarisch.
Deutsch
mit ihrem Hund,
ihrer Katze,
mit Fotos,
ihrem Gebetbuch,
ihren Verstorbenen,
mit sich selbst. Bald,
im Kleindorf als Letzte,
mit Gott?
(2000)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Personen, Gegenstände und Tiere lassen sich mit den beiden Sprachen im Leben der dargestellten Figur verknüpfen? Füllen Sie dazu folgende Tabelle aus.

	ungarische Sprache	deutsche Sprache
Personen		
Gegenstände		

Tiere		
-------	--	--

2. Ergänzen Sie zu den eingetragenen Begriffen die einzelnen Zeitebenen.

Verwenden Sie dabei folgende Zeichen:

V – Vergangenheit

G – Gegenwart

Z – Zukunft

3. Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus der Tabelle im Bezug auf die Sprachverwendung schließen?

4. Überlegen Sie, welche Beziehung eine Schlüsselrolle dabei spielt, wie die Zukunft der deutschen Sprache sich entwickeln wird.

5. Diskutieren Sie in der Klasse darüber, in welchem Sinne die sprachliche und kulturelle Lage der Branauer Schwäbin als symbolhaft betrachtet werden kann.

6. Überlegen Sie, welche Ursachen dazu führten, dass sich die Frau im sprachlichen und kulturellen Sinne vereinsamt hat.

7. Sprechen Sie über die sprachliche Situation der deutschen Minderheit.

Diskutieren Sie dabei auch, welche Rolle Ihrer Meinung nach die Sprache in der Erhaltung der Kultur spielt.

8. Was kann über die Länge der Zeilen im Gedicht ausgesagt werden? Worauf kann aus dieser formalen Lösung geschlossen werden?

9. In welchem Zusammenhang steht die formale Wortkargheit des Gedichtes mit dem dargestellten Inhalt?

Interpretation

Das Gedicht *Branauer Schwäbin* (2000) von Josef Michaelis knüpft an die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur an, die die Frage nach der Sprache in Zusammenhang mit den Schicksalsfragen der Gemeinschaft zu ihrem Thema machen. Für dieses emblematische Gedicht erhielt der Dichter im Jahre 2006 den 2. Preis beim Literaturwettbewerb der Künstlergilde in Esslingen.

Schon allein der Titel *Branauer Schwäbin* deutet darauf hin, dass das Gedicht die soziale und kulturelle Lage der deutschen Minderheit von Ungarn thematisiert: Als Träger der Mundarten, der Vergangenheit und der Traditionen haben die „schwäbischen Großmütter“ einen symbolischen Charakter in der Identitätsbildung der Nationalität. Das finite Verb „spricht“ (Gegenwart) bildet die sogenannte Kernsubstanz des Gedichtes, wobei das Verb auf zwei Zeitebenen verwendet wird - Vergangenheit und Zukunft. Ebenso ist der Gegensatz zwischen der Verwendung der ungarischen und der deutschen Sprache in verschiedenen Situationen ein strukturbildendes Element des Textes. Die Substantive im Text markieren die Bindung zu den verschiedenen zeitlichen Dimensionen der Gemeinschaft und die unterschiedlichen Zeitschichten folgen in nicht-linearer Ordnung.

Das Gedicht wird mit einem prophetischen Satz über das Schicksal der ungarndeutschen Gemeinschaft eröffnet: „Mit ihrer Enkelin / spricht sie ungarisch.“ Der mahnende Satz deutet durch die sprachliche Bindung der Enkelkinder an die Zukunft der Nationalität hin: Die Verbreitung der Ungarischsprachigkeit und die

gescheiterte Kommunikation in der deutschen Sprache zwischen den Großeltern und den nachfolgenden Generationen sind ein Symbol der Assimilation.

Im Mittelpunkt des Gedichtes steht die Branauer Schwäbin, eine sprachlich vereinsamte Persönlichkeit: Ihre Kommunikationsmöglichkeiten beschränken sich auf ihre Muttersprache, im Horizont der Gegenwart auf ihre Haustiere und auf Gott. Ihre Gegenstände (Fotos, Gebetbuch) stellen die Bindung des Individuums zur Vergangenheit dar. Die Frau ist mit ihren konservativen sozialen und kulturellen Gegebenheiten (Glaube, Minderheitensprache, Wohnort in einem Kleindorf) an die Peripherie der Gesellschaft gedrängt.

Das Gedicht thematisiert im Spannungsfeld der zwei Sprachen und der zeitlichen Dimensionen die Assimilation der Minderheit mit einer melancholischen Gelassenheit. Das Fragezeichen am Ende des Textes lässt aber die Entwicklung des Ungarndeutschen für die Zukunft offen.

Bildung und Anspielung, Spiel und Ironie

VALERIA KOCH: ALLE MEINE FREUNDE

Valeria Koch: *Alle meine Freunde*

Valeria Koch gehört zu jener ungarndeutschen Dichtergeneration nach 1945, deren Vertreter unmittelbar Anknüpfung an die klassische und moderne deutschsprachige Literatur bewusst gesucht und erfolgreich gefunden hat. Dieser intellektuelle Anspruch auf breiteren Horizont war zweifach motiviert: Einerseits durch den spontanen Wunsch, aus der ländlichen Enge auszubrechen, andererseits durch die akademische Ausbildung, die – trotz der einschränkenden Wirkung der sozialistischen Kultur- und Unterrichtspolitik – für die angehenden Dichterinnen und Dichter eine intensive Aneignung der deutschen Literatur und Kultur ermöglichte.

Alle Formen der diesbezüglichen interkulturellen und zum Teil intertextuellen Bezugnahmen stellen zugleich mehrschichtige Bekenntnisse dar: Hingabe an die berühmten Repräsentanten der deutschen und europäischen Kultur, ironische Selbstbehauptung durch die ferne „Verwandtschaft“ und selbstironische Kenntnisnahme der Hindernisse in den geistigen Annäherungen.

Alle meine Freunde
helfen mir
das MANNigfaltige Herum-HEIDEGGERn
auf dem WITTGENSTEINreichen Weg
HÖLDERLINDern
so verWEILe ich zwar KRAUS ohne HEGELd
oft auch MOZARTbitter
dennoch RILKENnerisch
als MUSILlusion beKAN(n)T
bis zur LENZenden VIVALDIgen BACHklaren
VOGELWEIDE
des ZusammenBROCHs
(1981)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche von den im Gedicht erwähnten Namen sind Ihnen schon bekannt?**
- 2. Forschen Sie in Lexika oder im Internet nach den unbekanntem oder weniger bekannten Namen und finden Sie heraus, wer diese Personen sind.**
- 3. Enträtseln Sie die Bedeutungsmöglichkeiten des pointierten Namenspiels.**

Interpretation

Der humorvolle Katalog, das heiter-ausgelassene Spiel mit den Namen von berühmten Vertretern der deutschsprachigen Kultur zeugt von einer umfassenden Bildung der Autorin. Es weist zugleich deutliche **Präferenzen** der Autorin auf: Sie erwähnt z.B. als erstes Thomas Mann und Heidegger – und über Heidegger schrieb die Dichterin ihre Dissertation. Mit der Bemerkung „ohne HEGELd“ deutet sie dagegen ihren Vorbehalt gegen den anderen Klassiker der deutschen Philosophie an.

Trotz der aphoristischen Kürze und des beinahe übermütigen leichten Tons sind die humorvollen Hinweise doch treffend, so z.B. in der Hervorhebung der Klarheit in der Musik von Bach oder den frühlinghaften Schwung bei Vivaldi. Der vollständige Text ist außerdem ein scherzhaft, ironisch narrativer Bericht über die überwältigenden Begegnungen während der geistigen Reisen. Der dichterischen Attitüde bei dem Entwurf dieses spaßhaften Panoramas, der wohl echte Huldigung vor diesen Geistesfürsten bedeutet, ist jedoch auch nicht schwer das Selbstbewusstsein der Dichterin selbst zu entnehmen. Das stolze Gefühl, in diesem „freundschaftlichen Kreis“ selbstsicher und bewandert verkehren zu können, wird hier deutlich.

VALERIA KOCH: ERZIEHUNG

Valeria Koch: *Erziehung*

Erziehung

Immer, wenn der Opa
erzählt über Europa,
erzählt er über Kriege:
Niederlagen und Siege.
Das also ist Geschichte!
Oma lehrt uns Reime
von Goethe, Schiller, Heine,
stets über Pflicht und Ehre,
Verstummen der Gewehre.
Das sind ja nur Gedichte...
(1979)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. In welche Teile kann das Gedicht gegliedert werden?
2. Wie verhalten sich die typografischen Hervorhebungen zueinander?
3. Warum könnte der Titel ironisch gemeint sein?
4. Worin steckt die doppeldeutige Ironie?
5. Wie könnte oder sollte die Einschränkung durch die Modalpartikel ‚nur‘ verstanden werden?

Interpretation

Dieses „**Lehrgedicht**“ stellt – sichtbar ironisch pointiert und didaktisch vereinfacht – die geistige Erbschaft der beiden Großeltern Teile einander gegenüber. Dementsprechend ist der Text – auch typografisch – in zwei Teile gegliedert. Während der Großvater sein Enkelkind über den Verlauf der Geschichte belehrt, bringt ihm die Großmutter Literaturkenntnisse, aber auch praktische Sittenlehre bei. Die zwei, durch Trennung hervorgehobenen Zusammenfassungen verweisen ironisch auf die **Antinomie** der Menschheitsgeschichte, in der die alles verheerenden Kriege und das Leben der humanisierenden Kultur einander unversöhnlich gegenüber stehen. Die unterschiedlichen Interpunktionszeichen markieren zugleich auch die realen Kraftverhältnisse: Während das Ausrufezeichen die kategorische Aussage und bitter ironisch die anscheinende Notwendigkeit der blutigen Machtkämpfe unterstreicht, zeigen die drei Punkte im zweiten Fall Nachdenklichkeit, tiefe Resignation und die Ungenügsamkeit der humanen Werte der brutalen Gewalt gegenüber. Diese Einsicht wird auch durch die Modalpartikel ‚nur‘ verstärkt. Der Titel deutet ironischer Weise nicht nur auf die gegensätzliche Rollenverteilung der traditionellen Erziehung in der Familie hin, sondern auch auf die tragisch widersprüchlichen Kenntnisse und Erkenntnisse, die durch jegliche Bildung und Erfahrung – durch alle möglichen Formen der Erziehung also – erworben werden.

VALERIA KOCH: IN MEMORIAM HÖLDERLIN

Valeria Koch: *In Memoriam Hölderlin*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. - Lesen Sie sich das Gedicht „Menons Klagen um Diotima“ von Hölderlin durch. Achten sie besonders auf den 5. Teil des Gedichtes, der ebenso folgend zitiert wird:

Feiern möchte' ich; aber wofür? und singen mit andern,
Aber so einsam fehlt jegliches Göttliche mir.
Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos sitze den Tag, und stumm wie die Kinder;
Nur vom Auge mir kalt öfters die Träne noch schleicht,
Und die Pflanze des Felds, und der Vögel Singen mich trüb macht,
Weil mit Freuden auch sie Boten des Himmlischen sind.
Aber mir in schauernder Brust die beseelende Sonne,
Kühl und fruchtlos mir dämmert wie Strahlen der Nacht.
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände der Himmel
Eine beugende Last über dem Haupte mir hängt!

In Memoriam Hölderlin

„Feiern möcht ich, aber wofür?“

Sehnsuchtsprößling: Einsamkeit,
Willkommen in mir.
Leg ab und setze dich,
endlich, also hier.
Kein weltweites Ich sehnt dich heißer.
Verwelkter, weißer
Schneeglöckchenduft schleicht dir entgegen.
Vielzuspäter Vorfrühling
plätschert draußen im Regen.
Hinter deinen müden Lidern schlummert
ein Kind:Schlaf ein, eh es zu weinen beginnt.
Dein schmales Lächeln übergib mir solange.
Feiern möcht ich;
meinen Untergang.
(1974)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Was sind die Hauptmotive des Gedichtes?**
- 2. Durch welche Stilmittel und Bilder wird das Einsamkeits-Motiv erweitert und abgewandelt?**
- 3. Was sind – außer dem Titel – die verbindenden Elemente zwischen Hölderlin und dem lyrischen Ich?**
- 4. Vergleichen und deuten Sie das Motto (das Hölderlin-Zitat) mit dem Abschlusssatz des Gedichtes.**

Interpretation

In dem Gedicht wird an eine schmerzhaftes Schicksalsgenossenschaft mit Hölderlin erinnert: unmittelbar durch den Titel, durch das Motto sowie am Ende durch die Wiederholung des Hölderlin-Zitats. Die Überschrift markiert nur noch die Erinnerungsgeste, die möglicherweise eine Art Huldigung vor dem weltberühmten deutschen Dichter ausdrückt. Das dem Gedicht vorangestellte Zitat aus *Menons Klagen um Diotima* – „Feiern möchte ich, aber wofür?“ – nimmt jedoch die tiefgründige Wehmut des ganzen Textes schon vorweg. Die erste Zeile im Koch-Gedicht benennt zugleich die Ursache der qualvollen Melancholie: „Sehnsuchtsprößling: Einsamkeit“. Sehnsucht und Einsamkeit – diese beiden Motive werden hier zu Recht hervorgehoben und aufeinander bezogen, denn sie bilden den Kern der Poesie Hölderlins. Die Sehnsucht, die bei Hölderlin nicht nur nach irdischem Glück, sondern auch nach der Unendlichkeit metaphysischer Ferne trachtet, ist wegen ihrer Unerfüllbarkeit zum notwendigen Scheitern verurteilt. Von daher entsteht das quälende Gefühl der Einsamkeit, in die die unruhige Seele flieht. Gleich im Auftakt der **intertextuellen** Bezugnahme auf Hölderlin wird dieser verwickelte Zusammenhang in dem komprimierten Bild „Sehnsuchtsprößling: Einsamkeit“ gezeigt. Denn die Einsamkeit kann als Ursache, Folge oder sogar als Ziel der Sehnsucht fungieren. Auf diese letztere Funktion weist die Anredeform „Willkommen in mir“ hin. Die als willkommener Gast **evozierte** Einsamkeit ist in der Fortsetzung durch Bilder der Todesmelancholie umgeben. Die Naturmetaphern wie „verwelkter [...] Schneeglöckchenduft“, „vielzuspäter Vorfrühling“ sowie die Attribute ‚müde‘ und ‚schmal‘, die sich auf eine personifizierte Einsamkeit beziehen, bereiten einen pointierten Abschluss des abgewandelten Hölderlin-Zitates: „Feiern möchte ich; meinen Untergang.“ Der tragisch-schweremütige Grundton des Werkes ist mit der Todessehnsucht des „weltweiten“ Ich zu erklären. Denn das Andenken an Hölderlin trifft zu tiefe Resonanz im lyrischen Ich, das dem Klagelied nicht die depressive Selbstdarstellung, sondern deren weitwirkendes Einsamkeitspathos entnimmt. So entsteht weder eine pure **Reminiszenz** noch eine **Textparaphrase**, sondern eine souverän modernes Werk. Davon zeugt u.a. das Kind-Motiv, das auch hier als kummervolles Zeichen der unerfüllten Mutterschaft erscheint: „Hinter deinen müden Lidern schlummert / ein Kind: / Schlaf ein, eh es zu weinen beginnt.“

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. - Suchen Sie in der Textsammlung weitere, ebenfalls mit Titel markierte Bezugnahmen auf berühmte Künstler.

- In Memoriam Rilke (1974)

- Vivaldis Herbst (1977)

VALERIA KOCH: ZEIT - WEISE

Valeria Koch: *Zeit - Weise*

Goethe war Franke
geboren 1749
schrieb unter anderem den Faust
die Koch ist Fränkin in Ungarn
geboren 1949
macht Schreiberei und ballt zeitweise die Faust
(1987)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche biografischen Zusammenfälle werden hier erwähnt?
2. Auf welche Weise wird die Parallele selbstironisch in Frage gestellt?

Interpretation

Die zwei dreizeiligen Strophen stellen den deutschen Dichturfürsten und die ungarndeutsche Dichterin aufgrund einiger biografischer Daten parallel gegenüber. Die ferne ‚Verwandtschaft‘ zwischen dem berühmten Franken und der 200 Jahre jüngeren Fränkin kann zugleich mit tiefer Selbstironie betrachtet werden, wenn die jeweilige dritte Zeile der beiden Strophen gegenüber gestellt wird. Goethe „schrieb unter anderem den Faust“, die Dichterin aber „macht Schreiberei und ballt zeitweise die Faust“. Trotz des leichten Tons der **ironischen Untertreibung** im ersten Fall wird die Größe des Weimarer Klassikers keineswegs bezweifelt, während in der bündigen Selbstdarstellung auch der „Rangunterschied“ mit ausgedrückt wird. Denn die Formulierung „unter anderem“ deutet an, dass Goethe außer dem weltbekannten Drama „Faust“ noch manche andere bedeutende Werke geschaffen hat. Trotz der selbstironischen Herabsetzung – „macht Schreiberei“ – schwingt in dieser spielerischen Parallele wohl auch das Selbstbewusstsein der Autorin mit, die bestimmt weiß, dass ihre moderne „Schreiberei“ nicht mit einem „kanonisierten“ Dichter aus dem 18./19. Jahrhundert zu messen möglich ist.

JOSEF MICHAELIS: NATURFREUND

Josef Michaelis: *Naturfreund*

Vor
meinem Tode
schicke ich
der Menschheit
ein grünes Ästchen
aus Kunststoff
(1985)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Worin besteht die Pointe des kurzen Gedichtes?
2. Überlegen Sie, warum die letzte Zeile des Textes von den anderen Zeilen typografisch getrennt wird.

Interpretation

Unser höchst widerspruchsvolles Verhalten zur Natur wird in der sarkastischen **Groteske** entlarvt. **Grotesk** ist der Knalleffekt, die Pointe, mit der das kurze Gedicht abgeschlossen wird. Sie markiert nämlich den verblüffenden Gegensatz, der zwischen dem Syntagma ‚ein grünes Ästchen‘ und dessen attributiver Ergänzung ‚aus Kunststoff‘ besteht. Denn sie kehrt die letzte Botschaft des „Naturfreundes“ ins Ironische um, indem sich das ‚Vermächtnis‘ des lyrischen Ich als Bluff entpuppt. Wirkungsvoll und bedeutend ist dieser spaßige Einfall vor allem deshalb, weil er auf die unüberbrückbare Kluft hinweist, die zwischen dem Umweltschutz und der immer größer werdenden Kunststoffproduktion steckt.

Zu den konstitutiven Merkmalen jeder Form von Humor gehört die Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit, Wesentlichem und Belanglosem, Erwartung und Vereitelung des Erwarteten usw. Dem Dichter entgehen auch jene Widersprüche nicht, die unser Alltagsleben durchweben.

JOSEF MICHAELIS: FALSCHER KERZE

Josef Michaelis: *Falsche Kerze*

In der Kirche
betest leise
weinst für Tote
bei ihrer Reise
Doch im Keller
in dem Heber
tanzt dein Schimmer
einen Walzer
(1979)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Eigenschaften werden der Kerze zugeschrieben?
2. Was fassen diese Attribute zusammen?
3. Überlegen Sie, warum die Kerze „falsch“ ist? Oder anders gefragt: Ist sie wirklich „falsch“?

Interpretation

Durch den erfindungsreichen Einfall der Personifikation, fassen die verschiedenen ‚Verhaltensweisen‘ der Kerze eigentlich das menschliche Leben zusammen, zu dem Andacht und Kummer genauso gehören wie ausgelassener Frohmut. Das Attribut ‚falsch‘ drückt deshalb auf scherzhafte Weise tiefe Sympathie aus – mit den bekannten Worten aus der Antike: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd“.

JOSEF MICHAELIS: RHAPSODY

Josef Michaelis: *Rhapsody*

der Himmel war blau
der Fluss auch
ihr Aug war blau
ich auch
nachdem
my Darling
auf ewig
fortging
(1989)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was bedeutet der Titel des Gedichtes?
2. Was drückt möglicherweise die englische Form der Gattungsbezeichnung ‚Rhapsodie‘ zusammen mit dem anderen englischen Wortgebrauch ‚my Darling‘ aus?
3. Was für eine Haltung charakterisiert den Mann (das Ich), der verlassen wurde?
4. Warum verhält sich der Text (die Liebesgeschichte) humorvoll ironisch zu dem Titel?
5. Welche, vielleicht sogar gegensätzlichen Gefühle verbergen sich in dem lässigen Erzählton?

Interpretation

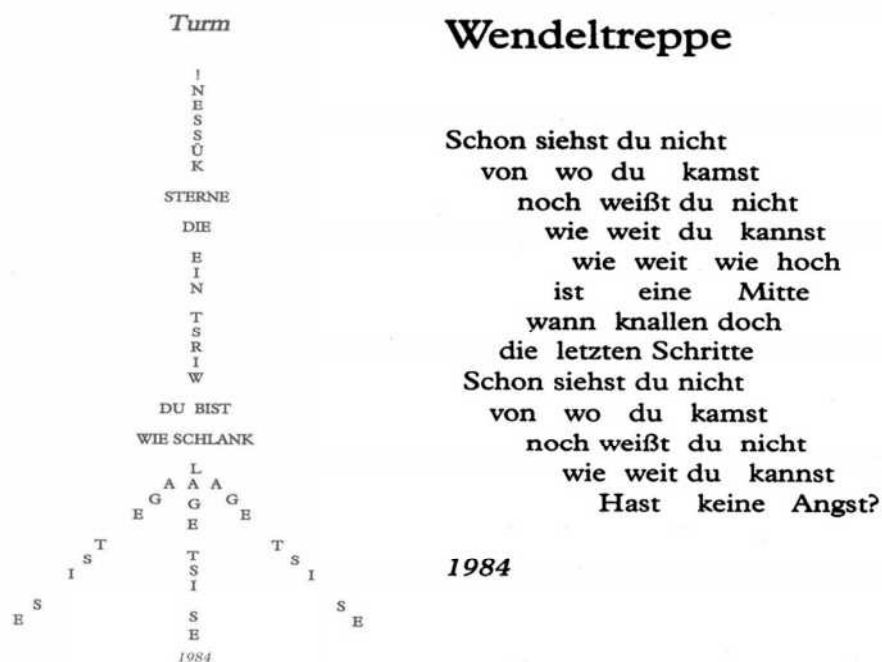
Der Titel ‚Rhapsody‘ (Rhapsodie) bezeichnet eine Gattungsform: ein balladenartiges Erzählgedicht. Er verweist auf die komprimierte Form einer spannungsvollen Erzählung einer Geschichte. Der englische Wortgebrauch sowohl im Titel als auch bezüglich der geliebten Frau – „my Darling“ – ist ein geistreiches Mittel der ‚Verfremdung‘. Das lyrische Ich stellt sich in der mit lässigem Ton erzählten Liebesgeschichte mit tiefer Selbstironie bloß. Ob diese ironische Nachlässigkeit auf eine nicht zu ernst genommene Beziehung zurückzuführen ist, oder vom Überwindungsversuch des verletzten Mannes zeugt, oder nur einen literarischen Spaß darstellt, kann und soll hier nicht entschieden werden.

BILDGEDICHTE

Bildgedichte

Der Lyriker Michaelis als „homo ludens“ zeigt sich am besten in seinen **Bildgedichten** und Kindergedichten. Es ist bekannt, dass die Visualität in der Dichtkunst eine sehr lange Tradition hat. In der modernen Zeit hat sie besonders in der Avantgarde und

dann, in der Nachkriegszeit, in der konkreten Poesie eine besondere Rolle gespielt. Nicht die Gattungsform selbst, sondern die einzelnen Texte können von ihrer Originalität zeugen. In den besten Gedichten von Michaelis sind die geistreichen Bildideen mit Gedankentiefe verbunden, sodass sie in eine Reihe von ähnlichen Texten von berühmten deutschsprachigen Autoren gestellt werden können. Aus thematischer Sicht sind auch die visuellen Gedichte in drei Gruppen zu ordnen. Neben den **meditativen**, das menschliche Schicksal reflektierenden Gedanken sind Liebe und Politik die wichtigsten Themen der Bildtexte.



[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche gemeinsamen Grundgedanken enthalten die beiden Bildgedichte?
2. Wie unterstützen die typografischen Formen der beiden Werke die Textsemantik?
3. Welche ästhetischen Funktionen hat die Visualität im Allgemeinen und konkret in diesen Texten?

Interpretation

Die Bildgedichte *Turm* (1984) und *Wendeltreppe* (1984) legen eine **elegische** Rechenschaft über die Unzulänglichkeit der menschlichen Existenz ab. Der bildhafte Text in *Turm* stellt das ewig-menschliche Streben und dessen Vergeblichkeit dar, in himmlische Höhe zu gelangen. Die spiralförmige Wendeltreppe symbolisiert dagegen den mühsamen Weg des Menschen, auf dem sich Vergangenheit und Zukunft im Verlust des Ziels und in der Angst vor dem Tod auflösen. Die Visualität in der Literatur dient nicht nur – oder in erster Linie nicht allein – der Anschaulichkeit, sondern viel mehr der ästhetischen Sinnerweiterung der Texte. Die Verdoppelung der Textsemantik durch die **ikonenhafte** Darstellung hat nämlich eine zusammengesetzte Funktion. Einerseits hebt sie den Grundgedanken des Werkes hervor, andererseits schafft sie eine Art spielerische Distanz zwischen Bild und Text

und bringt damit die gedankliche Tiefe in den Bereich des ästhetisierenden Humors hinüber.

KINDERGEDICHTE

Kindergedichte

Eine beachtliche Anzahl von Gedichten wurde zwar von Michaelis für Kinder geschrieben, können aber auch von Erwachsenen gelesen werden. Sie können als Märchen gesehen werden, die uns in die Geheimnisse der Kinderwelt führen.

Spruchreim

Irgendwo auf der Welt
– wie man sagt – steht ein Berg,
auf dem Berg ist ein Wald,
in dem Wald ist ein Schloss,
in dem Schloss ist ein Saal,
in dem Saal ist ein Eck,
in dem Eck ist ein Loch,
in dem Loch ist ein Kern,
in dem Kern nagt ein Wurm –
diesen Kern schluckt die Maus
und der Reim ist jetzt aus.
(1989)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Auf welche Weise wird die Fantasiewelt im Gedicht abgebaut und vernichtet?**
- 2. Nennen Sie Sprachspiele, die aus einer Verschachtelung bestehen.**

Interpretation

In dieser Märchenwelt wird von der größten Raumeinheit (Berg) ausgehend sich dem kleinsten Teil (Kern) angenähert. In dem Verschachtelungsspiel bilden die letzten zwei Zeilen den humorvollen Knalleffekt, die mit Hilfe eines Reimes miteinander verbunden sind. Das System dieses Sprachspiels besteht aus einem stufenweisen Abbau einer **virtuellen** Welt, deren Elemente auf Wirklichkeitsmomente zurückzuführen sind. Die Verschachtelung erinnert möglicherweise an die russischen Holzpuppen, die ineinander gesteckt sind.

Fauler Fassbinder

Es war einmal ein Binder,
der hatte sieben Kinder,
das erste suchte Holz im Hain,
das zweite holte alles heim,
das dritte sägte wie ein Mann,
das vierte machte Feuer an,
das fünfte schlug die Reifen fest,
das sechste schaute ob's nicht nässt,
kleinste füllte voll das Fass –
der faule Binder wurde nass.
(1988)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Überlegen Sie, warum die sieben Kinder die schwere Arbeit für den (faulen) Vater erledigen konnten.

2. Wie haben die Kinder ihren Vater „bestraft“?

Interpretation

Das Gedicht schafft mit Hilfe einer ironischen Art eine humorvolle Gerechtigkeit, in dem es zeigt, dass die fleißigen Kinder dazu fähig sind, die ganze Arbeit statt des faulen Vaters zu machen, den sie ihn sogar spaßhaft bestrafen. Der Text deutet auch darauf hin, dass die Kinder deshalb diese schwere Arbeit erledigen können, weil sie zusammenhalten und – im Gegensatz zu ihrem Vater – alle ihre jeweilige Aufgabe ernst nehmen.

Tierkonzert

Grillen zirpen, Käfer surren,
Igel schnaufen, Tauben gurren,
Ferkel quietschen, Hähne krähen,
Schweine grunzen, Schafe bähen,
Mäuse quieken, Störche klappern,
Hirsche röhren, Mücken geigen,
Pferde wiehern, Drosseln pfeifen,
Kühe muhen, Hunde knurren,
Affen schwatzen, Katzen schnurren,
Falken schreien, Ziegen meckern,
Spatzen tschilpen, Lerchen schmetterern,
Sprosser schlagen, Bienen summen,
Eulen heulen, Bären brummen,
ein Esel wirkt als Dirigent,
er schaut aufs Notenpergament,
der Chor stimmt so von Zeit zu Zeit,
wenn Meister Langohr iah! schreit.
(1987)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Tiere, die im Gedicht genannt werden, sind Ihnen unbekannt?
2. Welche Tierlaute können Sie nachahmen?
3. Wie heißen die einzelnen Tiersprachen auf Ungarisch?

Interpretation

Die meisten Kindergedichte können auch als wortwörtliche Gebrauchstexte im Unterricht verwendet werden. So auch das Gedicht *Tierkonzert*, das sogar für Muttersprachler-Kinder zur Wortschatzerweiterung geeignet ist. Die SchülerInnen können sich selbst ausprobieren, indem sie z.B. in zwei Gruppen arbeiten. Die Mitglieder der einen Gruppe ahmen die „Sprachen“ der einzelnen Tiere nach, während die SchülerInnen aus der anderen Gruppe die nachgeahmten Tiere benennen sollen. Eine andere Möglichkeit ist: eine Gruppe beschriftet ihre Mitglieder mit Tiernamen, während die anderen die entsprechenden Sprachen nachahmen.

Liebeslyrik

ERIKA ÁTS: DER LETZTE TAG AM PLATTENSEE

Erika Áts: *Der letzte Tag am Plattensee*

die Sonne
zu glühend, zu rot
als wär' morgen kein Tag mehr,
der See erblaßt,
mein Kopf in deinem Schoß,
du hast
meine langen Haare um die Faust gewickelt
wie einen Verband.
Langsam zieht aus deiner zum Kampf gekrampften Hand
Schmerz
herüber in meine Schläfen,
pocht
lang, kurz
kurz, lang
schwere Trochäen rollen strandwärts,
verplätschern kampflös, jambisch sanft auf Sand.
(1985)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Rolle spielt das Landschaftsbild im Auftakt und in den Abschlusszeilen in Bezug auf den Gesamttext?
2. Markieren Sie die erotischen Bilder im Gedicht und deuten Sie ihre Doppeldeutigkeit.
3. Wie verbinden sich im Werk Natur, Liebe und Poesie?
4. Welche Wirkung entsteht durch die Metrik des Gedichtes?meln

Interpretation

Bereits die im Titel angegebene Orts- und Zeitbestimmung verweist auf die lyrische Situation, auf das im Präsens verewigte Liebesidyll. Die Attribute der sommerlichen Sonne – „zu glühend, zu rot“ – beziehen sich auch auf die ‚heiße Liebe‘, deren Einmaligkeit unmittelbar danach mit ausgedrückt wird: „als wär’ morgen kein Tag mehr“. Die Sinnlichkeit, deren erotische Stärke trotz der zärtlichen Geste des Geliebten angedeutet wird, beherrscht die Urlaubsszene: Die „zum Kampf gekrampfte[en] Hand“ des Mannes verursacht zwar der Frau Schmerzen, diese werden aber zugleich in der **sublimierten** Freude der Poesie aufgelöst. Mit virtuoser Kunst leitet nämlich das lyrische Ich das körperliche Erlebnis – durch mehrfache Bilderassoziationen in das geistig-seelische hinüber. Die heftig pulsierende Schläfe ruft zuerst die Parallele mit der Versrhythmik hervor, deren Versinnbildlichung aber wiederum erotische **Konnotationen** ermöglicht. Die Reihenfolge der klassischen Versfüße – die (‚männlich‘) starken Trochäen werden „jambisch sanft“ (‚weiblich‘) abgelöst – wird mit der besänftigenden Wellenbewegung metaphorisch veranschaulicht. Das Attribut ‚kampflos‘ bestätigt wohl die Annahme, dass es sich hier um die „sanfte“ erotische Hingabe handelt. Was hat das Metrum mit der **subtilen** Liebesszene zu tun? Liebe und Poesie, diese beiden Begriffe sind für einen Dichter – hier in diesem Fall eine Dichterin – gleichermaßen wichtig. Schöpferische Lust und Liebesrausch unterstützen sich sogar. Das klassische Beispiel dafür finden wir u.a. in Goethes **fünfter Römischen Elegie**: „Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet / Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand / Ihr auf den Rücken gezählt.“

ERIKA ÁTS: HERBSTELEGIE

Erika Áts: *Herbstelegie*

Lila und lose
tanzt Herbstzeit ins Land.
Kühle aus Kiefern.
Die Buchen entbrannt.
Wirbelwind weidet
die Wiesen zu Flausch,
Sonne senkt Süße

in Trauben, im Rausch.
Nirgends und nie mehr –
indes – das Licht
säumend, erbräunend
auf deinem Gesicht.
(1986)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Vergleichen Sie das Gedicht *Herbstelegie* mit dem Gedicht *Der letzte Tag am Plattensee*. Was dominiert im zweiten Text?**
2. **Erläutern Sie den Begriff ‚Elegie‘ und erklären Sie, warum dieses Gedicht ‚Elegie‘ bzw. ‚Herbstelegie‘ genannt wird.**
3. **Woraus kann geschlossen werden, dass es sich hier um ein Liebesgedicht handelt?**

Interpretation

Ähnlich wie das Gedicht *Der letzte Tag am Plattensee* beginnt auch dieses Werk mit der Darstellung von faszinierenden Naturbildern, mit dem wesentlichen Unterschied, dass sie im ersten Text – durch die sommerliche Fülle – nur die Liebesfaszination einzuleiten haben, im zweiten dagegen den ganzen Text dominieren. Der Titel *Herbstelegie* gibt in zweifacher Form eine schmerzlich melancholische Stimmung des Gedichtes vor. Einerseits durch die Gattungsbezeichnung ‚Elegie‘, die „nach heutigem Verständnis meist *traurige, klagende Themen* zum Inhalt hat“, andererseits durch die Zeitbestimmung ‚Herbst‘, die sowohl in der Kunst und Literatur als auch im Alltag die Vergänglichkeit symbolisiert. In dieser schwermütigen lyrischen Situation werden jedoch die Metaphern der vollendeten Schönheit eingeblendet – „Lila und lose / tanzt Herbstzeit“, „Sonne senkt Süße / in Trauben“. Trotz des Präsens verweist die Gegenwärtigkeit der Naturpracht auf das unwiederholbare Erlebnis der Liebe: „Nirgends und nie mehr – indes – das Licht / [...] auf deinem Gesicht“. Zur subtilen Poesie von Áts gehört, dass sie sogar ein elementares und intensives Gefühl wie die Liebe durch feinste Transponierungen zum Ausdruck bringen kann.

VALERIA KOCH: DENNOCH

Valeria Koch: *Dennoch*

Vergänglich-schön war der Traum
von Gottes Anwesenheit in dir.
Wunder wiederholen sich kaum –
bleib dennoch hier.
(1974)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Mit welchen gegensätzlichen Begriffen und Aussagen wird das Liebesgefühl des lyrischen Ich in diesem kurzen Gedicht dargestellt?**

2. Welche Konzessionen stecken im Adverb „dennoch“?

Interpretation

Die im Titel und im Abschlusssatz stehende adversative Adverbialbestimmung ‚dennoch‘ hebt durch diese Rahmenform die beharrende Stärke der Liebe hervor, die sogar der notwendigen Enttäuschung trotzen will und kann. Die **Superlativen** wie „Traum“, „Gottes Anwesenheit“, „Wunder“ sind **adäquate** Ausdrücke des Liebesrausches, der das einmalige Erlebnis in jeder tiefgehenden Liebesleidenschaft darstellt. Dieser ‚Ausnahmestand‘ der bedingungslosen Hingabe wird aber durch das Alltagsleben notwendigerweise aufgehoben, ohne die Liebe selbst zu zerstören.

VALERIA KOCH: LIEBE

Valeria Koch: *Liebe*

und verletzt
zuletzt
(1974)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Funktion kann die Konjunktion „und“ haben?
2. Welche semantische und zugleich poetische Wirkung wird durch die fragmentarische Form erzeugt?

Interpretation

Der pointierte Kunstgriff dieses zweizeiligen und aus bloß vier Worten bestehenden Textes besteht in seiner fragmentarischen Form. Denn die Konjunktion ‚und‘ allein verweist auf die „Vorgeschichte“ einer Liebe, die mit Schmerz und Kummer endet. Durch die Andeutung im Titel und den Hinweis auf die nun schon verschwiegenen Erlebnisse leugnet das versteckte Ich gerade deshalb keineswegs das (einstige) Liebesglück, sondern betrauert es. Die **aphoristische** Kürze dieser „Liebesgeschichte“ und die unpersönliche Aussageform verallgemeinert zugleich die schmerzhafteste Liebeserfahrung.

VALERIA KOCH: DIESE MAINACHT

Valeria Koch: *Diese Mainacht*

Diese Mainacht kennt kein Sterben
nur Lippen feucht, betäubtes Blühn
dieser Regen zeugt nur Werden
vor Liebe schallt und schnellt das Grün
Dieser Nachtwind weht durch Flieder
durch Küsse kühn, verdecktes Los

roter Mond perlt durch die Glieder
versinkt in sternwallendem Schoß
(1978)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Markieren Sie im Text die unterschiedlichen Ausdrucksformen des Liebesrausches.
2. Welche Bilder enthalten eine sexuelle Anspielung?
3. Analysieren Sie die Reimform des Gedichtes näher. Welche semantische Ergänzung/Erweiterung ergeben die Reimpaare?

Interpretation

Die ganze Naturmetaphorik des Gedichtes ist Ausdruck einer Alles berausenden Liebesekstase und Liebesvereinigung. Die Frühlingsbilder sind von Anfang an mit stark erotischen Bedeutungen verbunden. Die Naturerscheinungen, die sich selbst in dem verschwenderisch überfüllten Vorgang der Zeugung und Neugeburt befinden, werden unmittelbar auch auf die menschliche Erotik bezogen. Davon zeugen Ausdrücke wie „Lippen feucht“, „Regen zeugt“, „Küsse kühn“, vor allem aber die poetisierte, jedoch unverhüllte Darstellung des Geschlechtsaktes: „roter Mond perlt durch die Glieder / versinkt in sternwallendem Schoß“. Der Rausch der Liebeserfüllung zeigt sich ferner auch in dem „Ewigkeitserlebnis“, das mit Hilfe der Reimverbindung im Wortpaar „kein Sterben – nur Werden“ ebenfalls unterstrichen wird.

VALERIA KOCH: ORPHEA

Valeria Koch: *Orphea*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. - Lesen Sie die **mythologische Geschichte** über Orpheus und Eurydike nach.

Nie gab sie auf
ihn wiederzusehen
die Sehnsucht nach ihm
hielt sie so dicht
in ihrem Gesang
wie Göttinnen treu
die einen Sterblichen lieben
Und als der Wunderschock geschah
mit dem Untertauchen tief
in die eigene innerste Welt
verlor sie beim Wahrnehmen seines Kommens
ihre Stimme
Alles Warten war vorbei

und die Zukunft beider
lauerte vor dem Tor
sie mußte sich umdrehen
ihn noch einmal zu sehen
zu hören sein Keuchen
zu sehen wie er fällt
Hermes führte sie ans Licht
sie blinzelte und war so frei
und konnte wieder
ewig
singen
(1992)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche (vollkommen) neue Perspektive ermöglicht der Rollenwechsel?**
- 2. Was ist der größte Unterschied im Vergleich zu der ursprünglichen mythologischen Geschichte, besonders hinsichtlich des Ausgangs der Ereignisse?**

Interpretation

Eine vollkommen eigenartige Abwandlung des berühmten Themas aus dem antiken Mythos ist hier zu finden möglich, das zunächst in der griechischen Literatur und Kunst und danach in der ganzen europäischen Kultur ein beliebter Gegenstand der Kunstwerke bis zur heutigen Zeit geworden ist. Eine grundsätzlich neue Perspektive eröffnet das Gedicht von Koch durch den literarischen Rollen- bzw. Geschlechterwechsel, der dann eine Reihe von Umdeutungen **initiiert**. Die Verwandlung des Orpheus in ‚Orphea‘, die zugleich im Titel mit ausgedrückt wird, löst nämlich den mehrschichtigen Prozess einer eigentümlichen Emanzipation. Da Orpheus als Sänger von Anfang an Symbolfigur des ruhmreichen Dichters war, dessen Kunst seine (engere und weitere) Umwelt ergötzt hat, ist es offenkundig leicht, Orphea mit dem maskierten Ich zu identifizieren. Die eine wichtige Botschaft dieser Umdeutung ist, dass es nicht nur Dichter, sondern auch bedeutende Dichterinnen gibt. Der Gleichheitsanspruch bezieht sich aber auf die ganze Schicksalswandlung der beiden tradierten Gestalten. Während nämlich die ‚ursprüngliche‘ Orpheus-Figur als tragisches Ereignis den endgültigen Verlust seiner Frau erlebt, bedeutet diese Wendung für Orphea eine wahre Befreiung: „sie blinzelte und war so frei / und konnte wieder / ewig / singen“. Als ob diese unwiderrufliche Trennung von ihrem Mann zugleich die Behinderung ihrer schöpferischen Tätigkeit aufheben und den Beginn eines neuen souveränen Lebens bedeuten kann. Vorausgedeutet wird die negative Wirkung des Mannes schon beim „Untertauchen tief / in die eigene innerste Welt“, weil sie „beim Wahrnehmen seines Kommens / ihre Stimme“ verloren hat.

Die Geschlechtsverwandlung ist neu, nicht aber die der Entfremdung Eurydikes von ihrem Mann. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Valeria Koch wichtige Impulse zu dem emanzipatorischen Aspekt in der Rolle Eurydikes aus dem Gedicht *Orpheus. Eurydike. Hermes* von Rilke bekommen hat. In diesem Werk wird nämlich die Rolle

der Frau völlig umgedeutet, denn Eurydike erkennt ihren Mann nicht mehr, weil sie – durch die Verwandlung im Schattenreich – ihr „Mädchenheit“, d.h. ihre Unabhängigkeit von dem Ehemann zurückgewonnen hat – genauso wie Kochs Orpheus.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Vergleichen Sie das Gedicht Valeria Kochs mit dem Gedicht *Orpheus. Eurydike. Hermes* von Rilke.

KOLOMAN BRENNER: VIELLEICHT

Koloman Brenner: *Vielleicht*

An B.

Vielleicht

wäre ein Kind

aus uns geworden

Es fehlt

(1999)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was ist ungewöhnlich in diesem Liebesbekenntnis?

2. Was bezeichnen der Titel und die Konditionalform im Prädikat ‚wäre‘?

Interpretation

Auf die Größe des Liebesverlustes weist der in Konditionalform ausgedrückte Zukunftstraum hin, der Wunsch, ein gemeinsames Kind zu haben. Ungewöhnlich mutet diese elegische Liebeserklärung deshalb, weil der Schmerz, die Geliebte verloren zu haben, nicht unmittelbar auf sie bezogen wird, sondern auf das Versäumnis, mit ihr eine Familie gründen zu können. Diese angedeutete Liebesperspektive, die selten im Geständnis eines Mannes zu erfahren ist, scheint deshalb wohl auch auf die Wirkung zu zielen, indem die ersehnte Vaterschaft in der Liebesbeziehung hervorgehoben wird – ein intimer Umstand also, der eine verliebte Frau kaum unberührt lässt. Der zweisilbige Abschluss – „Es fehlt“ – ist in diesem Sinne wahrscheinlich auch mit einer geheimen Erwartung verbunden: das ungeborene Kind kann (oder soll?) auch der geliebten Frau fehlen.

KOLOMAN BRENNER: ALLE

Koloman Brenner: *Alle*

Alle Floskeln
sind verbraucht
es geht nicht
das alte Spiel
nur Du
und der Schmerz
ihr
bleibt
(1999)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was für eine Opposition stellt die Struktur des Gedichtes dar?
2. Welcher Grundton und welches (damit verbundenes) Gefühl verbindet das Gedicht *Alle* mit dem Gedicht *Vielleicht*?

Interpretation

Das prägnante Gedicht, das bloß aus vier zweizeiligen Strophen besteht, ist in zwei Teile zu gliedern, die je zwei Strophen enthalten. Diese zwei größeren Einheiten stehen semantisch gegenüber, indem sie den krassen Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit, Verhaltensorberfläche und Gefühlstiefe darstellen. Während im ersten Teil die **routiniert** Gebärden enthüllt werden, die höchstens für triviale Beziehungen, gespielte Liebesaffären genügen und leicht vergehen, wird im zweiten Teil die schmerzhaft tiefe eines bleibenden Liebesgefühls eingestanden. Die kürzeren Verse unterstreichen das Gewicht dieses Bekenntnisses noch mehr.

KOLOMAN BRENNER: TÄGLICH

Koloman Brenner: *Täglich*

silbern bleierne Kugel
der Zeit
treffen uns
täglich
am Bett
erliegen wir d
en lebenswichtigen
Verletzungen
unsere tiefenden Wunden
verarzten wir morgens
unter der Dusche

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Liebesbeziehung stellt das Gedicht dar?
2. Suchen Sie Bilder im Text, die auf die Disharmonie verweisen.
3. Welche Stellen zeugen besonders von bitterer Ironie?.

Interpretation

Schon der Titel deutet auf die ständige Wiederholung hin, was dann auch durch das im Text wiederkehrende Titelwort, sowie das Zeitadverb „morgens“ bestätigt wird. Die außergewöhnlich starke Metapher („silberbleierne Kugel [...] treffen uns“), die für die regelmäßige seelische Verwundung verwendet wird, charakterisiert bereits im Auftakt die sich befestigte Disharmonie in der Liebesbeziehung, die nicht einmal durch Umarmungen aufzuheben ist. Die tief ironische Wortwahl in den folgenden zwei Strophen zeugt von Bitterkeit, aber auch von Selbstkritik. Mit den geistreich **sarkastischen** Syntagmen – „lebenswichtigen Verletzungen“, „tiefenden Wunden verarzten“ – enthüllt das lyrische Ich die Anatomie der psychischen Aggression, die die Liebesharmonie endgültig zerstört.

KOLOMAN BRENNER: WEIHNACHTEN

Koloman Brenner: *Weihnachten*

Die Flüsterstimmen
im Telefon
werden lichter
wie das Haar
in Deiner
Nachricht
schreibst Du
daß es
dem Kind
und Dir
gut geht
nächstes Jahr
gibt´s
wieder Weihnachten

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Situation stellt das Gedicht dar?
2. Worauf bezieht sich der Titel und welche Bedeutung hat er im Kontext des Schlussteils?

Interpretation

In sachlich nüchterner Sprache, doch mit einer kaum übersehbaren Resignation berichtet das Ich über die Beziehung zu seiner Frau nach der Trennung. Die einfallsreiche Vergleichsmetapher – „Die Flüsterstimmen / [...] werden lichter / wie

das Haar“ – deutet auf die immer seltener gewordene Nachricht voneinander und der Schlussteil auf die formale Kontaktbewahrung hin, die sich auf die großen Feiern beschränkt.

ROBERT BECKER: GEDANKENLIEBE

Robert Becker: *Gedankenliebe*

Mein Blick umhüllt dich
Ein Kerker für dich
In meinem Gehirn trag' ich dich
Du könntest stolz sein
du müßtest mich nicht verachten
Ich liebe dich sowieso
Gegen meine Gedanken
wehrst du dich nicht
(1990)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Wie deuten Sie den Titel im Kontext des Gesamttextes?
2. Überlegen Sie, woher die selbstbewussten Worte „Du könntest stolz sein“ kommen.
3. Wie kann die hier gezeigte Liebesbeziehung charakterisiert werden?

Interpretation

Eine (häufig vorkommende) widerspruchsvolle Situation stellt dieses Gedicht dar, in der das Ich um die Gunst der geliebten Person wirbt. Jedoch kommt dem Leser nur die einseitige Liebesehnsucht bekannt vor, und nicht die poetische Formulierung des Anspruches auf Besitz. Die Aussage des Titels lässt nämlich keinen Zweifel daran, dass diese Eroberung nur **imaginär** möglich ist. Jedoch, da der Sprecher ein Dichter ist, glaubt er an die magische Kraft des Wortes, oder möchte zumindest daran glauben. Während seine Gewissheit, dass ihm diese „Gedankenliebe“ weder zu nehmen noch zu zerstören sei, ihm eine Art Trost gibt, verlautet er zugleich paradoxerweise den Dichterstolz: „In meinem Gehirn trag' ich dich / Du könntest stolz sein“. Warum das „Du“, müsste an dieser Stelle vielleicht gefragt werden. Dabei muss aber an das künstlerische Selbstbewusstsein gedacht werden, an die unausgesprochene Annahme, dass diese Liebe keine gewöhnliche sei, weil nur sie in der Lage sei, die heiß Geliebte auf würdige Weise zu verewigen. In seiner bedingungslosen Hingabe, deren Wortlaut („In meinem Gehirn trag' ich dich“) an Rilkes berühmtes Liebesgedicht „Lösch mir die Augen aus“ erinnert, fühlt sich das Ich doch ausgeliefert („du müßtest mich nicht verachten“), was es aber daran nicht hindert, seine Liebeserklärung **kategorisch** auszusprechen: „Ich liebe dich sowieso“.

ROBERT BECKER: SPRACHE DER LIEBE

Robert Becker: *Sprache der Liebe*

mal staunend schmal
dann allwissend verzogen
von der Zungenspitze
zum Glanz berührt
wandelt das Rot ihrer Lippen
von Ton zu Ton
(1993)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Woher können wir wissen, dass die hier beschriebene Gestensprache von Liebe zeugt, dass sie wirklich „Sprache der Liebe ist“?
2. Was für eine Wirkung hat die Fokussierung auf die Lippenmimik?

Interpretation

Das Gedicht →→ ein wahres Meisterstück – fokussiert auf die Lippenbewegung der Geliebten und erzeugt dadurch einen ausnehmenden Effekt. Die ästhetische Wirkung besteht in der überraschenden Perspektivierung der Redefigur **Pars pro Toto**, denn die hier beschriebene Mimik verrät manches von der Persönlichkeit bzw. von der Situation selbst. Hier geht es allerdings keineswegs um irgendwelche Psychologisierung, sondern viel mehr um die Ergötzung am Liebesspiel, das durch die Gestensprache der Geliebten zum Ausdruck gebracht wird.

Gedankenlyrik

VALERIA KOCH: DAS LAND NIRGENDWO

Das Ich und seine Welt

Valeria Koch: *Das Land Nirgendwo*

Meiner Patin Anna-Réka
Auch das Land Nirgendwo
liegt irgendwo

Vielleicht in den Wogen der See,
vielleicht auf dem Weg, den ich geh,
vielleicht hinterm Vorhang von Schnee.
Warum wohl so ferne, so nah,
warum heißt das Dort niemals Da,
vielleicht nur klingt Nein nie als Ja?
Doch das Land Nirgendwo
liegt irgendwo
In Märchen, die Zeitwind zerriß,
im Wort, das man herzhart verbiß,
im Traum jeder Kindheit, gewiß.
Gold glüht dort, blühend der Sand,
Löwe gibt Häschen die Hand,
Säuglinge saugen Gesang.
Und das Land Nirgendwo
liegt irgendwo
(1976)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

Deuten Sie die paradoxe Behauptung „das Land Nirgendwo / liegt irgendwo“ im Kontext des ganzen Gedichtes.

- 1. Suchen Sie im Gedicht Hinweise auf Märchen.**
- 2. Überlegen Sie, ob das Wort ‚Land‘ mit einem anderen Wort ersetzt werden kann. Geben Sie eventuell ein Beispiel an.**
- 3. Welche Welten werden im Text gegenübergestellt?**
- 4. Kann die (wiederholte) Behauptung „das Land Nirgendwo liegt irgendwo“ bestätigt werden? Und wenn ja, inwiefern?**

Interpretation

Das Gedicht gehört gewiss zu den schönsten und tiefstinnigsten Werken von Valeria Koch. Mit spielerischer Leichtigkeit führt es den Leser in die Welt der Möglichkeiten, in die Welt der Märchen.

Ohne die reale Welt verleugnen und in eine irrealen fliehen zu wollen, behauptet das lyrische Ich wiederholt „hartnäckig“ seine Existenz. Dreimal, an gewichtigen Stellen des Textes – am Anfang, in der Mitte und am Ende – wird verlautet: „das Land Nirgendwo / liegt irgendwo“, wobei diese Verlautbarung jeweils durch eine andere Partikel eingeleitet wird, nämlich durch „Auch“, „Doch“ oder „Und“. Diese scheinbar geringen Änderungen fügen sich organisch in die Textrhetorik, die durch Oppositionen argumentiert.

Gleich der Auftakt mit dem „Auch“ scheint als Gegenbehauptung zu fungieren. Den Verneinungen gegenüber, die das unsichtbare Land bezweifeln, wird das Ungewisse als unbestimmte Notwendigkeit **postuliert**. Auf die Unbestimmtheit des Landes „Nirgendwo“ weisen schon die Adverbien „nirgendwo“ und „vielleicht“ hin, die lauter Vermutungen einführen. Und doch gerade diese ungenauen Angaben deuten die Schönheit des Lebens an, welches rätselhaft vielfältig und voll mit Überraschungen ist. Das sind die gemeinsamen Merkmale, die die Welt der Alltagswunder mit dem

Märchenreich verbinden. Deshalb stellt das Land in Märchen, im Wort und im Traum keine gelogene Welt, sondern eine zerstörte dar. Denn die erträumten Werte gehören auch zur Wirklichkeit, zu unserer inneren Welt, die aber meist unsichtbar und zu verletzlich ist. Und das Bekenntnis zu ihr hält die unfassbare aber in unzähliger Form vorhandene Schönheit der Welt den verrohten Kräften des Lebens entgegen.

VALERIA KOCH: IN MEMORIAM

Valeria Koch: *In memoriam*

Meiner Patin Anna-Réka

Valeria Koch,
die es hätte geben können.
(1974)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was ist die Funktion der Parallelstellung durch den Titel?
2. Erläutern Sie die Konjunktiv II-Form des Textes.

Interpretation

Das Gedicht gehört gewiss zu den schönsten und tiefstinnigsten Werken von Valeria Koch. Mit spielerischer Leichtigkeit führt es den Leser in die Welt der Möglichkeiten, in die Welt der Märchen.

Der Kunstgriff dieses Miniaturgedichtes besteht in der mehrschichtigen Opposition zwischen dem Titel und dem zweizeiligen Text. Die Überschrift – *In memoriam* – ruft erwartungsgemäß die Vorstellung von einer verstorbenen bekannten Persönlichkeit hervor. Die ästhetische Spannung entsteht durch die zusammengesetzte Selbstironie, denn die Autorin stellt sich selbst eine Gedenktafel, die sie aber gleich zurücknimmt, indem sie – mit der Konditionalform – auf die unerfüllte Erwartung der Dichterin anspielt. Die Frage, ob es sich hierbei um eine gespielte Selbsttherabsetzung handelt oder (auch) um eine Selbstbefreiung dadurch, dass sie die Hindernisse in ihrer dichterischen Laufbahn andeutet, eventuell mit einer **Reminiszenz** an Ady, der in seinem berühmten Gedicht „Auf dem ungarischen Brachland“ den unterdrückten Rückstand der geistigen Entwicklung schildert, ist schwer zu beantworten möglich.

VALERIA KOCH: WANDLUNG

Valeria Koch: *Wandlung*

*Die wichtigste Stunde ist
immer die Gegenwart.
(Meister Eckhart)*

Alle während wir vergehen
Völker Grenzen Lieben Wehen
wird die Wandlung stets bestehen
um die Gegenwart sich drehen
was war sei wahr
was wird leicht irrt
allein das Jetzt
noch nicht verletzt
„Hic Rhodus, hic salta!“ mahnen
aus glücklichen Zeiten Ahnen
wir stehn in Mauern und lauern
auf unser eigenes Schauern
was wird leicht irrt
was war sei wahr
noch nicht verletzt
allein das Jetzt
(1992)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche Attribute werden den Geschehnissen in den drei Zeitformen zugeordnet?**
- 2. Deuten Sie das Motto im Zusammenhang des Haupttextes.**

Interpretation

In Anlehnung an die Worte Meister Eckharts , die dem Gedicht als Motto vorangestellt sind, wird das Gegenwartsmoment als **relevant** bezeichnet. Denn nur die jeweilige Gegenwart bietet uns die Wahlmöglichkeit, Schicksalsfragen zu entscheiden. Das Vergangene, das schon Geschehene gilt als Fakt, an dem nicht mehr zu ändern ist. Die Zukunft dagegen erscheint mit ihren ungewissen Komponenten als Falle, die aus Irrwegen besteht. So wird "allein das Jetzt" für intakt gehalten, d. h. "noch nicht verletzt". In der ständigen Wandlung ist nämlich allein die Gegenwart, in der wir unser Leben im wahrsten Sinne des Wortes erleben können. Allerdings nicht so, wie es die Lehre von Horaz – nämlich

VALERIA KOCH: HABEN UND SEIN

Valeria Koch: *Haben und Sein*

Ich habe
kein Haus
kein Auto
kein Telefon

weder
einen Gatten
noch
ein Kind
im Moment
dafür aber
bin ich
immer schon
wer ich bin
(1991)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. **Wie ist die Struktur des Textes?**
2. **Wie verhalten sich die semantischen und typografischen Einheiten zueinander?**
3. **Auf welche Wertvorstellungen weist der Titel hin?**
4. **Erläutern Sie in der Abschlussstrophe die Worte „dafür aber“ sowie die Aussage „bin ich [...] wer ich bin“.**

Interpretation

Dieses poetische „Spiegelbild“ reflektiert die Existenz des Ich. Das Gedicht besteht aus zwei Hauptteilen. Die ersten 9 Zeilen stellen lauter Negationen dar. Zunächst werden materielle Güter aufgezählt, die zum Alltagsleben gehören, erst danach wird mit „weder [...] noch“ wohl schmerzhaftes Fehlen von Gatten und Sohn erwähnt. Abschließend wird durch die rhetorische Wende „dafür aber“ auf die selbstbewusst stolze Aussage pointiert: „bin ich / immer schon / wer ich bin“. Dieser **tautologisch** dünkende Satz ist eigentlich eine abgewandelte Form der bekannten Gottesworte aus der Bibel vom erwählten Mose: „Ich werde sein, der ich sein werde“ (Mose 2,3.14). Während aber Gott mit dieser Offenbarung eigentlich seinen Namen kundgibt, bezieht sich diese profane Version auf die Selbstbestätigung des lyrischen Ich. In dieser Selbstvergewisserung steckt ferner auch der Anspruch auf die geistig-moralische Überlegenheit, die das Selbstbewusstsein des Ich stärkt.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. - **Vergleichen Sie dieses Gedicht mit dem Interview von Maria Luise Kaschnitz. Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede finden Sie in der dichterischen **Paraphrase** von Koch?**

VALERIA KOCH: LITERATUR-WELT

Valeria Koch: *Literatur-Welt*

Die Literatur
ist verdichtete Welt.
Ist daher

die Welt
ein schmales Stück
Poesie?
(1994)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Deuten Sie die erste Aussage des Gedichtes.
2. Worin besteht die **Paradoxie** der anschließend gestellten Frage?

Interpretation

Das Gedicht nimmt unmittelbaren Bezug auf die deutsche Benennung der (schöngeistigen) Literatur – Dichtkunst, die auf die komprimierte Aussageform der Texte hinweist. Gerade durch ihre „Dichtheit“, d. h. Mehrschichtigkeit befähigt uns die Literatur, von der Welt auf differenzierte Weise und überdurchschnittlich viel zu erfahren. Der Text spielt humorvoll mit dem Begriff, indem er die Erklärung der Beziehung zwischen der Welt und der Literatur einfach umkehrt.

VALERIA KOCH: SINNGEDICHT

Valeria Koch: *Sinngedicht*

Die Natur ist neutral
die Instinkte sind gut
das Fleisch sündigt nie
nur der Geist
der Geist
(1992)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Erläutern Sie die Schlussfolgerung des Gedichtes aus der Sicht der Beziehung zwischen Natur und Geist.
2. Überlegen sie, ob auch der Geist „neutral“ sein kann.

Interpretation

Der in **aphoristischer** Kürze formulierte Text führt das keineswegs einfache Verhältnis zwischen Natur und Geist auf die Ausgangsposition zurück, wo der Mensch in seinem „Urzustand“ vor allem als Natur- und daraus folgend Triebwesen existierte. Erst mit der Herausbildung der höheren gesellschaftlichen Formen und mit der Entwicklung der Zivilisation sowie – damit unmittelbar verbunden – der normativen Moralvorstellungen, nach denen die Instinkte im Allgemeinen sündhaft sind, wurden Geist und Körper einander gegenübergestellt. Wie der Titel schon, so auch das

Gedicht selbst verteidigt das „primäre“ Recht der Sinne. Gewiss unter dem Einfluss solcher berühmten Zivilisationskritiker wie z.B. Rousseau und Nietzsche.

JOSEF MICHAELIS: EISZEIT

Josef Michaelis: *Eiszeit*

Dass
wieder
eine
Glazialzeit
einbrechen
würde?
Kann sein
An den Herzen
vieler
berechnender
Menschen
hängen
schon jetzt
anstatt
Adern
Eiszapfen

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Worauf bezieht sich der Titel?
2. Warum vertreten die berechnenderen Menschen die „**Glazialzeit**“?
3. Was für ein Bild stellt das Wort ‚Eiszapfen‘ dar? Vermuten Sie ein Symbol oder eine Allegorie dahinter? Begründen Sie.

Interpretation

Zu den nach wie vor aktuellen Problemen unserer Zeit gehört die Entfremdung in den menschlichen Beziehungen, die auch in der Lyrik von Michaelis thematisiert wird. Der ästhetische Wert dieses „Mahngedichtes“ hängt in erster Linie davon ab, wie weit es dem Autor gelingt, seine Themen wirkungsvoll zu rhetorisieren bzw. zu poetisieren. In diesem Gedicht bleibt die didaktische Aussage allzu sehr sichtbar, denn die Metaphorik des Textes überholt nicht die traditionelle **Allegorie**. Gerade deshalb kann bei der Deutung des Gedichtes der inhaltliche Moment hervorgehoben werden: der ironisch dargestellte Egoismus, der die zwischenmenschlichen Beziehungen unterminiert oder sogar zerstört.

JOSEF MICHAELIS: AUF DEM FRIEDHOF, SCHICKSALE

Josef Michaelis: *Auf dem Friedhof*

Blumen blühen
Strahlen glühen
Steine grünen
Zeiten gleiten
(1978)

Josef Michaelis: *Schicksale*

Das Meer braust
die Zeit haust
Felsen werden Kieselsteine
Stunden schaffen Augenblicke
Doch hier und weit
die Unendlichkeit
(1979)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Markieren Sie die Worte, die in beiden Texten vorkommen. Überlegen Sie, welche Bedeutungen sie in ihrem (unterschiedlichen) **Kontext** haben können.
2. Wie können die Verben in beiden Gedichten charakterisiert?
3. Was verbindet die ‚Friedhofsgedanken‘ mit den Schicksalsgefühlen?
4. Welches Welterlebnis drücken die Zeilen „Das Meer braust [...] Felsen werden Kieselsteine“ aus?
5. Zu welcher Art Lyrik gehören diese Gedichte?

Interpretation

In beiden Fällen wird die Ewigkeit der Natur gefeiert. Im ersten Text, „Auf dem Friedhof“, fällt am meisten auf, dass die ersten drei von den vier Aussagen – infolge der berausenden Naturschönheit – Lebensfreude vermitteln. Die Schönheit, die durch die Substantive ausgedrückt wird, sowie die Dynamik, die die Verben erzeugen, ergeben ein beinahe pantheistisches Lebensgefühl. Erst die Schlusszeile („Zeiten gleiten“) erinnert uns an die Vergänglichkeit, die ansonsten aus der Ortsbezeichnung im Titel des Gedichtes zu entnehmen ist.

Im zweiten Gedicht, „Schicksale“, wird das kosmische Raum- und Zeiterlebnis – „Das Meer braust [...] Felsen werden Kieselsteine“ – in den Augenblicken, die dem menschlichen Leben eigen sind, erfasst. Oder mit den berühmten Worten Rilkes gesagt: „Das Leben ist eine Herrlichkeit“.

JOSEF MICHAELIS: ANNO

Josef Michaelis: *Anno*

(Am Grabe eines Soldaten)

BLUT

STEIN

STAUB

Namenloses Blut

Namenloser Stein

Namenloser Staub

STAUB

STEIN

BLUT

Xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx

A n n o

(1985)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Bedeutungen haben die Wortmotive im Kontext des Gedichtes?
2. Welche Hervorhebungen **konnotieren** die typografischen Unterschiede im Buchstabenformat der Schlüsselworte?
3. Welche Bedeutung(en) kann die umgekehrte Reihenfolge der Schlüsselworte im Abschlussteil des Gedichtes haben?
4. Überlegen Sie, ob dieser Text noch mit der ästhetischen Kategorie ‚Humor‘ charakterisiert werden kann. Klären Sie dabei auch, was charakteristisch für den ‚schwarzen Humor‘ ist.

Interpretation

Das Spiel mit der Sprache bei Michaelis geht gelegentlich in schwarzen Humor über, so auch in seinem Gedicht „Anno“ von 1985. Zur ästhetischen Wirkung tragen wesentlich im Text die **typografischen** Effekte bei. Während die Worte in Großbuchstaben das tragische Schicksal der gefallenen Soldaten – erstaunlich **komprimiert** – nur mit drei Substantiven andeuten, zugleich aber auch hervorheben, wird ihre Namenlosigkeit durch die Kleinbuchstaben unterstrichen. So wird die doppelte Tragödie – ihr sinnloser Tod und ihr **anonym**-massenhaftes Begräbnis – auch in dieser visuellen Form verdeutlicht. Die Wiederholung der großgeschriebenen drei Worte in einer umgekehrten Reihenfolge (STAUB – STEIN – BLUT) ergibt ferner unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten. Wird der Opfertod der Gefallenen für die Angehörigen wieder schmerzhaft lebendig, oder deutet sie die erhoffte Auferstehung (im christlichen Sinne) an? Dieser zweiten Assoziation widerspricht (zum Teil zumindest) das Rahmenwort „Anno“.

ROBERT BECKER: PFLANZENKUNDE

Robert Becker: *Pflanzenkunde*

Erst hat sie sich
mit den Blüten bekannt gemacht,
dann lernte sie die Blätter kennen.
Jetzt, wo ihr dunkles Haar
von grauen Fäden durchflochten wird,
schließt sie die baldige Bekanntschaft
auch mit den Wurzeln.
(1987)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was stellt die Naturmetaphorik dar?
2. Worauf kann die Ironie im Titel bezogen werden?

Interpretation

Das Gedicht „Pflanzenkunde“ fasst mit schlichten Metaphern das Menschenleben zusammen. Im Text wird zwar das Personalpronomen „sie“ erwähnt und gewiss an eine, dem Dichter nahe stehende Frau (Mutter) gedacht, doch ist diese „Kurzbiografie“ für jeden, der das Alter erreicht hat, passend. Trotz des sachlich nüchternen Tons und der Ironie im Titel enthält die Naturmetaphorik einen tröstenden Hinweis auf die Naturverbundenheit der in ihrem Lebensabend stehenden Frau. Die Ironie drückt – wie immer – auch hier **Ambivalenz** aus: Schmerz und Einsicht in die notwendige Todesnähe.

ROBERT BECKER: SCHRITT FÜR SCHRITT

Robert Becker: *Schritt für Schritt*

eine Linie
ein Bogen
vielleicht ein Fragezeichen
vielleicht ein Jahr
eines unvollendeten Lebens
vielleicht ein Punkt
vielleicht ein Fleck auf leerem Papier
das Ende oder
eine Geburt sogar
eine Linie
ein Bogen
ein nachlassender Krampf
die Leere als
Wogenkuß am Strand
ein Weg ins Unbekannte

ein Bogen
eine Linie
Gottes Gehstab
in einer blinden Welt
(1990)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Worauf beziehen sich die im Gedicht aufgezählten Begriffe?
2. Überlegen Sie, was der Titel bedeuten kann.
3. Welche Art von Lebenshaltung wird hier dargestellt?
4. Was markieren die Wiederholungen?

Interpretation

Der Text sieht beinahe wie ein Inventar aus, welches eine Reihe von Begriffen ohne jeglichen Kommentar anführt. Die Aufzählung enthält zwar Substantive unterschiedlicher Bedeutung, gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie sich alle auf das Leben beziehen. Der Titel – Schritt für Schritt – verweist sowohl auf die einzelnen Abschnitte eines Lebensweges als auch auf das Bemühen, mit dem die einzelnen Etappen bewältigt werden. Und zwar ohne Freude und Genugtuung, sondern vielmehr mit **Skepsis** und **Resignation** betrachtend. Denn die wortkargen Hinweise „eine Linie / ein Bogen“ erwecken durch die Wiederholungsrhetorik den Eindruck eines ermüdenden **Déjà-vu-Erlebnisses** und die Attribute wie ‚unvollendet‘, ‚leer‘ und ‚nachlassend‘ zeugen von einem pessimistischem Abfinden mit dem Schicksal, in dem der nichtbegreifbare Zufall regiert. Die hoffnungslose Verunsicherung wird durch die häufige Wiederholung der Modalpartikel ‚vielleicht‘ noch mehr betont und mit der Schlusszeile „in einer blinden Welt“ endgültig bestätigt. Da aber die hier angedeuteten ungeordneten Daseinsbewegungen dem anscheinend willkürlichen „Gottesgehstab“ folgen, ist das Gedicht auch als „stille Auflehnung“ gegen den Schöpfer zu verstehen möglich.

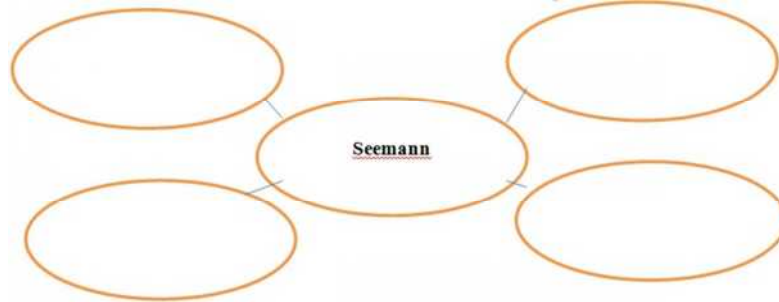
ROBERT BECKER: SEEMANNSLIED

Glaubensreflexionen: Gottesferne und Gottesnähe

Robert Becker: *Seemannslied*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Erstellen Sie ein semantisches Feld zu dem Begriff **Seemann**.



2. Diskutieren Sie über ihre Vorstellungen und tatsächlichen Informationen, die Sie über das Leben der Seeleute haben.

3. Überlegen Sie, was die Häfen im Leben der Seeleute bedeuten.

4. Forschen Sie nach den Bedeutungen des Topos Schiff in der Religion, in der Mythologie und in der Literatur.

Seemannslied

Du kaperst mein Leben
und ziehst mich an Land –
holst ein meine Segel
und verteerst meine Lecks.
lass mich entladen die Fracht
und schreien mit Möwen
bei Ebbe und Flut.
doch packt mich ein Weh
nach den Häfen der Ferne
so leg mir die Hand
auf die Augen
und gebiete zu schweigen
dem Wind und den Wellen
bis einkehrt zur Nacht
die Stille der Molen.
(2003)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Überlegen Sie, wer der Angesprochene des Textes ist. Wie wird er angesprochen?

2. Worum bittet das **lyrische Ich** den Angesprochenen?

3. Was für eine Art Beziehung verbindet die Beiden miteinander?
4. Welche Gattung können Sie im Gedicht erkennen? Sammeln Sie dazu Argumente aus dem Text.
5. Finden Sie die biblischen Motive im Text heraus.
6. Mit welcher biblischen Gattung kann das Gedicht in Verbindung gebracht werden?
7. Der Text gliedert sich in drei Einheiten. Geben Sie den einzelnen Strophen einen charakteristischen Titel.
8. Die Bildstruktur des Textes besteht aus einer zusammenhängenden Reihe von **Metaphern**. Markieren Sie diese Metaphern im Text und versuchen Sie ihre Bedeutung zu bestimmen.

Strophe	Metapher	Bedeutung

9. Charakterisieren Sie die drei Einheiten des Textes. Beachten Sie auch die Rolle des lyrischen Ichs und des Angesprochenen in den einzelnen Strophen.
10. Welche Art von Lebenssituation wird in dem Gedicht beschrieben?

Interpretation

Das *Seemannslied* von Robert Becker ist einer der **Gebete** in der ungarndeutschen Literatur. Aufgrund der verwendeten Motive und der formalen Mittel lässt sich das Werk an die christliche Tradition knüpfen. Die persönliche Stimme und die Tiefe des Glaubens ruft die dichterische Welt der alttestamentlichen Psalmen wach. Das Hauptmotiv des Textes, das Meer zu stillen („und gebiete zu schweigen / dem Wind und den Wellen“), verknüpft den Text mit der Welt des Neuen Testaments. Die Passage ist eine konkrete intertextuelle Bezugnahme auf das **Evangelium von Markus**.

Im Mittelpunkt dieser Szene steht Jesus und seine darauffolgende Handlung, als er und seine Jünger eines Abends in ein Boot steigen, um ihre Tätigkeit am anderen Ufer des Galiläischen Meeres auszuüben, und dabei in Seenot geraten. Unter den **Jüngern** befanden sich mehrere Fischer, die die Herausforderungen des Meeres gut kannten, und obwohl sie wahrscheinlich ihr bestes taten, verlieren sie in dieser Szene auf den aufgepeitschten Wellen des Sees die Kontrolle über das Boot. Sie rennen zu dem schlafenden Jesus, der mit seinen Worten die Wellen zur Ruhe bringt und ihr Boot rettet. Nach dieser Szene fragt der Meister nach dem Glauben seiner Jünger, die in ihm den Herrn der Schöpfung erkennen.

Das Gedicht steht mit der biblischen Erzählung auf mehrfache Art in Verbindung. Es ist das Gebet einer Person, die nach den Herausforderungen des Lebens bei dem Allmächtigen Zuflucht sucht. Das Gedicht von Robert Becker stellt die Erkenntnis des

Individuums dar, dass der Mensch nicht fähig sein kann alle Proben des Lebens alleine zu meistern. Das Meer und das Boot, als uralte Lebenssymbole bilden sowohl in der biblischen Erzählung als auch im Gedicht die Grundmotive der Narration.

Aufgrund der Stropheneinteilung kann der Text in drei Einheiten gegliedert werden. Die erste Strophe beginnt mit der Ansprache („Du...“) und stellt das Bild des landenden Schiffes in einem Hafen dar. Das Schiff erscheint hier als Metapher des Individuums, das von der Aktivität einer ihm übergestellten transzendentalen Kraft geleitet wird. Die Metapher des Schiffes dehnt sich auf das ganze Gedicht aus und wird auf diese Weise zu einer Allegorie des menschlichen Lebens. Die Metapher „verteerst meine Lecks“ (~ seelische Wunden) in der ersten Strophe und die stille Melancholie des Textes deuten auch auf die Herausforderungen hin, die das lyrische Ich auf dem Meer des Lebens erlebt hat.

Nach der Darstellung der Macht des Handelnden über das menschliche Leben in der ersten Strophe, formuliert die zweite Einheit eine persönliche Bitte. Der Sprechende bittet um die Befreiung von den Lasten und zeichnet das Bild über die Freiheit der Seele: „und schreien mit Möwen bei Ebbe und Flut.“ Die dritte Strophe ist eine Paraphrase der Bitte um das Beschützen vor der Versuchung im Vaterunser „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.“ (Lukas 11,4) Die Zeilen dieser Einheit enthalten wortwörtliche Übernahmen aus der Erzählung über die Stillung des Sturmes durch Jesus oder sie deuten mit Hilfe von Synonymen auf den biblischen Text hin:

Robert Becker: Seemannslied (3. Strophe)

Die Stillung des Sturmes

(Markus 4, 35-41)

**„doch packt mich ein Weh
nach den Häfen der Ferne
so leg mir die Hand
auf die Augen
und gebiete zu schweigen
dem Wind und den Wellen
bis einkehrt zur Nacht
die Stille der Molen.“**

„³⁵ Und an demselben Tage des **Abends** sprach er zu ihnen: Lasst uns hinüberfahren. ³⁶ Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn, wie er im Schiff war; und es waren mehr Schiffe bei ihm. ³⁷ Und es erhob sich ein großer **Windwirbel** und warf **Wellen** in das Schiff, also dass das Schiff voll ward. ³⁸ Und er war hinten auf dem Schiff und schief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts darnach, dass wir verderben? ³⁹ *Und er stand auf und bedrohte den **Wind** und sprach zu dem **Meer**: **Schweig** und verstumme!* Und der Wind legte sich, und es ward **eine große Stille**. ⁴⁰ Und er sprach zu ihnen: Wie seid ihr so furchtsam? Wie, dass ihr keinen Glauben

habt? ⁴¹ Und sie fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? denn **Wind und Meer** sind ihm gehorsam.“

Das Gedicht ist eine Zeugenschaft des Gläubigen, nämlich dass allein durch die Zuwendung zu Gott das menschliche Leben grundlegend verändert und dem Individuum in den Gefahren seines persönlichen Lebensweges geholfen werden kann.

[Weiterführende Aufgaben \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie in der Bibel das Kapitel 27. im Buch von Hesekeil (Klagelied über Tyrus). Suchen Sie nach intertextuellen Verknüpfungen in den beiden Texten.
2. Suchen Sie nach ähnlichen Texten in der Textsammlung und in den Anthologien. Wählen Sie einen Text aus und halten Sie anhand der Beispielanalyse ein Referat in der Klasse.
3. Suchen Sie im Buch der Psalmen nach Texten, die ebenfalls die Herausforderungen des menschlichen Lebens thematisieren und über eine ähnliche Struktur verfügen.

ROBERT BECKER: BAUM

Robert Becker: *Baum*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche symbolische Bedeutungen hat der Baum in den unterschiedlichen Bereichen der Kultur?



Stamm steigt:
in den Boden
mit Wurzel
mit Ast
gen Himmel.

lass mich Herr
kein Brennholz werden!
(1998)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Welche Bestandteile des Baumes stellt das Gedicht dar?**
- 2. Gliedern Sie den Text in kleinere Einheiten.**
- 3. Welcher Teil des Baumes ist der Ausgangspunkt des Betrachtens im Gedicht? Wie kann dies interpretiert werden?**
- 4. Welche Bedeutungen verbergen sich hinter den Begriffen Boden und Himmel?**
- 5. Welche Parallelen lassen sich zwischen der Baum-Symbolik des Gedichtes und dem menschlichen Leben erkennen?**
- 6. Welchen Zustand stellt das Brennholz-Dasein dar?**
- 7. Wie lautet die Gattung des Gedichtes?**

Interpretation

Das Gedicht Baum von Robert Becker ist in die Gattung der kurzen Gebete einzuordnen. Die erste Einheit des Textes beschreibt die menschliche Existenz durch die Symbolik des Baumes.

Der Text interpretiert das menschliche Leben zwischen den klassischen Anziehungskräften von Himmel und Erde. Der Boden markiert die biologische und materielle Bestimmtheit der Existenz, der Himmel steht für die transzendente Orientierung des Menschen. Das Bild des lebenden Baumes stellt die Ganzheit der menschlichen Existenz und in der Beziehung mit der transzendentalen Schicht die Möglichkeit eines glücklichen Lebens dar.

Während die ersten fünf Zeilen sich auf die Beschreibung einer existenziellen Situation beziehen, beinhalten die letzten zwei Zeilen den Ausbruch eines Gebets, das an Gott gerichtet ist. Mit der deklarativen Beschreibung des Aussagesatzes (mit Punkt am Ende) steht hier als Gegensatz ein Ausrufesatz (mit Ausrufezeichen am Ende). Der Wechsel in der inhaltlichen und logischen Struktur des Textes wird außerdem mit dem Gegensatz zwischen dem lebenden *Baum* und dem *Brennholz-Dasein* markiert. Die Ängste vor dem Brennholz-Werden deuten auf die biologische Vergänglichkeit des menschlichen Lebens hin. Die Verknüpfung des Holzes mit dem Begriff des Feuers führt den Gedankengang auf eine psychologisch-existenzielle Ebene: sie stellt die Furcht des Menschen vor der seelischen Verlorenheit dar.

ROBERT BECKER: SPÄTER JONAS

Biblische Motive

Robert Becker: *Später Jonas*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie in der Bibel das Kapitel „Der Prophet Jona“.

mein Herr!
die Welt ist
laut geworden.
mein Gebet
dringt nicht mehr
hoch zu dir.
(2002)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Unterschiede sehen Sie im Verhältnis zu Gott bei dem biblischen Propheten und dem „späten Jonas“?

2. Wie lässt sich die Reduzierung der Gebete Jonas auf den lapidaren Gebetansatz im Gedicht erklären?

Interpretation

Die Unzulänglichkeit des biblischen Propheten wird in diesem Gedicht durch die Entfremdung des Einsamkeitsgefühls des modernen Menschen gestärkt. Die reduzierte Paraphrase des Flehens Jonas' stellt das aussichtslose Bemühen des lyrischen Ich, Zugang zu Gott zu finden, dar. In der resignierten Begründung "die Welt ist / laut geworden" sind Verzweiflung und Verzicht vorhanden, was eine schmerzhaft Kundgebung der Kapitulation der in sich gekehrten Seele darstellt. Die "laute Welt" ist **Inbegriff** der feindseligen Außenwelt, in der vor allem die Mächtigeren und "Draufgängerischen" zur Geltung kommen. In der Gegenüberstellung des **introvertierten** Menschen und der bedrückend schillernden Umwelt, scheint Gott selbst eine "problematische" Rolle zu haben. Wird er hier nicht – zumindest unmittelbar – wegen der Ungerechtigkeit der Welt angeklagt?

Noch ambivalenter ist das Verhalten des lyrischen Ich zu Gott. Denn in seinem Flehen ist deutlich auch der Vorwurf zu entnehmen, als wenn der enttäuschte Mensch auch den Allmächtigen beschuldigen würde, weil sein Gebet bei ihm nicht ankommen kann.

ROBERT BECKER: SPÄTER JONAS

Biblische Motive

Robert Becker: *Später Jonas*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie in der Bibel das Kapitel „Der Prophet Jona“.

mein Herr!
die Welt ist
laut geworden.
mein Gebet
dringt nicht mehr
hoch zu dir.
(2002)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Unterschiede sehen Sie im Verhältnis zu Gott bei dem biblischen Propheten und dem „späten Jonas“?

2. Wie lässt sich die Reduzierung der Gebete Jonas auf den lapidaren Gebetansatz im Gedicht erklären?

Interpretation

Die Unzulänglichkeit des biblischen Propheten wird in diesem Gedicht durch die Entfremdung des Einsamkeitsgefühls des modernen Menschen gestärkt. Die reduzierte Paraphrase des Flehens Jonas' stellt das aussichtslose Bemühen des lyrischen Ich, Zugang zu Gott zu finden, dar. In der resignierten Begründung "die Welt ist / laut geworden" sind Verzweiflung und Verzicht vorhanden, was eine schmerzhaft Kundgebung der Kapitulation der in sich gekehrten Seele darstellt. Die "laute Welt" ist **Inbegriff** der feindseligen Außenwelt, in der vor allem die Mächtigeren und "Draufgängerischen" zur Geltung kommen. In der Gegenüberstellung des **introvertierten** Menschen und der bedrückend schillernden Umwelt, scheint Gott selbst eine "problematische" Rolle zu haben. Wird er hier nicht – zumindest unmittelbar – wegen der Ungerechtigkeit der Welt angeklagt?

Noch ambivalenter ist das Verhalten des lyrischen Ich zu Gott. Denn in seinem Flehen ist deutlich auch der Vorwurf zu entnehmen, als wenn der enttäuschte Mensch auch den Allmächtigen beschuldigen würde, weil sein Gebet bei ihm nicht ankommen kann.

NELU BRADEAN-EBINGER: DER VERLORENE SOHN

Nelu Bradean-Ebinger: *Der verlorene Sohn*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie in der Bibel die Parabel des verlorenen Sohnes.

- a) Wer erzählt die Geschichte?
- b) Wer sind die Figuren in der Erzählung?
- c) Was erfahren wir von den einzelnen Personen?
- d) Wie entwickelt sich ihr Lebensweg und welche Antworten geben sie auf die Herausforderungen ihrer Leben?
- e) Wie stellt die Geschichte die Beziehung zwischen Gott und Mensch dar?

2. Die Erzählung stellt die Begriffe von Sünde, Liebe und Vergebung in den Mittelpunkt. Diskutieren Sie in der Klasse über die Bedeutung dieser Phänomene im menschlichen Leben.

3. Lesen Sie auch die Geschichte vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Schaf.

- a) Wie hängen diese drei Parabel miteinander zusammen?
- b) Welche Logik können Sie in der Reihenfolge der drei Erzählungen erkennen?

Auf der Straße nach Nirgendwo
heulen Hunde
im frohen Bunde.
Auf der Straße nach Nirgendwo
heilt die Wunde,
wird's mir Kunde:
Auf der Straße nach Irgendwo.
Auf dem Weg nach Haus.

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

- 1. Wer ist der Sprecher des Gedichtes?**
- 2. Welche Motive stimmen im Gedicht mit der biblischen Erzählung überein?**
- 3. Welche Bedeutungen sind mit den Hauptmotiven des Textes verknüpft?**
- 4. Interpretieren Sie die Bedeutung des Begriffs „Nirgendwo“.**
- 5. Welche dichterischen Mittel bestimmen den Rhythmus des Textes?**
- 6. Wie deuten die Wiederholungen auf die inhaltlichen Zusammenhänge hin?**
- 7. Diskutieren Sie darüber, mit welcher Station des Weges vom verlorenen Sohn sich der Text des Gedichts verknüpfen lässt.**

Interpretation

Das Gedicht *Der verlorene Sohn* von Nelu Bradean-Ebinger ist eine Paraphrase der biblischen Erzählung vom verlorenen Sohn. Der Text verwendet zur Wiedergabe der Handlung anstelle der **Narration** () die Mittel der Poesie. Der Titel und die Hauptmotive des Textes (Straße, Wunde, Weg, nach Haus) verbinden das Gedicht durch eine intertextuelle Beziehung mit der Parabel von Jesus. Der Text spiegelt

nicht die äußeren Geschehnisse, sondern die inneren Ereignisse in der Situation der Verlassenheit zurück.

Die drei Einheiten bedeuten jeweils eine andere Beziehung zur Umgebung und zu der eigenen Situation in der bekannten Handlung. Die erste Einheit bedeutet den Tiefpunkt der Verlassenheit: das Wort *Nirgendwo* deutet auf das Gefühl der Orientierungs- und Heimatlosigkeit hin. Die störende Stimme der heulenden Hunde stärkt das Gefühl der Fremdheit und der Ausgeschlossenheit. Die heilende *Wunde* der zweiten Strophe deutet einerseits auf die seelischen Niederlagen des lyrischen Ichs in der Vergangenheit und auf die Anwesenheit des Gewissens hin, andererseits erscheint hier auch die zurückkehrende Hoffnung. Das Wort *Kunde* ist schon ein Bindeglied zur Entscheidung, die den Lebensweg des Sohnes ins Elternhaus zurückführt. Der Wechsel zwischen *Nirgendwo* und *Irgendwo* in der letzten Einheit markiert schon das Zurückgewinnen der Orientierung. Der Weg, der nach Hause führt, steht hier nicht für eine Handlung in der äußeren Realität, sondern als ein Zeichen der inneren Entscheidung für die Veränderung des sündigen Lebens.

Obwohl das Gedicht auf die Stationen im Leben des verlorenen Sohnes Bezug nimmt, ist der Text nicht eine wortkarge Erzählung der Geschehnisse. Er kann eher als ein innerer Monolog des verlorenen Sohnes interpretiert werden, der nach langen Jahren des Flüchtens vor der Verantwortung für das eigene Leben die Entscheidung trifft sein Leben zu verändern. Im Lichte der biblischen Erzählung markiert der Gedankengang über die Verlorenheit (*Nirgendwo*) und die Wunden die aufrichtige Konfrontation mit dem sündigen Leben, die die menschliche Seele erschüttert und zu einer radikalen Wende motiviert. Der nach Hause führende Weg ist in diesem Zusammenhang die Bekehrung, der bewusste Eintritt in die Beziehung zwischen Gott und Mensch.

VALERIA KOCH: HIOPA

Valeria Koch: *Hioba*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Lesen Sie die biblische Geschichte über Hiob. [Das Alte Testament: Das Buch Hiob]

Herr, ich klage:
Diese Plage
sei nun Folge
meiner ausschweifenden Tage?
Herr, ich meine:
Ich bleib Deine
trotz Unreine –
denn Du bist, der stets vergibt.
Herr, ich döse
wenn das Böse

kommt, nicht weiter:
Bereits bin ich schon bereiter.
Herr, ich preise
Deine Weise,
mir es weise
beizubringen, wie Du liebst.
(1992)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Welche Lehre(n) vermittelt die biblische Geschichte?
2. Was ist die **profane** Antwort des Gedichtes darauf?
3. Beschreiben Sie diese Einstellung des lyrischen Ichs.
4. Bedeutet diese Verhaltensweise ein **Sakrileg**?

Interpretation

Das Buch Hiob aus dem Alten Testament erzählt die Geschichte des gottesfürchtigen Hiobs, der nach einer glücklichen Lebensphase – durch Einwirkung des Teufels – immer größere Schicksalsschläge erleiden muss, die sogar seine Gottesfurcht auf die Probe stellen. Die lehrhafte Erzählung wird mit „Hiobs gesegneten Ende“ abgeschlossen, indem der alte Mann reichlich belohnt wird, sodass er „alt und lebenssatt“ starb.

In einem spielerisch-ironischen Ton wird Hiobs Geschichte im Gedicht von Valeria Koch **paraphrasiert**. Gleich die ‚Feminisierung‘ des biblischen Namens – „Hioba“ – bedeutet eine Art jugendlich freche Korrektur der Heiligen Schrift im Zeichen der Emanzipation. Auch die Frauen – wie z.B. auch die Dichterin – können nämlich von Gott/vom Schicksal geplagt werden. Hier geht es aber gewiss nicht um eine richtige Heimsuchung wie bei dem Hiob, denn die „Klage“ bezieht sich schließlich auf die „Folge / [der] ausschweifenden Tage“. Es wird ferner auch nicht verraten, was „diese Plage“ eigentlich bedeuten soll. Mit einer beinahe familiärer Unmittelbarkeit und einem **burschikosen** Mut provoziert das lyrische Ich den Allmächtigen.

Denn die ausgelassene Ironie und der kecke Übermut setzen alles in eine profane Zweideutigkeit: sowohl die christlich-religiöse These, dass Gott alle Sünden, wenn sie bereut werden, vergibt, als auch die Ergebenheit und Fügsamkeit angesichts des Allmächtigen.

Ironie bedeutet hier allerdings nicht die einfache rhetorische Figur, d. h. das Gegenteil des Gesagten, sondern drückt viel mehr die komplizierte und oft sehr widerspruchsvolle Beziehung des Menschen zu Gott aus, in der Gottesfurcht und zweiflerische Gegenüberstellung gleichermaßen vorhanden sind. Diese Mehrdeutigkeit zeigt sich auch in der Struktur des Gedichtes. Während nämlich der gewagte Ton und die selbstsichere Wortwahl, die auch durch den leichten Rhythmus und den schlagerartigen Wohlklang der Paarreime (klage – Plage, meine – Deine, döse – Böse usw.) unterstützt werden, vom Selbstbewusstsein des Ich zeugen, wird dieser Übermut durch die Textrhetorik zugleich relativiert. Denn die Reihenfolge der dem Herrn vorgetragenen Aussagen zeigt eine sichtbare Selbstaufgabe angesichts des Schöpfers – zumindest auf der semantischen Ebene. So beginnt der Text mit der

„Klage“ (1. Strophe), die in doppeltes Versprechen hinübergeht: „Ich bleib Deine“, „ich döse / wenn das Böse / kommt, nicht weiter“ (2. und 3. Strophe), und mit einem Preislied abgeschlossen wird (4. Strophe). Die Huldigung – „Herr, ich preise / Deine Weise, / mir es weise / beizubringen, wie Du liebst“ – kann auf verschiedene Weise gedeutet werden. Einerseits, im Sinne der biblischen Geschichte, drückt sie die bedingungslose Annahme der göttlichen Fügung, auch wenn sie Leiden dem Menschen bringt, weil die Plagen die Liebe zum Gott auf die Probe stellen. Andererseits kann in dieser Einwilligung auch weiterhin eine bestimmte (,schelmische‘) Skepsis gegenüber der göttlichen ‚Bevormundung‘ mitschwingen.

VALERIA KOCH: STEH AUF UND WANDLE!

Valeria Koch: *Steh auf und wandle!*

[Aufgaben vor der Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Forschen Sie im Internet nach dem als Titel des Gedichtes verwendete Zitat.

für Christine

Selbst, wenn die weiße, kalte Hand des Todes
heut noch den Traum deinen Nächten entreißt
selbst, wenn das Salz in den Schmerzblumenfurchen
aussickert dein Gesicht, das schöne, ausschweißt

Wenn auch nur mit Krücken
(die so sehr drücken)

Steh auf und wandle!

Komm Freude pflücken!

Selbst, wenn die Stunden wie gelähmt auf dich fallen

selbst, wenn in dir Qual und Angst widerhallen

selbst, wenn du schweigst wie im Fleisch dir Metall

selbst, wenn verkrüppelt dir vorkommt das All

Steh auf und wandle!

Sieh, der morsche Baum blüht – als Beispiel für
Hoffnung

Steh auf, hinfällige Gestalt

wandle emporschauend, schon findest du Halt
auf Erden

langsam auftauen die steifen Gebärden

sobald in deinem Auge die Sonne erstrahlt

Du hast uns an deiner Seite

Steh auf und wandle!

Es ruft dich die Weite

(1978)

[Aufgaben zur Textbearbeitung \(klicken Sie hier\)](#)

1. Was ist der Sinn/das Wesen der **Profanierung** des biblischen Themas?
2. Markieren Sie im Gedicht die Gesten der liebevollen Hinwendung an den kranken Menschen.
3. Markieren Sie im Gedicht die Worte der Hoffnung und des Trostes.

Interpretation

Der Titel des Gedichtes ist ein Zitat aus der Bibel. Im Evangelium nach Johannes (5. 1-8) wird die wunderbare Heilung eines Kranken erzählt:

1 Darnach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. 2 Es ist aber zu Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der auf hebräisch Bethesda heißt und der fünf Säulenhallen hat. 3 In diesen lag eine große Menge von Kranken, Blinden, Lahmen, Abgezehrten, welche auf die Bewegung des Wassers warteten. 4 Denn ein Engel stieg zu gewissen Zeiten in den Teich hinab und bewegte das Wasser. Wer nun nach der Bewegung des Wassers zuerst hineinstieg, der wurde gesund, mit welcherlei Krankheit er auch behaftet war. 5 Es war aber ein Mensch daselbst, der achtunddreißig Jahre in seiner Krankheit zugebracht hatte. 6 Als Jesus diesen daliegen sah und erfuhr, daß es schon so lange Zeit mit ihm währte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? 7 Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich, wenn das Wasser bewegt wird, in den Teich befördert; während ich aber selbst komme, steigt ein anderer vor mir hinab. 8 Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und wandle! 9 Und alsbald wurde der Mensch gesund, hob sein Bett auf und wandelte.

Das Gedicht von Koch zitiert gleich schon im Titel die berühmten Worte Christi, mit denen er den schwerkranken Menschen heilt. Sie werden im Text viermal wiederholt und unterstreichen damit die Botschaft des Gedichtes. Aber nur diese Schlüsselworte – „Steh auf und wandle“ – sind in der Bibel und im Gedicht gemeinsam, alle wesentlichen Momente sind in den beiden Texten unterschiedlich. Die wichtigste Abweichung bedeutet die Profanierung der Umstände. Profanierung heißt Entweihung, Verweltlichung – in diesem Fall wird die **sakrale** Gestalt Christi in eine menschliche verwandelt, denn seine Rolle übernimmt quasi das **Textsubjekt**, das hier den kranken Menschen anspricht. (Nach der Widmung – „für Christine“ – gilt diese tiefsinnige Ermutigung einer Frau.) Der zweite große Unterschied kommt aus dem ersten. Während nämlich die Anforderung Christi die sofortige Heilung des Kranken zur Folge hat, d. h. dem göttlichen Befehl die wunderbare Wirkung unmittelbar folgt, stellt dieselbe Aufforderung im Gedicht eher eine flehende Bitte an die geliebte Person dar. Gerade deshalb beginnt das Werk nicht mit dieser kategorischen Äußerung, sondern mit einer Reihe von Argumentationen, die versuchen, den Bettlägerigen zu überzeugen, nicht aufzugeben.

Die ganze Struktur der Textrhetorik dient diesem Überredungsakt. Die wiederkehrende Wendung „selbst, wenn“ leitet zwar die Aufzählung von den trostlosen Umständen ein, die den Kranken plagen, doch formulieren die Einwände das ‚Dennoch‘ fürs Leben: „der morsche Baum blüht – als Beispiel für / Hoffnung“; „wandle emporschauend, schon findest du Halt / auf Erden“; „Du hast uns an deiner Seite“. Auch wenn wir wissen, dass die zärtliche Hinwendung an die Leidenden und

die flehenden Worte oft nicht, und vor allem nicht unmittelbar, ‚Wunder‘ bewirken, stellen sie die einzige Chance dar, unser Leben auch in der Not menschlich zu gestalten. Die höchste Leistung des Gedichtes steckt deshalb darin, dass es die oft zitierte Textstelle aus der Heiligen Schrift in humane Gesten der (allgemeinmenschlichen) Liebe umwandelt. Denn die Liebe, deren **Inkarnation** in der christlichen Religion Christus ist, bedeutet die Erlösung – auch für die Nichtgläubigen.

TEXTSAMMLUNG

I. GESCHICHTE UND HEIMAT

Christina Arnold: *Unser Tisch*

Er saß oft in der Küche, bei einem Glas Wein, mit dem Ellbogen auf der Tischplatte und der linken Faust unterm Kinn grübelte er vor sich hin. Der Tisch war immer gedeckt, damit man nicht sah, wie alt er schon war. Sonntags kamen sogar ein extra Tischtuch drauf und auch eine Vase. Zu Weihnachten schmückte den Tisch immer ein Apfel mit einer Kerze drin, die mit kleinen Fichtenzweigen dekoriert war. Der Tisch war ein Mittelpunkt im Haus. Drum herum saß die Familie, aber nicht nur beim Essen, sondern auch wenn Gäste kamen oder Feierlichkeiten begangen wurden. Der Tisch war schon sehr alt und wurde deswegen bereits einmal aus dem Haus verbannt, genau wie die Besitzer selbst.

Als das Haus damals fertig war, bekam die Hausfrau einen neuen Tisch, einen richtig schönen, einen traditionellen Familientisch. Die Familie war nicht reich, aber der Tischler war ein Verwandter. Zwar kein enger Verwandter, aber Verwandtschaft wurde damals viel ernster genommen als heute, so kriegten sie den neuen Tisch sehr günstig. Der alte kam in die Scheune, das Stückchen Familiengeschichte wurde in die Ecke geschoben, nun saßen Hühner drauf, Arbeitskleidung und leere Säcke haben darauf überwintert. Von der Ecke aus betrachtete der Tisch die Familienmitglieder und vegetierte ohne richtige Aufgabe einfach so vor sich hin.

Der Tisch weilte aber nur wenige Jahre in der Scheune. Bis die Familie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zusammenfand und zu Hause ankam, war das Haus leer. Schränke, Betten und das Vieh, alles war weg. Kleider, Bettzeug, Tischtücher, alle Wertsachen waren gestohlen, alles Eßbare und Tragbare war verschwunden. Nur in der Scheune blieb ein "Familienmitglied" übrig, den alten Tisch mit den gedrechselten Beinen, mit aufklappbarer Tischplatte und den alten Holznägeln wollte keiner haben. Weinend beugte sich das Familienoberhaupt über sein Erbstück und trug es behutsam wieder auf seinen alten Platz. Schwere Jahre erlebte die Familie, aber beim Tisch fand sie immer zusammen.

Die Jahre vergingen und die Glanzzeit des alten Tisches war dann wieder vorbei. Die Rolle des einzig Übriggebliebenen mußte er dann wieder gegen die Rolle des Überflüssigen eintauschen.

„Sel mesch zamschneide?“ fragte der Hausherr seine Frau. Sie sah den Tisch an und mit Tränen in den Augen erinnerte sie sich wieder an die schlimme Zeit. „Naa, laß es ganz, we waaß, was noch kimmt, tu mesch uf ten Pode stelle“, sagte sie und streichelte noch einmal liebevoll über die Tischplatte.

Der Dachboden wurde in den folgenden Jahrzehnten öfters umgeräumt, entrümpelt und aufgeräumt, unnötiger Plunder wurde entsorgt. Nur der Tisch stand folgsam in einer dunklen Ecke und verbarg in seiner Schublade viele, viele Geschichten. Über ihn gebeugt erlernten mehrere Generationen Lesen und Schreiben, auf dieser Tischplatte präsentierte die Hausfrau täglich ihre traditionellen Kochkünste, und sogar Hochzeiten erlebte der Tisch. Nun spielte die Musik ohne ihn weiter, und es konnte von da oben nur erahnt werden, wie sich die Welt inzwischen veränderte.

Heutzutage ist „alt Zeich“ – wie das die Oma nannte, wieder modisch, die Buben gehen oft auf den Dachboden, um nach alten "Schätzen" zu suchen. So wurde auch der alte Tisch nach etwa fünfzig Jahren entdeckt. Mit neuer Lackierung zwar, aber mit denselben Erinnerungen in den Löchern und Furchen dient er nun der fünften Generation. Die alte Tischplatte bedeckt eine durchsichtige Tischdecke, denn jetzt will man jeden Kratzer, jedes eingerissene Holzstück sehen. Der Tisch überlebte längst seine ersten Besitzer und steht als Zeuge der Geschichte wieder im Mittelpunkt einer Küche und hofft nur, dasselbe nicht noch einmal durchmachen zu müssen wie die Besitzer selbst.

2003

Klara Burghardt: *Kastanienbäume*

Kastanienbäume –
Statuen der Erinnerung.

Hoch,
mächtig,
stolz, doch flüsternd,
wie die Bauernbuben,
die – ihre Heimat schützend –
in den Tod marschierten.

2003

Koloman Brenner: *Inschrift*

Da sind wir wieder in den Boden
gestampft und gebrandmarkt aber
Da sind wir wieder zwar sind Viele
verlorengegangen und übergelaufen
Da sind wir wieder obwohl argwöhnische
Augen noch immer grunzen im Hintergrund
Da sind wir wieder und das Laufen
macht Spaß auch mit geschwundenen Muskeln
Da sind wir wieder mit angeschwollenen
Augen vom Weinen und mit zittrigen Knochen
Da sind wir wieder und manchmal werden
die Waggons erwähnt und die Verwandtschaft

Da sind wir wieder als wacklige Brücke
zwischen Vater- oder eben Mutterland
Da sind wir wieder ab und zu erhobenen
Hauptes obwohl dies noch auffällt
Da sind wir wieder die Wörter suchend
die von Großmutter so leicht gesprochen wurden
Da sind wir wieder so langsam satt von
Besserwisserei und vom Schachfigurendasein
Da sind wir wieder wie Maulwürfe auf frischer
Luft von der Flut herausgeschwemmt
Da sind wir wieder und unsere Augen
funkeln im graugrellen Sonnenschein
Da sind wir wieder und ballen
zeitweise mit der Fränkin die Faust
DA SIND WIR WIEDER vom Aussterben
bedroht wie eine Grabinschrift der Ahnen
1994

Claus Klotz: *Das Zweiglein (Ungarndeutsche Lesebuchgeschichten à la Borchert)*
Das Zweiglein brach ab. Niemand sah es, nur der Gärtner. Die Adern pumpften noch
Blut bis zur Wunde. Aber das Zweiglein wurde immer dürrer. Und der Gärtner war
traurig.

*

Als wir die Urheimat verließen, hatten wir noch keine Heimat. Wir hatten nur Dörfer,
Städte und Heime. Wir zogen nach Osten und bauten uns Heime. Wir zogen
freiwillig, man hat uns gerufen. Später hatten unsere Brüder aus deutschen Landen
eine Heimat. Mit Feuer und Eisen. Jene Heimat war aber nicht mehr die unsrige. Wir
waren aber Deutsche und wußten die Sprache unserer Väter zu bewahren.

*

Es kam die Not. Gegen uns wurden Soldaten geschickt. Sie sprachen deutsch wie
wir. Wir griffen zu den Waffen und kämpften für unsere neuen Heime. Zusammen mit
den Magyaren gegen sie. Auch wir erkämpften uns unsere Heimat: das Ungarnland.

*

Es kamen wieder die Not, wieder die Soldaten. "Ihr seid Deutsche, sollt auch ganz
deutsch werden!" Was müssen wir tun? "Schreit: Heil Hitler!" Und viele von uns
haben es geschrien. Man zog wieder gen Osten.

*

Als die Soldaten, und die, die mitgeschrien haben, aus tausend Wunden blutend
zurückmarschierten, befahlen sie:

"Kommt mit!"

"Wohin?"

"In die Heimat. Hier wird man euch erschlagen."

Aber wir wußten, sie haben weder Heimat noch Heim.

Noch hatten wir sie.

*

Als die Soldaten und einige von uns abzogen, kamen andere Soldaten. Sie zogen gen Westen. Nach ihnen kamen Fremde. Sie hielten eine Karte in der Hand. Darauf waren unsere Dörfer mit rotem Stift angekreuzt. Da gab es Jammer und Weh. Mutter und Kind, Schwester und Bruder, Bruder und Bruder wurden getrennt.

“Aber wir haben doch nichts getan!”

“Ihr seid Deutsche”, war die Antwort. Und viele von uns mußten Heim und Heimat verlassen.

*

Vorige Woche frug ich einen blonden Jungen auf der Straße in einem unserer Dörfer:

“Wie heißt du?”

“Eichard István.”

“Bist du Deutscher?”

“Nein. Nur mein Großvater und meine Großmutter waren es.”

*

Das Zweiglein brach ab. Niemand sah es, nur der Gärtner. Die Adern spritzten noch Blut zur Wunde, aber das Zweiglein wurde immer dürre. Und der Gärtner war traurig.

1984

Claus Klotz: *Hopsa, Liesel*

Schreibtischakten

Zahlen, Fakten,

Tanzen, Singen,

Nabelschau.

Schaffe, schaffe Häuslebau.

Nur Mut,

ihr Ungarndeutschen!

Alte Weise,

Deutschlandreise,

Stiftungspreise.

Hopsa, Liesel,

D-Mark-Rieseln,

Nur Mut,

ihr Ungarndeutschen!

Kluge Reden,

Brötchenfehden,

Kampf um jeden.

Demokratie,

so war sie noch nie.

Nur Mut,

ihr Ungarndeutschen!

Heimatorte,

Neue Pforte,

Reformworte,

Volkstumskampf.

Schmeckt uns doch die Sauerampf!

Nur Mut,
ihr Ungarndeutschen!
Deutsche Predigt,
Deutsches Edikt,
Deutsches Verdikt.
deutsches Deutschtum
deutsches Boom-bum.
Nur Mut,
ihr DEUTSCHE IN UNGARN!
Budapest, Dezember 1988

Valeria Koch: *Bekenntnisse eines Birkenbaumes*

Immer schon wollte ich Mensch sein.

Kurz danach, daß mich ein großherzig-seltsamer Mann auf dem Hügel voller Trauben und Sonnenschein neben seinem prächtigen Weinkeller angepflanzt hatte, daß mich die süßen Septemberlüfte und die lauen Regentropfen brüderlich-schwesterlich schmeichelnd anregten, meine Wurzeln der Mutter Erde und meine Äste Vater Sonne anzuvertrauen, begann ich und in mir eine namenlose Sehnsucht zu wachsen. Ich dachte, es geht allen Bäumen und Lebewesen auf dem Hügel und im Tal, wohin ich tagtäglich leichter und bequemer hineinblicken konnte, so, ich dachte sogar, es sei natürlich, wie Grillengezirpe und Blumenstille natürlich sind, mit einer namenlosen, plagend-schönen Sehnsucht heranzuwachsen, im Kreise aller anderen ähnlichen Wesen, die genauso empfinden wie ich. Glückliche war und wuchs ich dieses Glaubens, genoß des Herbstes Freigebigkeit, und kam der Mann, der mich gepflanzt, in den Keller, um Wein, Kartoffeln und Grünzeug nach Hause zu bringen, kam er zuerst und vor allem immer zu mir. „Schön bist, kleine Birke, und kräftig, ich will, du sollst mich überleben“, sagte er, und mir wurde warm dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, wollte dem Mann etwas Nettes sagen, vielleicht ein Dankeschön fürs Leben, stand aber nur still und bleich da, und mir wurde schwer dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, und ich ließ vor Traurigkeit und Liebe einige meiner vergilbten Blätter fallen. „Es herbstelt“, sagte der Mann nachdenklich und hob einige meiner Blätter von der Erde, steckte sie in die Hosentasche und ging. Da wurde es mir plötzlich klar, was mir fehlt: Ich wollte, ich wäre Mensch wie er. Wie gerne hätte ich ihn getröstet! Wieviel hätten wir einander zu erzählen! Er über Frau, Kinder, Leben im Dorf, ich über Ameisen, Johanniskäfer und Sonnenblumenliebe. Wie schön wäre es, Mensch zu sein!

Den Winter hindurch schlief ich unter einer weißen Decke, träumte von einem Erwachen als Mensch. Im Vergleich zu den anderen Bäumen erwachte ich ziemlich spät – ich wollte tiefer und länger schlafen, um sicherer Mensch zu werden. Damals noch stellte ich mir das Menschwerden als einen möglichen, wohl aber langen und komplizierten Prozeß vor. Eingeschlafen bin ich in der Hoffnung, im Frühling eine umgekehrte Philemon-und-Baucis-Verwandlung zu erleben. Statt dessen habe ich mein Überleben nach der großen Enttäuschung erleben und überdenken können. Erstaunt stellte ich fest, wie hoch ich bin, wie stark ich mich fühle, wie weit ich ins Tal hinuntersehe. Ich hörte ein Bächlein rauschen, der Amseln Pfeifkonzert, bewunderte die Eleganz der bescheiden-schönen Veilchen neben meinem Stamm im Gras,

betrachtete die emsige Arbeit der aufs Feld ausgeschwärmten Frauen. Gegen Abend kam mein Anpflanzer, sah mich mit strahlenden Augen an, „bist ein schöner Baum geworden“, sagte er, und ich fühlte mich zum erstenmal in meinem Leben wohl als Baum.

Bis zum Herbst schien mir, meine Sehnsucht nach dem Menschentum stillen, manchmal sogar beseitigen zu können. Ich war jung, schlank und wurde von den Menschen schön genannt. Gegen September kam der Sohn meines Anpflanzers zum Keller. Schon von weitem erkannte ich ihn, obwohl ich ihn nie zuvor gesehen hatte. Er war fünfundzwanzig, hatte ein offenes, sensibel-schönes Gesicht. Als er im Kommen den Keller und daneben mich erblickte, blieb er stehen und betrachtete uns. Sein Gesicht leuchtete wie die Spätsommersonne am klaren Himmel. Er kam näher und ließ sich im Gras nieder. Sein Blick schmeichelte über mein Laub, und als er ging, streichelte er mit der Hand zärtlich meinen Stamm. „Du bist so schön, kleine Birke, wie meine Braut, die jetzt krank ist. Du bist so weiß, so still wie sie im Krankenbett. Gott behüt' euch beide.“ Plötzlich spürte ich wieder, wäre ich Mensch, könnte ich ihn beruhigen, seiner Liebsten helfen. Unruhig und traurig war ich in diesen Tagen, unsicher und trostlos. Milde Sonne, leichte Lüfte, kühles Mondlicht waren besorgt, versuchten, mich zu heilen. Das sahen die Nuß- und Zwetschgenbäume, die auch zum Keller meines Anpflanzers gehörten, und begannen vor wilder Eifersucht zu sausen und brausen. „Schämst dich nicht, nutzlose, fruchtlose, eitle Dirne! Auf deine leere Schönheit wird gepfiffen! Verrückt ist der Alte, der dich angepflanzt, verrückt sein Sohn, der dich verwöhnt. Schau unsere Früchte, sieh, wie nützlich wir sind, verdorre, du blasse Dirn'!“ zischten sie, und ich war nah am Zusammenbruch, weinte Tränen, die meine Blätter verbrühten, und am Morgen, als mein Anpflanzer mit seiner Familie zum Keller kam, um die Weinlese vorzubereiten, stand ich blätterleer und bewegungslos.

Während der vergangenen zwanzig Jahre habe ich oft gedacht, welch Glück, daß ich damals ebenso wie heute ein angewurzelter Baum war und nicht ein Nervenbündel, das Mensch heißt, der ich immer sein wollte. Als Mensch hätte ich gewiß wie ein zu Unrecht angegriffener, verletzter und verzweifelter Mensch gehandelt. Vielleicht hätte ich mich getötet, vielleicht die eifersüchtigen Bäume mit der Axt umgehauen oder in Brand gesteckt. Mensch sein ist manchmal gefährlich. Und dennoch! Außer dieser Nacht kenne ich keinen Augenblick, in dem ich nicht lieber hätte Mensch sein wollen. Mensch, der gehen, schaffen, lieben, denken, Kinder und Freunde haben kann und nicht nur dahinvegetiert, schön aber nutzlos wie ich. Ist schön wirklich nutzlos, hätten die Nuß- und Zwetschgenbäume recht? Erwinnere ich mich an die selbstvergessene Freude der beiden Enkelkinder meines Anpflanzers, die lange glückliche Stunden zwischen meinen Ästen kletternd, in meinem Schatten ruhend, meine Blätter sammelnd, verbrachten, so, daß sie dabei immer wieder meine eigenartige Schönheit priesen, weiß ich, daß die eifersüchtigen Bäume nicht recht haben können. Naturwidrig ist freilich schon, daß ich so allein, so völlig a n d e r s bin als die Bäume auf dem Hügel und im Tal, die ich zu sehen bekomme. Oft stelle ich mir die mächtigen russischen Birkenwälder, über die mir mein Anpflanzer erzählte, vor: Wie schön doch ihr gemeinsames Rauschen und Gedeihen, ihre Stille im endlosen Schnee sein mag. Sie sind sogar nützlich: Sie verbessern den Boden, reinigen die Luft, man verwendet ihr Holz, ihre Rinde und Früchte.

Am liebsten aber wäre ich immer noch Mensch. Seit einigen Wochen schon sah ich meinen Anpflanzer nicht. Als er zuletzt hier war, um sich ein wenig umzuschauen, denn weder Wein noch sonst was lagert er schon seit Jahren im kühlen, großen Keller, da er schon gealtert, bemerkte ich, daß ihm nicht wohl sei. Langsam, mit kurzen, zögernden Schritten kam er des Weges, dann trendelte er um den Keller, der genauso alt und unbeholfen aussah wie er, und bevor er ging, kam er auch zu mir. Wie klein mir der einst starke, stolze Mann vorkam! Weiß wie meine Rinde war sein Haar! An meinen Stamm gelehnt, was er nie zuvor getan hatte, betrachtete er den blühenden Hotter. Er nickte: „Ja, ja, alles grünt und tönt wieder, nur dein Herz, Alter, will davon nichts mehr wissen.“ Wieder spürte ich, mir tut es dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, weh, und ich wurde auf einmal sehr traurig. Ob es der Alte bemerkte?

Möglich, denn er streichelte meinen Stamm wie vor vielen Jahren seine Pferde und sagte tröstend: „Hauptsache, du überlebst mich, Birke. Kopf hoch und weiterwachsen!“ Dann ging er, und ich bleibe wie immer und warte. Wär' ich Mensch, könnte ich ihn besuchen, ihm über Birkenwälder erzählen, was er mir erzählt, aber auch weiteres, denn wär' ich Mensch, könnte ich, wüßte ich vieles, vielleicht sogar alles! Heilen würde ich ihn, und stürbe er trotzdem, könnte ich ihn begraben und seinem Urenkel über ihn erzählen. So aber stehe ich da und warte, und dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, schmerzt es mich immer mehr.

Herbst ist's wieder, kalte Regen fallen, der Keller steht vereinsamt und öde da. Im Sommer noch ist mein Anpflanzer gestorben. Seine Frau, ein altes, kleines Weibchen mit trauriger Stimme, hat es mir gesagt. Vor kurzem war sie da, begleitet von einem jungen Paar, der Enkelin meines Anpflanzers mit ihrem Mann. Er betrachtete den Keller und mich mit kaltem, sachkundigem, geübtem Blick, und ich begann plötzlich, mich zu fürchten. Wieder wollte ich, wär' ich Mensch, könnte ich davonlaufen, sofort, bevor es zu spät. Ich hörte Worte wie „renovieren“ und „umhauen“, und schon sah ich einen modernisierten, elektrifizierten, fremden Weinkeller und einen Haufen Birkenholz – das, was von mir bleibt – vor meinem inneren Auge. Alle meine Ästchen zitterten. Da erklang die helle Stimme der Enkelin meines Anpflanzers: „Der Baum steht nicht im Weg. Er bleibt. Warum? Weil er einst mein Spielkamerad war. Weil er den Keller vom Norden her beschützt. Weil er schön ist. Und ... und überhaupt, weil er so m e n s c h l i c h aussieht, da schau mal!“ Und sie kam zu mir, tastete auf dem Stamm mit den Fingern ein Herz dorthin, wo auch die Menschen das Herz tragen, streichelte mir Formen von Augen, Mund und Nase auf meine Rinde, nannte mein vergilbtes Laub goldenes Haar und warf mir schließlich Küsse zu. Dann lief sie zu ihrem Mann, der ihr lächelnd zusah und „Oma! Oma!“ rief, und als die kleine Frau endlich herbeischlurfte, standen sie zu dritt mir gegenüber, und wir gehörten zusammen.

1977

Valeria Koch: *Gedenkzeilen über die Vertreibung*

Man hat uns betrogen, vertrieben,
wir wollen vergeben den Trieben
belogener Freunde und Feinde:
Vertrauen bestrahlt die Gemeinde.

*

Wir feiern mit leisen, versöhnenden Tönen,
gedenken des Schicksals von Vätern und Söhnen,
von mißbrauchten Kindern, die wir damals waren,
wir wollen der Zukunft jeden Haß ersparen.

*

Nie wieder Verirren im Dschungel der Gewalt,
vergebet dem Nächsten, der Unheil gestiftet,
stoppt schon den kleinsten Haß und sagt rechtzeitig Halt,
lebt friedlich; bei Gott wird der Feind streng gerichtet.
Februar 1996

Alfred Manz: *Bilanz um die Jahrtausendwende*

Sprachverwurzelt
schafften noch unsere Großeltern.
Sprachlos,
in Traditionen verwurzelt
schufteten unsere Eltern.
Entwurzelt
lernen unsere Kinder
wieder –
Hochdeutsch.
2000

Alfred Manz: *Im Schatten des Balkankrieges*

Variationen I.
(*Familienchronik aus dem 20. Jahrhundert*)
Urgroßvater
starb 1914 in Serbien den Heldentod
Großvater
erlag in Rußland der Hungersnot
Vater
geprügelt in Gakowo, ohne Brot
Ich
verfolge besorgt die Nachrichten
über den wiederholten Wahnsinn
1997/2002

Alfred Manz: *Im Schatten des Balkankrieges*

Variationen II.
(*Frauenschicksale*)
Urgroßmutter
verwitwet mit einer kleinen Tochter im Krieg
Großmutter

vertrieben,
verwitwet mit vier Söhnen im nächsten Krieg
Mutter
als junges Mädchen
verlaust, mit Schrot gefüttert
in Titos hoffnungslosem Todeslager
Ich
pflanzte auch dieses Jahr
neue Reben im Garten
1997/2002

Josef Michaelis: *Agonie*

Nach dem Zweiten Weltkrieg
wurden wir als Faschisten verschrien
dann in die weite Welt vertrieben...
Bald wurden die Vereine
der Hierbleibenden aufgelöst
dann unsere Namen geändert
dann unsere Häuser weggenommen
dann unsere Schulen gesperrt
dann unsere Priester zum Schweigen gebracht
dann unsere Bräuche verboten
dann sangen unsere Mütter keine Wiegenlieder
dann sprachen wir untereinander nicht mehr Deutsch
dann radebrechten wir unsere Muttersprache
dann ließen wir unsere Friedhöfe
verwildern
dann...
zuletzt gaben wir
unseren Glauben auf
HEUTE HABEN WIR SCHON
EIN MINDERHEITENGESETZ
Jetzt bedeuten wir dem Westen nur billige Arbeitskraft
jetzt werden wir als Touristenattraktion gezeigt
jetzt werden sich die
Gegensätze mit der Mehrheitsnation zuspitzen
jetzt säen wir wieder Uneinigkeit unter uns
jetzt verscheiden unsere
noch deutsch sprechende Großeltern
jetzt vermodern unsere Stammbäume
jetzt wir die allerletzte Wurzel herausgerissen
von uns selbst
jetzt vergeuden wir
die zurückgelegten Kreuzer unseres Erbes
jetzt verkaufen wir unsere
noch auffindbaren Volkstrachten

jetzt stehen wir splitternackt da
jetzt drehen sich unsere Ahnen im Grabe um
jetzt schnitzen wir unsere eigenen Grabhölzer
jetzt bekommen wir die letzte Ölung
Jetzt...

Jetzt atmen wir noch

Jetzt möchte ich doch hoffen...

HEUTE LERNEN UNSERE NACHKOMMEN

IM KINDERGARTEN

ALS MUTTERSPRACHE

EINE FREMDSPRACHE

Most magyarul folytassam?

(Soll ich jetzt ungarisch fortsetzen?)

1993

Josef Michaelis: *Die Räder rattern*

Räderrattern

zählt die Zeitscherben

rauchschwere

abgestandene Luft

im Viehwagen

Hinter ihnen

der Abschied -

tiefgesenkte Blicke

Gewaltmarsch

von Stall zu Stall

Güterbahnhof

Geschimpfe

dawai! nur dawai!

schrundige Lippen

wortlos

in der Ecke

Regungslose

dawai! nur dawai!

Es rattern die Räder

Tage dann Wochen

dawai! nur dawai!

Lager und Läuse

Kratzwunden Lumpen

Baracken Zäune

dawai! nur dawai!

Brotportionen

Skorbut mit Seuchen

dawai! nur dawai!

Quecksilber Quoten

steinhart der Boden

Malenkij Robot
Haut nur und Knochen
Schwankende Schatten
Jahre auf Jahre
Felder voll Toten
dawai! nur dawai!
Unwirscher Wächter
schreit
in jeder Nacht
Räder rattern
Namen
tausendmal Tausende
dawai! nur dawai!
der Schlepphund rollt
rattert und knarrt
Gleise glänzen
graue Schar
taumelt ans Tageslicht
dawai! nur dawai!
in Bergen gleißt
schwarzes Gold
Schnee glitzert
Eis spiegelt
im rauhen Rost
rattern Räder
sie knarren und rattern
und rattern
2005

Josef Michaelis: *Laufrichtung*

Meine Vorfahren
waren dort geboren
wo die Donau entspringt
Ich kam da zur Welt
wo sie nach Süden hält
An welchem Ufer
die Wiege
meines Enkels schaukeln wir?
Jeder mächtige Strom
schwemmt aber Land
in seinen Wellen mit
ergießt sich ins Meer
unsres gemeinsamen Planeten
1990

Josef Michaelis: *Nachblüte*

Der Morgen fand mich in dem Garten,
sah mich um, war in guter Laun' –
erblickte wie auf Osterkarten
die bunte Blüte auf dem Baum.

*

Ich spähe um die Furchenrinde,
betrachte still das Blätterwerk.
Wohin verschwanden Frühlingswinde?
Wozu dies' trughafte Gemerk?
„Warum gebarst du diese Blüte?
Herbstnebel reifen keine Frucht.
Lass falsche Hoffnung, deine Güte,
schon streift im Laub die kühle Luft.“
Ach! Oder hab nur ich die Meinung,
dass Kelchblätter so rasch verblühn?
Das Blühen wäre nur Erscheinung
und diese Frucht wird nimmer grün?
Den Blick locken die Kronenblätter,
ich schau sie an mit schwerem Herz:
Die Blüte trägt – im fahlen Wetter
Herbstwichte treiben ihren Scherz.
Breche dann auf, bin voller Sorgen,
mein Wesen ist von Weh erfüllt,
weiß gut, dass bald – vielleicht schon morgen –
wird dieser Stamm von Eis verhüllt.
Vor dem Kongress der Ungarndeutschen, 1983

Josef Michaelis: *Sturmvolle Zeiten*

Spülglut der Jahre
richtete in unseren Ohren
Dämme auf
gegen trübe Dogmenflut
die Deiche aber brachen
unsere Häuser stürzten ein
heimtückische Strömungen
zwängten uns in Höhlen
des Schweigens
Argusaugen der Fledermäuse
lauschten dabei
unserem verhaltenen Atem
grauer Schimmel
fand Nährboden in unseren Beugen
auf unserer Stirn
ließen sich Parasiten nieder
Die Jahre hindurch
staute sich unsere Bitterkeit

zum Bergbach
aus dem Steinsalz unserer Tränen
wuchsen Tropfsteine
auf unserer Zunge
schlug Salpeter aus
Wir warteten
wiegen uns in Launen
des Messianismus
und taten
was wir tun konnten
Noch schmerzt das Wort
1987

Stefan Raile: *Dachträume*

Es kommt vor, dass ich an jenes flache Dach zurückdenke, das zu dem Haus gehörte, wo wir, in die Stadt am Fluss vertrieben, lange zu viert ein möbelloses Zimmer bewohnten. Über einhundertzwanzig Quadratmeter groß und ein Stück höher gelegen als die meisten Bedeckungen der nächsten Gebäude, schien es mir, wenn ich, um eine Weile allein zu sein, vom Boden die schmalen Leitersprossen hochstieg, mühsam die schwere, quadratische, mit Stahlblech beschichtete Holzhaube hob und sie von oben wieder sorgsam aufsetzte, um niemand auf meine Spur zu lenken, wie ein abgeschiedenes, für andere unzugängliches Plateau. Anfangs suchte ich die zufällig entdeckte, streng verheimlichte Zuflucht vor allem auf, um mich von der Anspannung in der Schule zu erholen, wo ich durch einige der alteingesessenen Schüler, die sich von jedem Fremden, der in die überfüllte Klasse kam, beeinträchtigt fühlten, arg angefeindet wurde, und die Lehrer, ohne meine Herkunft zu berücksichtigen, viel mehr von mir verlangten, als ich aufgrund meiner mangelhaften Sprachkenntnisse während der ersten Monate zu leisten vermochte. Im nächsten Sommer, als ich die Anpassungsschwierigkeiten überwunden hatte, vollzog sich ein grundlegender Wandel. Ich empfand es nun als angenehm, durch meine Dachausflüge der bedrückenden Enge des einen Zimmers zu entrinnen, das wundervolle Gefühl ungestörter Freiheit auszukosten, den erregenden Kitzel zu spüren, der sich jedesmal einstellte, wenn ich an den ungesicherten Rand trat und in die gefährliche Tiefe lugte, den reizvollen, ungewohnten Blick auf die Stadt mit ihren zahlreichen Türmen, Fabrikschloten und Scheddächern zu genießen, ohne freilich verhindern zu können, dass meine Stimmung gelegentlich getrübt wurde, weil das Rathaus mich an die Jungen erinnerte, die mich, sobald sie in mir einen Zugezogenen erkannt hatten, hinterhältig überfielen und in den Springbrunnen stießen, das Villenviertel unterhalb des Napoleonberges mir bewusst werden ließ, wie das blonde Mädchen, obwohl ich, als ich unaufgefordert den Garten mit dem Schwimmbecken betrat, lediglich menschliche Nähe suchte, kaltherzig den Hund auf mich hetzte. Noch fester aber als die unliebsamen, ernüchternden Anfangserlebnisse nisteten in meinem Gedächtnis jene Geschehnisse, die mich auf dem Dach so stark wie an keinem anderen Ort bedrängten. Dabei blieb es sich gleich, ob ich in dem spröden Gras lag, das aus der Erdschicht wuchs, die man im Krieg, um bei Bombenangriffen die Brandgefahr zu mindern, aufgebracht hatte, oder ob ich,

meinen Rücken im Sitzen an den Schornstein gelehnt, dorthin schaute, wo bei guter Sicht am südöstlichen Horizont die dunklen Gipfel des Riesengebirges den blassblauen Himmel auszackten.

Während die Straßenlaute, die nach oben drangen, zu einem schwachen Rauschen verkümmerten, glitten meine Gedanken über die Kuppen hinweg bis in das vertraute Dorf am Rande der Puřta, und neben den Eindrücken, die mir, sobald mich die Erinnerung überfiel, ständig erschienen, tauchten auch Bilder auf, die sonst ausblieben: der ein Stück vom Ort entfernte Teich, wo ich öfter mit Edit, der Nachbarstochter, badete und mich manchmal, um sie zu beeindrucken, ins flache, schilfige Wasser stellte, bis sich mehrere Blutegel an meinen Waden festsaugten, das kleine, rohgedeckte Haus der hutzeligen, zahnlosen Pipa-Lisi, die meist, wenn ich auf dem Schulweg vorbeiging, am Fenster saß, genüsslich ihre langstielige Pfeife rauchte und mir zuweilen mit zittriger Hand eine Münze herausreichte, für die ich mir Bonbons oder ein Eis kaufen konnte, unser großer Kirschbaum, aus dessen schaukelndem Wipfel ich die dunkelroten Früchte in einen von Großmutter hochgehaltenen Korb pflückte, die schmale, mit Mais bestandene Fläche hinter dem Anwesen des alten Klock, wo mich Maria, seine Enkelin, wenige Tage, bevor der Gendarm uns zum Packen zwang, mit ihren warmen, weichen Lippen küsste, das Fasanennest neben der Weingartenhütte, aus dem die halbflüggen Jungen, als Betyár sie mit lautem Kläffen aufstöberte, verschreckt wegflatterten.

Wenn ich dann, derweil die Autos unten wieder brummten, die Straßenbahnen ratterten und die Kinder lärmten, enttäuscht die Wirklichkeit erfasste, tröstete mich der durch meine Eltern genährte Glaube, dass wir eines Tages heimkönnten in das Dorf, von dem ich, ins Gras gestreckt oder an den Schornstein gelehnt, so sehnsüchtig träumte. Später, als ich mich mit den aufgezwungenen Umständen abzufinden begann, und die Erkenntnis nicht mehr so schmerzte, wie es früher der Fall gewesen wäre, begriff ich, dass ich mich einer törichten Hoffnung hingegeben hatte, kein Weg zurückführte.

Warum meine Sinne auf dem Dach das für immer Verlorene jedoch stärker heraufbeschworen als anderswo, kann ich mir bis heute nicht erklären. Lag es daran, dass mein Blick so weit reichte, und der ferne Ort dadurch scheinbar näher rückte? War es die Sonne, die mich, wenn sie durch eine Wolke verdunkelt wurde, an jenen Morgen erinnerte, als sie sich urplötzlich geheimnisvoll verschleiert und das nahende Unheil angekündigt hatte? Oder bewirkte es gar das spärliche, dünnhalmige Gras, das, durch den dauernden Wassermangel allzeit vergilbt, so aussah wie daheim an den Wegrändern, wenn lange kein Regen gefallen war?

Stefan Raile: *Der Musiklehrer*

Während meiner Schulzeit, in der es einen folgenreichen Einschnitt gab, weil wir, als ich die dritte Klasse abgeschlossen hatte, aus der Batschka nach Sachsen vertrieben wurden, unterrichteten mich viele Lehrer, von denen mir nur wenige gut, weit mehr mittelmäßig und die übrigen schlecht erschienen. Wenngleich ich zu letzteren den Musiklehrer zähle, der in der neuen Schule tätig war, die ich anfangs mit zwiespältigen Gefühlen aufsuchte, hat er mir, glaube ich, in jenem für mich schwierigen Abschnitt am meisten geholfen, ohne dass es in seiner Absicht lag.

Ich erinnere mich noch genau, wie Mutter mich am ersten Schultag begleitete und zum Direktor führte, der lange in meinem Zeugnisheft blätterte, das ihn sichtlich irritierte, da er nicht ungarisch konnte und deshalb größte Mühe hatte, die Wortnoten zu deuten. Endlich hob er den Blick, musterte nachdenklich meine Mutter und fragte: „Der Junge spricht wohl gar nicht deutsch?“

Mutter ahnte, was sich hinter seiner Vermutung verbarg. Um zu verhindern, dass ich vielleicht zurückgestuft würde, erwiderte sie nachdrücklich: „Doch, doch, er spricht scho deitsch.“

So gelangte ich, scheinbar normal, in die vierte Klasse, was mich aber bald in arge Schwierigkeiten bringen sollte. Ich war der sechsunddreißigste Schüler und setzte mich auf den einzigen freien Platz in der vorletzten Bankreihe. Obwohl der Deutschlehrer, ein noch junger, durch eine schwere Kriegsverletzung verbitterter Mann, ziemlich weit entfernt war, hörte ich ihn deutlich, weil er sehr laut sprach, verstand jedoch fast nichts. Im bald folgenden Diktat schrieb ich die Wörter so, wie es nach den ungarischen Lautverbindungen erforderlich gewesen wäre, aber als wir die Arbeiten zurückerhielten, stellte ich bestürzt fest, dass ich kaum etwas richtig hatte. Die erste Fünf meines Schülerlebens blieb nicht die einzige. Ich versagte auch im zweiten Diktat und begann, darunter zu leiden, die Anforderungen nicht wie früher erfüllen zu können. Mich bedrückte, dass einerseits den Lehrer meine Nöte offenbar gleichgültig ließen, andererseits weder meine Eltern noch meine Großmutter imstande waren, mich ausreichend zu unterstützen. Die Einsicht, allein dazustehen, entmutigte mich, und wer weiß, wie es ausgegangen wäre, wenn es den Musiklehrer nicht gegeben hätte, durch den ich mich anfangs allerdings gleichfalls gedemütigt fühlte. Der schwächliche, fast kahlköpfige Mann mit der dickglasigen Hornbrille teilte die Klasse in Sänger und Brummer. Da ich nicht in der Lage war, eines der gewünschten Lieder vorzusingen, ordnete er mich der zweiten Gruppe zu, die ungefähr zehn Schüler umfasste. Wir mussten während seiner Stunde stumm in der hintersten Reihe sitzen, um den makellosen, zweistimmigen Gesang der anderen nicht zu beeinträchtigen.

Sobald der Musiklehrer merkte, dass wir vor Langeweile unruhig wurden, ließ er uns fortan vor seinem Unterricht aus der Schulbibliothek jeweils ein Buch holen. Wegen des Umschlagbildes, das durch seine Fremdartigkeit meine Neugier weckte, wählte ich „Robinson Crusoe“ aus und las darin, derweil die Mehrheit weitere Lieder erlernte, mit wachsender Anteilnahme. Schließlich fesselten mich die Geschehnisse so sehr, dass ich beinahe meine Umgebung vergaß, den Gesang nur noch wie ein feines Summen wahrnahm, dafür aber die geheimnisvolle, gefahrenreiche Insel sah und miterlebte, was Robinson widerfuhr. Ich übertrug die Handlung auf meine Lage und wollte die Schwierigkeiten, die ich hatte, so gut meistern, wie Robinson die Hindernisse überwand, denen er auf Schritt und Tritt begegnete.

Meine Phantasie war rege genug, um das, was ich anfangs nicht verstand, auszugleichen. Mit der Zeit vermochte ich nicht nur, jedes Wort mit dem richtigen Sinn zu erfüllen, sondern prägte mir ebenso unterbewusst ein, wie es geschrieben wurde, und so kam es, daß sich meine Diktate immer mehr verbesserten, bis ich nach etlichen Monaten wieder Einsen und Zweien wie früher erhielt.

Wenn der Abschnitt auch weit zurückliegt, habe ich ihn nicht vergessen, und manchmal frage ich mich, warum ich dem Musiklehrer, den ich später aus den Augen

verlor, nie offenbarte, was er ungewollt bei mir bewirkte. Scheute ich den Schritt, weil der Mann mir durch seine ungewöhnliche Maßnahme auf einem Gebiet zwar unbestreitbar geholfen, auf dem anderen aber meine Möglichkeiten nachhaltig gemindert hat?

Stefan Raile: *Die Melone*

„Kommt Ende Juli“, schrieb Teri, „dann werden unsere Melonen reif sein.“

Sie hoffte, mit der Ankündigung meine Vorfreude zu steigern, konnte nicht ahnen, dass es besser gewesen wäre, jede andere Frucht zu erwähnen, nur die Melonen nicht, weil es damit eine besondere Bewandnis hatte, es jenes nachhaltige Erlebnis gab, das mich, obwohl es so weit zurücklag, noch immer beschäftigte.

Im Krieg und kurz danach hatten wir alle Gefahren glimpflich überstanden, nicht zuletzt durch Teris Vater, der unserer Familie freundschaftlich verbunden war, sich als Nachkomme von Schokätzen mit den jugoslawischen Partisanen und den Rotarmisten zu verständigen vermochte, dadurch rechtzeitig von ihren Plänen erfuhr und meine Eltern als Eingeweihter vielleicht davor bewahrte, nach Russland verschleppt zu werden. Aber dann, im zweiten Sommer nach dem Zusammenbruch, konnte auch er uns nicht mehr beistehen. Zu sehr gefiel einem der Ungarn, die aus der Slowakei in dem Batschka-Dorf angesiedelt wurden, unser fast neues Haus, so dass selbst die ungarische Staatsbürgerschaft, zu der sich mein Vater Wochen vorher nach einer schlaflosen Nacht bekannt hatte, und das uns vom Gemeindeamt schriftlich zugesicherte Bleiberecht nichts nutzten.

Wir begriffen es, als der Gendarm auftauchte, uns barsch zum Packen aufforderte, Mutters goldene Ohrringe einsteckte und die am Vortag gekaufte Aktentasche, die im folgenden Schuljahr meinen schäbig gewordenen Ranzen ablösen sollte, an sich nahm. Verstört durch das Geschehen und bekümmert darüber, dass wir nicht nur Kuh, Schweine, Geflügel und Katze, sondern auch unseren Hund Betyár zurücklassen mussten, vergaß ich die Wassermelone, die im Ziehbrunnen schwamm. Es war eine große, prächtige Frucht, die ich im Garten ausgewählt und mit dem Schöpfeimer hinabgelassen hatte, damit sie bis zum Abend gekühlt würde.

Erst während der Fahrt, im Güterwaggon, den meine Eltern, meine Großmutter und ich mit zwei Dutzend schwäbischen Dorfbewohnern teilten, erinnerte ich mich an sie. Je quälender in dem stickigen Raum mein Durst wurde, je öfter meine pelzige Zunge über die spröden Lippen leckte, desto deutlicher glaubte ich, die Melone aufgeschnitten vor mir zu sehen, und ich malte mir aus, wie erlösend es wäre, in ihr rotes, saftiges Fruchtfleisch zu beißen. Doch es blieb ein unerfüllbarer Wunsch, an den seltenen Haltepunkten bekamen wir lediglich Wasser, und in der sächsischen Stadt, wohin es uns verschlug, gab es zwar Äpfel, Birnen und Pflaumen, aber keine Melonen. Gewann die herrliche Frucht, die ich an dem verhängnisvollen Tag geerntet hatte, deshalb solchen Einfluss, dass mein Verlangen manchmal übermächtig wurde?

Wie um ihr Aussehen, ihren Geschmack nicht zu vergessen, stellte ich mir die Melone häufig vor, und als ich Jahre darauf die erste im Schaufenster eines Gemüseladens entdeckte, der über Mittag geschlossen hatte, erregte es mich derart, dass ich lange vor der Öffnung zurückkehrte und trotzdem zu spät eintraf, weil der Verkauf bereits telefonisch erfolgt war. Auch in der nächsten Zeit blieb ich glücklos,

da in dem Land, das seinen Bewohnern vor allem Hoffnung bot, Mangelware meist unterm Ladentisch gehandelt wurde, und in den Jahren darauf, als ich hin und wieder doch eine der begehrten Früchte ergatterte, schmeckte jede fad, entsprach sie nicht annähernd der Vorstellung, die sich mit der Zeit in mir geformt hatte.

Nun lag auf meinem Schreibtisch Teris Brief, der zwiespältige Gefühle in mir auslöste. Einerseits freute ich mich auf das verlockende Angebot, andererseits verunsicherte mich, dass ich nicht wusste, welche Wirkung bei mir eintreten würde.

Während ich dann zwischen Teri und Géza über das riesige Feld schritt, das sie für zahlreiche Kunden mit Melonen bewirtschafteten, war ich so von der Fülle beeindruckt, dass ich vorübergehend alles andere vergaß. Es fiel mir schwer, eine Frucht auszusuchen, und als Teri mir abends ein großes, gut gekühltes Stück vorsetzte, begann ich zögernd zu kosten. Die Melone schmeckte besser als jede, von der ich in den letzten Jahren gegessen hatte, doch meine außergewöhnliche, von unstillbarer Sehnsucht genährte Erwartung, die seit jenem fernen Tag in mir gewachsen war, konnte auch sie nicht erfüllen.

Stefan Raile: *Halluzination*

Komme ich in die Stadt am Fluss, wo wir, nach dem Krieg aus der ungarischen Ebene vertrieben, viele Jahre wohnten, suche ich meist auch das reizvolle, am Fuße des wuchtigen Napoleonberges gelegene Villenviertel auf, obwohl sich mit ihm ein missliches Erlebnis verbindet. Um der trostlosen Leere des möbellosen Zimmers, das wir uns zu viert teilen mussten, zu entfliehen und die erste, von unangenehmen Erfahrungen geprägte Schulwoche in der fremden, feindseligen Klasse zu vergessen, willigte ich sofort erfreut ein, als Großmutter mir an jenem warmen Samstagnachmittag vorschlug, sie auf einem ausgedehnten Spaziergang zu begleiten. Den Straßenbahnschienen folgend, gelangten wir, als es uns fast schien, die Stadt sei bereits zu Ende, hinter einem kleinen, gepflegten Park in das ausgedehnte Siedlungsgebiet, das uns beide gleichermaßen beeindruckte. In großen Gärten, wo wir neben Obstbäumen seltene Ziergehölze, Rankgerüste mit Rosen und von Klematis, Wein oder Efeu überspannte Pergolen entdeckten, standen prächtige Häuser, und auf windgeschützten Freiflächen, zu denen schmale, sauber geharkte Wege führten, saßen Leute bei Kaffee und Kuchen unter farbigen Sonnenschirmen. Ich verspürte schlagartig Hunger, der sich nur schwer unterdrücken ließ, aber noch stärker empfand ich jähren Neid, weil die Villen, die ich überall bemerkte, in krassestem Gegensatz zum unwirtlichen Zimmer standen, das uns zugeteilt worden war, sie mir sogar schöner erschienen als unser lindgrünes Haus in dem vertrauten Dorf am Rande der Pußta, wohin ich mich täglich zurücksehnte, und meine Stimmung wäre wohl fast hoffnungslos geworden, wenn mich nicht wenig später übermütiges Lachen, das aus dem übernächsten, von einem schmiedeeisernen Zaun begrenzten Garten hallte, abgelenkt hätte. Als ich mein Gesicht zwischen die Stäbe presste, erspähte ich durch eine Lücke in der Hecke mehrere Kinder. Sie tummelten sich auf dem Rasen, hangelten an einem Klettergerüst, sprangen kreischend in ein Bassin, aus dem Wasser spritzte.

Die Distanz schien zu schrumpfen, ich rückte näher und näher, bis ich glaubte, ich stünde neben dem hellblonden Mädchen, das mich an Edit, meine Spielgefährtin aus dem Batschka-Dorf erinnerte, unter der Dusche und würde von der glitzerigen Nässe

übersprüht. Als Großmutter mich berührte, erschrak ich und griff nur zögernd nach ihrer Hand.

Auf dem Rückweg dachte ich an das, was ich gesehen hatte, und in der Nacht träumte ich davon, meinte, neben dem Mädchen, das Edit glich, zu stehen, während das Wasser mir prickelnd ins Gesicht brauste.

Von einem starken, unbegreiflichen Verlangen getrieben, schlich ich mich am nächsten Morgen fort, folgte abermals den Straßenbahnschienen und erreichte wie am Vortag durch den kleinen Park das Villenviertel, wo sich in den Gärten nur wenig Menschen aufhielten, obwohl die Sonne, die vom wolkenlosen Himmel schien, bereits angenehm wärmte. Neben dem schmiedeeisernen Zaun blieb ich stehen, schob das Gesicht vor und lugte durch die Hecke. Zu entdecken war niemand, doch in meinen Ohren tönte das Lachen, und die Dusche begann zu tropfen. Erst lief das Wasser schwach, dann stärker, und schließlich sprühte es glitzerig wie gestern.

War es die Halluzination, die meine Vernunft ausschaltete und mich jegliche Scheu überwinden ließ? Oder beflügelte mich der Glaube, dass eintreten würde, was ich mir wünschte? Ich überkletterte den Zaun, schlüpfte durch die Lücke in der Hecke und näherte mich der Dusche. Obwohl ich, fast herangekommen, erstaunt feststellte, dass sie abgedreht war, setzte ich mich auf den Bassinrand und zog die Schuhe aus. Während ich meine Füße eintauchte, bemerkte ich das hellblonde Mädchen, das nun, da ich es genau wahrnahm, nicht mehr wie Edit aussah. Es stand jenseits des Beckens, blickte böse herüber und rief: „Verschwinde!“

Sie macht nur Spaß, dachte ich. Gleich wird sie lachen wie gestern mit den anderen. Als ich das Knurren hörte, wandte ich den Kopf. Der Hund, der vier, fünf Meter hinter mir stand, war groß und hatte ein schwarzes, glänzendes Fell.

„Fass, Ringo, fass!“

Erst jetzt begriff ich, dass es ernst war. Ich drückte mich hoch und begann zu rennen, doch schon nach wenigen Metern rutschte ich auf dem taufeuchten Rasen aus. Während ich stürzte, warf sich das Tier über mich, und ich spürte seinen warmen, hechelnden Atem im Nacken.

„Platz, Ringo, Platz!“

Der Hund ließ knurrend von mir ab. Als ich mich erhob, gewahrte ich die Frau. Sie hielt das Mädchen an der Hand und hatte das gleiche helle Haar.

„Komm ja nicht wieder“, sagte sie, und in ihrer Stimme war eine Kälte, die mich erschreckte.

Zu Hause angelangt, wo ich mich mit dem von Großmutter aus Flicker gefertigten, nicht eindeutig bestimmtem Stofftier in eine Zimmerecke setzte, hätte ich mir gern eingeredet, alles, was hinter dem schmiedeeisernen Zaun geschehen war, sei nur eine Halluzination gewesen, doch ich sah deutlich das böse, hellblonde Mädchen, spürte den hechelnden Hundeaum, hörte die drohenden Worte der Frau, und ich fühlte, zum wiederholten Male ernüchert, seit wir uns in der Stadt am Fluss befanden, dass ich gegen die unwägbaren Gefahren, die ringsum zu lauern schienen, noch längst nicht gefeit war.

Stefan Raile: *Verbundenheit*

Die Idee, nach fast vierzig Jahren noch einmal auf unserem einstigen Übungsgelände am Stadtrand wie damals gegeneinander zu laufen, stammte nicht

von mir, sie gefiel mir aber sofort, und als wir aus dem Auto stiegen, spürte ich, dass es sich nicht bloß um eine nostalgische Laune handelte, mich wie die anderen das uralte menschliche Verlangen trieb, der Bessere zu sein. Gezeigt hatte es sich bereits in unseren Gesprächen, obwohl wir uns zurückhielten, sich keiner unangenehm in den Vordergrund spielte, weil wir selbst nach so langer Zeit noch eine erstaunliche Verbundenheit fühlten. Trotzdem war nicht zu übersehen, dass wir uns belauerten, um herauszufinden, wer das glücklichere, erfülltere Leben geführt, die radikale Entwurzelung am besten überwunden hatte.

Während wir liefen, hörten wir neben neuen, ungewohnten Lauten wie früher den Bach plätschern, einen Zug auf dem Bahndamm vorbeirattern, die Kirchenglocke im nahen Vorort schlagen. Waren es die vertrauten Geräusche, die mir jene fernen Geschehnisse ins Gedächtnis riefen?

Zusammengebracht hatte uns ein ähnliches Schicksal, das viele Gemeinsamkeiten schuf. Wir waren alle nach dem Krieg mit unseren Familien vertrieben worden: Wolf aus Ostpreußen, Manfred aus Schlesien, Norbert aus dem Sudetenland und ich aus der ungarischen Tiefebene. Als Letzter in die übervolle Klasse gekommen, erfuhr ich die Solidarität der anderen. Wir empfanden, dass wir zusammengehörten, nicht zu den Eingesessenen passten, von denen wir uns schon äußerlich unterschieden: Da unsere Familien nur ein paar Bündel aus der verlorenen Heimat mitgebracht hatten, waren wir schlechter gekleidet, gingen bis in den Herbst barfuß, erhielten kein Taschengeld, besaßen kein Spielzeug, keine Bücher, bewohnten kein eigenes Zimmer. Um uns dennoch kleine Wünsche erfüllen zu können, sammelten wir Flaschen auf der Schutthalde, wuschen sie in einem Bach und lösten das Pfandgeld ein. Davon war es uns möglich, ins Kino zu gehen, ein Eis zu essen oder mit der Straßenbahn zu fahren. In den Sommerferien stromerten wir oft durch die Umgebung, stibitzten auf den Landstraßen Obst und verteilten es gleichmäßig untereinander.

Weil unsere Eltern fleißig und sparsam waren, verminderten sich die Unterschiede zu den Eingesessenen allmählich. Trotzdem fühlten wir uns ihnen gegenüber weiter benachteiligt und fürchteten, da uns ihre Verbindungen fehlten, nicht wie sie vorwärtszukommen. Fassten wir deshalb in der achten Klasse den Entschluss, nach Australien auszuwandern? Oder entsprang unsere Absicht weniger dem Glauben, dort bessere Bedingungen vorzufinden, sondern weit mehr einem starken, altersbedingten Abenteuerdrang? Unsere Vorbereitungen, zu denen vor allem körperliches Training gehörte, betrieben wir mit Eifer und Ausdauer. Zweimal in der Woche liefen wir auf dem Rundkurs am Stadtrand, führten penibel Buch über Zeiten und Platzierungen, freuten uns über jeden Fortschritt.

Doch die unterschiedlichen Berufe, die wir erlernten, weckten bei jedem neue Ziele. Das Bestreben, sie zu erreichen, zwang uns, in andere Orte zu ziehen. Bis Australien gelangte aber niemand, nur Wolf wechselte über die innerdeutsche Grenze. Seitdem hatte es kein Treffen mehr zu viert gegeben, erst jetzt, im Jahr nach dem Herbst, der alles änderte, bot sich die Möglichkeit.

Wir liefen bloß scheinbar wie früher. Unser Atem war lauter, der Puls klopfte härter, und die Beine dünkten mich schwerer. Wollte wirklich jeder gewinnen, weil unsere Gespräche nicht das eindeutige, insgeheim erhoffte Ergebnis gebracht hatten? Als ich merkte, dass die anderen zurückblieben, selbst Manfred, von dem ich meist

bezwungen worden war, mir nicht folgen konnte, kostete ich eine Weile die Vorfreude des wahrscheinlichen Siegers aus. Dann stellten sich Zweifel ein: Brauchte ich den Triumph? Musste es unbedingt einen Gewinner geben? Wäre es nicht besser, durch eine Geste an unsere Verbundenheit zu erinnern, die uns einst so sehr geholfen hatte?

Ohne mir sicher zu sein, wurde ich langsamer. Während die Freunde näherkamen, vermutete ich, dass sie mein verringertes Tempo als Schwäche werten und mich überholen würden. Aber sie blieben neben mir, und als ich in ihre verschwitzten Gesichter sah, merkte ich, dass wir uns wortlos verstanden.

II. HEIMAT – SPRACHE - IDENTITÄT

Erika Áts: *Ahnerls Lied*

Ich wieg dich ein, ich lull dich ein,
summ' dir das Lied vom Rosmarein,
vom Zweiglein mit den Strahlen fein
aus Mondgespinst und Sonnenschein,
treu von der Wiege bis zum Schrein.
Es kröne deine Stirne rein
wenn einst du ziehst zum Liebsten ein,
zu trinken lauter Liebe Wein,
zu bauen fleißig Stein auf Stein,
trocknen der Tränen bittre Pein,
in Lust und Last zu zweit gedeihn,
am Bettchen süßer Kinderlein
summen das Lied vom Rosmarein,
vom Zweiglein mit den Strahlen fein
aus Morgenlicht und Abendschein,
treu von der Wiege bis zum Schrein.
Dereinst am stillen Grabe mein
sing mir das Lied vom Rosmarein.
1977

Erika Áts: *all' ungherese* (1999)

Mein Land, geliebt
wie man den Vater liebt,
den Gott erst, dann störrisch
und zu spät versöhnt.
Mein Land, geliebt
wie man die Mutter liebt,
so frei, übermütig,
ihr Leid nie verschmerzt.
Mein Land, geliebt
wie sein Kind man liebt,

verziehend, verzeihend,
die Krallen zur Welt.
Mein Land, geliebt
wie man den Liebsten liebt,
beim Geben, beim Fordern
immer nur sich selbst.
Mein Land, geliebt
wie Gras die Wiese liebt,
in wurzelnden Wogen
vom Winde verströmt.
Mein Land, geliebt
wie man Liebe liebt.

Béla Bayer: *Fingerübungen*

In Südpannonien bin ich
Ungarndeutscher
im Saarland „Franzosenbraut“,
für die Russen steckt
ein „Germanski“ in meiner Haut.
Deutsch-Ungar bin ich in der Pfalz,
für die Sachsen Saarfranzose,
wäre ich nicht der gleiche Mensch.
Ist es nicht „abstrus“?
Wenn man weiß, WER man ist,
kann man sein, WO man will!
In Notlagen eines Tages
mit mir selber mach‘ ich ein‘ „Deal“!
Weil ich es weiß, wer ich bin,
bleib ich mir treu immerhin.
2003

Koloman Brenner: *Ödenburg*

Geliebte Stadt mit dem Geruch
des Altertums in den Barock
getunkt und wie Phoenix aus der Asche
auferstanden nach so vielen Jahren
der Erstarrtheit zeigst Du wieder
erste Lebenszeichen diese Regungen aber
zogen Blicke herbei so daß es in der Art
der Huren geschieht
Gehaßte Stadt mit Betonblöcken
wo man nicht leben kann und wo
der Rasen im Sommer verwelkt wie
die Hoffnung im Herzen obwohl es
nach brutzelnder Wurst und Marlboro
riecht auf dem Hauptplatz torkelt einer

neben der Dreifaltigkeitssäule aber
im Tannenwald herrscht Ruhe
Geliebte Stadt oben zwischen den Ewiggrünen
streicht die Zeit unaufhaltsam vorbei und
doch spürt man die Unendlichkeit im
Nacken die Frauen sind süß wie das Eis
im Hochsommer aber kleben auch und
hinterlassen einen gewissen Nachgeschmack
wofür man sich später schämen muß
in wüsten Träumen
Gehäßte Stadt der lebendigen Toten die
regungslos auf dem Kopfsteinpflaster
dahinschlürfen zu den Tönen von Haydn
und Liszt wie Marionettenfiguren
mit hängendem Kopf und Schlips
falschen Propheten zujubelnd durchs Leben
lang obwohl am Neusiedler See
die Schwäne tätscheln

Koloman Brenner: *Ödenburg 2*

Die Kühe werden doch gemolken und
im Trainingsanzug grinst ein braunes Gesicht
zwischen den gekräuselten Brusthaaren
glitzert der in Ketten geschlagene Sonnenschein
dem das Solarium die Kundschaft längst
abgeworben hat obwohl vor den Buden
am Strand gerötete Bierbäuche das Gegenteil
beweisen die Schwäne werden totgefüttert
von wohlwollenden Rotznasen die später keine
sehen werden mangels Interesse hoffentlich
kommt gleich grün täglicher Auspuff drängt
in die Nasen und durch die Poren saugen sie
es auf die gläsernen Kolosse ihres Geschmacks
verramschen das Zeug für den Zeitvertreib und
Blendung der Köpfe eine sommersprossentraurige
Klarinette plagt sich auf dem Hauptplatz ab
die touristendicken Tauben stört einer auf

ABER DAS GEHT VORÜBER

wie die Staus an der Grenze wir marschieren ja
gen Europa unsere Stadt sowieso aber im Fitness-Center
ist jeder gleich die rasierten Köpfe verraten nicht
ob der Vater früher Schmidt hieß oder ein Ungar aus
Siebenbürgen war alles eins wie die Lauheit der
Biersorten im Hochsommer Gejohle nach dem Spiel

aus Farcegründen wird der deutsche Name
hochgekreischt die Krawatten hängen immer
tiefer und die geöffneten Hemden schauen
doppelkinnsüß aus das Non-Stop-Geschäft
an der Ecke floriert der Durst wurde gelöscht
wie die Flammen nach dem Alarm im Turm
der unsere Häuser überschattet statt bewacht

Koloman Brenner: *Volksmärchen*

Es wär schön
wenn im Kindergarten
wofür die berühmte
Minderheitenkopfquote
in die Kasse der
Gemeinde rasselt
die Kindergärtnerinnen
uns nicht
erklären würden
dass Deutsch
schädlich sei
und so früh
sowieso
und es könnte ja
psychische Störungen
geben
ja sicher
wenn ihr endlich
mit diesem Scheiß
nicht aufhört
und endlich
Deutsch im
Kindergarten nicht
verlernt wird
endlich

Nelu Bradean-Ebinger: *Haus im Banat*

Dort drunten im Süden des Ostens
steht ein Haus
es geht niemand mehr
weder rein noch raus
Hund und Katze
nahmen Reißaus
die Ratten sind
Herr im Haus
auf den Tischen
tanzt die Maus. Über dem löchrigen Dache

weht ein kahler Wind
in den Stuben hörst du
nie wieder lachen das Kind
im Stalle muhen das Rind
allein in den Träumen
steht sie noch, die Lind'
vor dem Haus. Dort drunten im Süden des Ostens
steht ein Haus
es geht niemand mehr
weder rein noch raus: es war einmal
mein Vaterhaus.

Josef Kanter: *Die Muttersprache*

Unsere Ahnen kamen einst hierher
und fanden hier ein neues Heimatland.
Die viele Müh' und auch die Plag' war schwer,
sie schafften es für uns mit Herz und Hand.
Seitdem sind viele Jahr' vorbeigegangen:
Wir haben die schönen Sitten und Bräuche uns bewahrt;
das Kind hat sie immer von den Eltern empfangen
uns weitergegeben in seiner Art.
Das schönste, was wir uns erhalten:
die Muttersprach ist es doch.
In Ehren wollen wir sie stets gestalten
und weitergeben noch und noch.
Wie eine Fackel brennt in dir ein Licht,
der Mutter Wiegenlied, oft klingt's dir zu:
Vergiss ja deine Muttersprache nicht
und tue deine Pflicht,
dann findest du die innerliche Ruh.

Claus Klotz: *Ahnerls Lied*

Schlaf, Kindchen, schlaf,
verstehst nicht meine Sprach',
die Märchen und die Sagen
und meine deutschen Fragen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
bleib fleißig und schön brav,
zum Häusle bauen, Auto kaufen
wirst du meine Sprach' nicht brauchen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
ich sink bald in das Grab,
mit mir die deutsche Mär, das Wort,

sie finden dort den letzten Hort,
schlaf, Kindchen, schlaf.
Budapest, 1981

Claus Klotz: *Mein Heimatdorf*

flocken weiß
bitterheiß
tannen
von dannen
dorfrandslums
straßen rein
fensterlein
häuschen
ohne mäuschen
menschenlos
fremde sprach
muttersprach
mir watzucker
gucker
in die ferne
weinberge
herberge
stumm sinnen
fischstimmen
übermorgen dahin.
Budapest, 1981

Wilhelm Knabel: *An Bonnhard*

An eine Hügellehn gebaut –
ein Städtchen dir entgegenschaut :
wie Braut im schmucken Kleid –
der Kirchturm glänzet schon von weit.
Ein Schulschloß rötlich, wie Rubin –
der Jugend formet Geist und Sinn,
und Schornsteine emporragen,
für Arbeit und Brot Sorg' tragen.
Im Erdenschoß der Hügelkett',
verborgen von Nord bis zu West,
liegt die Kultur von tausend Jahren,
der hier gehausten Völkerscharen.
Und hehre Kämpfer der Freiheit –
gebahr dieses Städtchen zu der Zeit.
Hat Dichterseelen inspiriert,
die Landschaft herrlich vorgeführt.
Wer einstens die Edlen waren?
In Stein gemeißelt ihre Namen!

Schon bald zweihundert Jahr Geschicht' –
vergessen die Nachkommen nicht.
Die alten Häuser schwinden wohl,
doch Ahnengeist hält fest zur Scholl',
woran man früher kaum gedacht :
Nun ward mit Fleiß das Dorf zur Stadt.
Bonyhád, du liebes Städtchen mein,
du wurdest mir zum zweiten Heim,
gewähr mir auch den Ruheort,
dann träum' von dir ich immerfort.
1966

Angela Korb: *Fünfkirchen*

Lebendige Stadt
der himmelwärts strebenden
Türme
Ragende Wegweiser
zum Parnassus
geweihter Ort des Janus P.
Bischof und Poet
Hässliche Stadt
mit zerbröckelten Fassaden
in verwinkelten Gassen der Altstadt
Zigarettenmief und Bierdunst
ebenso anrühlich
wie die seelenlosen Silos
in schuldloser Landschaft
Altehrwürdige Stadt
der Türkenbäder
neben dem Tempel des Franziskus
im schlanken Minarett geistern
gebannt vom Zauber verrinnender Zeiten
längst verstummte Muezzine
und lauschen versöhnenden Glocken

Angela Korb: *Segregation*

Eines Tages hörte ich auf der Heimfahrt im Zug eine unglaubliche Geschichte. Mir schräg gegenüber auf den Viererplätzen saßen drei Zigeuner. Sie sprachen über eine alte Hexe, die außerhalb ihres Dorfes im siebten der verlassenen Weinberge wohne. Sie spräche eine eigenartige Sprache mit vielen harten Lauten. Im Dorf lebten keine älteren Leute, sie müßte schon über hundert Jahre alt sein. Sie würde nie in das Dorf kommen, und noch keiner hätte den Mut gefaßt und wäre zu ihr hinaufgestiegen. Sie müsse eine Hexe sein, sonst könnte sie so allein am Rande des Waldes doch wohl nicht überleben.

Der Zug hielt. Leider mußte ich aussteigen, doch die Geschichte ließ mich nicht los. Der Name des Dorfes war Kanaan. Ich nahm mir vor, diese alte Hexe aufzusuchen.

Ich zog Erkundigungen ein. Von den Bewohnern war nur einer ein Ungar, der Bürgermeister. Alle anderen waren Zigeuner. Der Ungar kannte nur eine Sprache, die Zigeuner zwei, eine dritte Sprache beherrschte niemand von ihnen.

Im Dorf konnte man mir nur eine ungefähre Richtung weisen. Ich raffte mich zusammen und bestieg den ehemaligen Weinberg. Es ging steil bergauf. Oben schlug ich mich durch dichtes Unterholz, bis ich schließlich einen Pfad fand, der in eine Lichtung mündete. Ich war im Paradies angekommen! Rosen lächelten auf mich herab, sie waren auf prächtigen Obstbäumen gewachsen. Samtweiches Moos schmeichelte meinen Schritten, der frische und kräftige Duft von Blüten und Gräsern betäubte mich. Wie im Traum näherte ich mich einem altersschiefen Kellerhaus.

Ein Hund schlug an. Die blaugestrichene Tür öffnete sich und eine alte, leicht buckelige Frau stand vor mir. Die Hexe! Eigenartig war, daß sie eine schwäbische Tracht trug. Ich nahm all meinen Mut zusammen und sprach sie an:

„Jó napot öreganyám!“

„Jessös Maria!... Kries' ti, mai Kint. Wie kummscht tann ta ruf? Verstehschd tann Teitsch?“

Natürlich verstand ich! – Ich verbrachte einen wunderschönen Nachmittag auf dem verlassenen Weinberg, auf den sich sonst niemand wagte.

Die vermeintliche Hexe zog vor langer, langer Zeit auf den Weinberg. Das war der Tag, als ihre Familie und viele ihrer Nachbarn in Viehwaggons in ein fremdes Land geschafft wurden. Seitdem lebt sie hier oben einsam, die Welt dort unten ist ihr fremd. Ein Fuhrmann versorgt sie mit all dem Notwendigen, was sie sich nicht selbst erwirtschaften kann. Er kommt den Weinberg jedoch vom anderen Fuß herauf. Und so blieben die Bewohner Kanaans unwissend. Was sollte sie auch die Alte in der Diaspora kümmern? Sie hatten genug mit sich selbst zu tun.

Die Alte war gastfreundlich, zuvorkommend und sehr redselig. Besucher kamen selten. Ungarisch konnte sie nicht.

Angela Korb: *Sprache*

Sprache ist Heimat
die treueste Geliebte
von Wort zu Wort
Wonne herbeizaubernd
weint sie still
wenn ich fremd gehe
und verzeiht mein Stolpern
mit einem beglückenden Zauber
ihrer Zärtlichkeit

Josef Michaelis: *Dichten*

Die Worte
meiner Muttersprache
im Verspferch:
Von der Prärie der Ideen
mit dem Lasso
eingegangene

widerspenstige
Mustangs
1989

Josef Michaelis: *Frankenstadt*

Schaufenster
Plakate
Weihnachtsaufputz
Menschenmassen
Kein bekanntes Gesicht
Auch Katzenköpfe
– die IHRE Schritte bewahren –
in den Sackgassen
schweigen
An der Ecke
parodiert Mode
statt unserer Stammkneipe
Geruch von Bratfisch
verdrängte schon lange
den Duft
ihres frisch gewaschenen Haares
Der Fluss aber blieb
auch Wellenspurten im Sand
wiegende Weiden
der Promenade
einige Nebelumhüllte Laternen
die mitschuldig
auf mich blinzeln
Ganz wurde
aus dem einstigen Studenten
kein Fremder
1996

Josef Michaelis: *Heimatsdörflein*

Fliederlaub
Sommerstaub
Herbstmondschein
Leichenstein
1983

Josef Michaelis: *Lehre*

Das Schicksal ließ mir eine Freundin geben,
sie lullt mich ein, sie hält mich wach,
nur ihre Treue gilt fürs ganze Leben,
und trägt den Namen: Muttersprach.
1982

Josef Michaelis: *Mein Ungarndeutschtum (Nach Claus Klotz)*

Mein Ungarndeutschtum ist
eine zerbrochene Steinaxt der Urzeit
auf welche ich am Dorfrand
nach einem großen Regen im Wasserlauf stieß
und noch die römische Silbermünze Pannoniens
wofür ich als Schulkind mein ganzes Taschengeld opferte
Mein Ungarndeutschtum
Gisela von Bayern und ihr Gemahl König Stephan der Heilige
auch die Mahnungen an seinen Sohn
das Ofener Stadtrecht im Mittelalter die Türkenherrschaft
Maria Theresia und ein verlassener Bauernhof in Ubstadt
Günzburg die Donau und die Ulmer Schachtel
der Tod die Not und das Brot
Mein Ungarndeutschtum
der taumelnde Granitgrabstein meines Vorfahrens
mit verwitterter Schrift
von Unkraut überwuchert
den ich nur selten besuche
Mein Ungarndeutschtum
ein Maulwurf auf dem alten Friedhof
und eine Eidechse die sich
auf niedergefallenen Sandsteinkreuzen sonnt
und unbemerkt wie die Zeit schleicht
ebenda die glühende Walderdbeere im taugrünen Gras
auch ein Wurzelstumpf
Mein Ungarndeutschtum
die Ruine auf dem Dorfhügel
und hinter ihr ein alter Holunderbusch
der jedes Jahr aufs Neue ausschlägt
wo ich oft nach Schätzen suchte
aber nie welche fand
Mein Ungarndeutschtum
Maria Base
die aus ihrem Haus vertrieben und mit einem Bündel
im Viehwaggon nach Deutschland abgeschoben wurde
und Vetter Franz
der die Hölle Sibiriens erlitt
mir darüber aber nichts erzählen wollte
Mein Ungarndeutschtum
mein Urgroßvater mütterlicherseits
der fließend Deutsch und Serbisch sprach Ungarisch aber kaum
verschollen im Ersten Weltkrieg

Josef Michaelis: *Über die Muttersprache*

Antwort an einen Vater)
Schon damals sprach Graf Széchenyi:
„In seiner Sprache lebt das Volk.“
Warum fragst du dann: „Was und wie?“
Der Weg ist klar zum Schulerfolg.
Lehrer haben Riesensorgen,
weil Schüler bringen kaum ein Wort,
ihr Wissen bleibt ganz im Verborgnen,
geochste Wörter fliegen fort.
Fleißaufgaben? Aktionen?
Sind keine Traditionen.
Beide enthalten nicht die Antwort.
Denke doch nach, dann weißt sofort,
dass unsre Sprache blüht nur dort,
wo Mutter, Vater, Kind sie sprechen.

Josef Michaelis: *Wie es Kras*

wie es Kras
uf tr Wiese
wacht
so misst
unsri Sproch
in dr Junge
Warzl schlage
1986

Josef Michaelis: *Zur Heimat...*

(An **Wilhelm Knabel** erinnernd)
Zur Heimat zieht der Bortgeruch,
wo Wiege stand, klang klar ein Spruch,
wo Mutter sprach: „Oh Kind, du mein!“
Bloß hier wirst du zu Hause sein.
Mich stört der Gleichmut dieser Zeit,
auch Jugend nimmt Gefühle leicht,
ihr Beutel voll, der Wohlstand wahr,
die Seele dabei in Gefahr.
Oh früher war das Leben rein,
die Welt trollte mit kurzem Bein,
für Freunde gab's 'ne Menge Zeit,
Volkssitten blühten weit und breit.
Nach Pflügen blieb 'ne ganze Stund
zum Plaudern, Schlendern mit dem Hund,
im tiefen Schmerz, in großer Not
roch doch zu Haus ein Stückchen Brot.
Dann dröhnte Krieg, ein böser Sturm
– Gerechte lebten wie der Wurm –

das Schicksal war zu vielen roh,
zerstreute sie wie Wind das Stroh.
Die Wellen schlugen übers Land,
es half kein Gott und keine Hand,
die Augen nass, die Seele leer,
geworfen in das Völkermeer.
Sie fanden doch ein' Zufluchtsort,
war still die Bucht, bekannt das Wort,
nur jedem fehlte ein Geschmack:
Das Korn ist wichtig, nicht der Sack.
Zur Heimat zieht der Brotgeruch,
wo Wiege stand, klang klar ein Spruch,
wo Mutter sprach: „Oh Kind du mein!“
Auch, hier nur kannst zu Hause sein.
1983

Josef Mikonya: *Der alte Kirschbaum*

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts soll jemand prophezeit haben, dass man „in hundert Jahren in Ungarn kein deutsches Wort mehr hören wird.“ Ich bin kein Prophet und weiß auch nicht, ob solche Vorhersagen überhaupt einen Sinn haben. Mir liegt aber das Schicksal der deutschen Sprache und vor allem das der Menschen am Herzen, die in meinem Vaterland diese Sprache von Eltern und Großeltern als Wegzehrung fürs Leben erhalten haben.

Unweit unserer Dorfes gibt es eine Mulde mit sanften Hügeln. Sie heißt heute Csurgó. In unserem Dialekt nennt man sie aber auch heute noch Tschurgaheit (Csurgóhegy).

Als unsere Vorfahren hier ankamen, pflanzten sie auf diesem Fleck Weinreben. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kam das große Weinstorben, das die auf weiten Flächen einst blühenden Weingärten zur öden Wüste machte.

Der große Eichwald, der die Mulde umrahmte, gehörte einem Gutsherrn. Diesem gefiel es nicht, dass die Leute in seinem Wald Verbindungswege angelegt hatten, und er machte ihnen den Vorschlag zu einem Tausch. Er versprach ihnen für diese hügelige Mulde einen besseren Grund, und die Bauern sollten dafür auf die Waldwege verzichten. Alles frute sich, denn für Korn war dieser Boden ungünstig, es wuchsen neben den neu gesetzten Obstbäumen nur Mais und Kartoffeln, höchstens konnte man noch Hafer mit Erfolg hier anbauen. Und durch die Waldgegend war auch der Wildschaden beträchtlich. Der Gutsherr seinerseits pflanzte auf dem frei gewordenen Hügelland Akazien und Fichten. Die Obstbäume aber ließ er stehen. Der neue Baumbestand, vor allem die Akazien, entwickelte sich schnell. Die kleineren Bäume, Pfirsich und Zwetschge, gerieten bald in den Schatten. Auch die Walnussbäume konnten es mit dem neuen Wald nicht lange aufnehmen. Allein die Kirschbäume wollten sich nicht ergeben...

In meiner Kindheit standen noch drei von ihnen. Zur Freude der Vögel und auch für uns Kinder blühten sie jeden Frühling und brachten süße Früchte. Zur Zeit steht nur mehr einer. Einen Ast hat bereits die Krankheit befallen. Doch ringt der Baum noch immer zäh um sein Leben.

Stefan Raile: *Worte*

Manchmal fallen mir Worte aus jener fernen Zeit ein, die Mutter noch lange danach und Großmutter bis zuletzt gesprochen hat. Es sind Worte, die ich erstmals in dem Dorf zwischen Donau und Theiß hörte, geformt in schwäbischer Mundart, mitgebracht drei Menschenleben vorher auf der großen, abenteuerlichen Reise vom Schwarzland in die ungarische Ebene, durch meine Vorfahren bewahrt, weiterentwickelt, mit magyrischen und slawischen Begriffen vermischt, umgestaltet, abgeschliffen und im Klang verändert, weil kein Einfluss wirkungslos bleibt. Mein Verhältnis zu den Worten hat sich mehrfach gewandelt. Zunächst waren es für mich gewichtige, lebensnotwendige Ausdrücke der Sprache, die im Dorf zählte, neben dem Ungarischen natürlich, das im Kindergarten und in der Schule verlangt wurde. Erst später, nach der langen, aufgezwungenen Güterzugfahrt, die uns bis Sachsen führte, nahe an die Grenze zu Schlesien, wurde mir bewusst, dass es nicht nur die eine deutsche Sprache gab. Ich erlernte eine andere, die härter klingt und bis heute meinen Tonfall färbt, von den neuen Kameraden, hörte sie verfeinert auch von den Lehrern in der Schule, wo mir die frühere nur schadete, da sie keiner verstand und sie mich in der Orthographie behinderte. Die andere Sprache, die nun bestimmend wurde, entfernte mich von meinen Eltern, meiner Großmutter, anfangs nur verbal, danach wohl auch menschlich; denn es störte mich, dass sie sich das Vokabular, das sie im veränderten Umfeld unauffällig gemacht hätte, nicht mühelos wie ich aneignen konnten. Trotzdem vergaß ich jene frühe, von Mutter erlernte Mundart nicht, ich kann sie, wenn ich in das Dorf komme und jemand finde, der sie noch spricht, was immer seltener zu werden scheint, mühelos anwenden. Dabei fallen mir vermeintlich verlorengegangene Ausdrücke wieder ein, gewinne ich mitunter Einsichten, die mir Jahrzehnte verborgen blieben, erfasse überraschende Zusammenhänge und bestaune das Vermögen meiner Vorfahren, Dinge und Erscheinungen so einfach wie treffend zu benennen: Maulmacher für Schwätzer, Gummiflinte für Katapult, Erdhase für Wildkaninchen. Den Sinn anderer Begriffe hingegen kann ich bis heute nur vermuten: Ist Lofaß ein Synonym für Versager, Mujo für einen mürrischen Menschen, Pusserant für Quälgeist, nisseln für verhalten weinen? Es belastet mich nicht, dass ich keine Gewissheit habe. Steckt in dem Vagen, Unergründlichen nicht auch ein beträchtlicher Reiz? Außerdem bleibt mir die Hoffnung, eines Tages doch hinter das Geheimnis zu kommen, genau wie bei Okrosel zu wissen, dass das Wort Stachelbeere heißt und von dem ungarischen egres abgeleitet ist, sicher wie bei Hotter zu sein, dass der Begriff, der die Gemeindegrenze bezeichnet, österreichischen Ursprungs ist. Weit mehr als meine Wissenslücken beschäftigt mich, woher mein Sinneswandel rührt, wieso ich zur Sprache meiner frühen Kindheit ein neues Verhältnis gefunden habe, ich selbst die simple Floskel „Wu kommscht'n her, wu gescht'n na?“, die gedankenlos geäußert wurde, wenn sich Bekannte im Dorf begegneten, nicht mehr abschätzig betrachteten weil sie mir den vertrauten Tonfall ins Gedächtnis ruft. Liegt es daran, dass man sich mit zunehmendem Alter stärker auf seine Wurzeln besinnt, die wahren Worte mir helfen, die Erinnerung an meine Eltern, meine Großmutter wachzuhalten, mir bewusst ist, dass ich aus unserer Familie als Letzter die Sprache beherrsche, meine Kinder sie nicht weitertragen werden? Ich fürchte, die Mundart, die immer weniger in dem Dorf benutzen, wird irgendwann ganz

aussterben, wie zahllose Sprachen in der Vergangenheit erloschen sind. Es wäre schlimm, wenn es so weit käme, mit all den trefflichen Ausdrücken auch „Maulmacher“ verlorenginge. Ist es nicht wirklich ein großartiges Wort?

III. BILDUNG UND ANSPIELUNG, SPIEL UND IRONIE

Valeria Koch: *In memoriam Rilke*

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn...?“

Eine rote Masche, von Mutter gestrickt,
würde wohl hinunterlaufen.

(Mutter ist in den Sorgen
der Kindheit verborgen.)

Die Flocke in meiner heißen Hand
könnte zögernd vergehn.

(Der Schnee natürlich weiter fallen.)

Allen

ein Wunsch den Kopf durchlaufen:

Hör auf, hör auf,

es ist noch früh, es ist schon spät!

(Auch wenn es Hochmittagszeit wäre.)

Und selbst der Engel müßte
den bösen Geist der Wüste
verjagen aus mir zuerst.

(Falls es diesen Engel gäbe.)

Im Gewebe

der innersten Menschlichkeit

wohnt Treue, Tod

und vielleicht

Sehnsucht nach leisem Gehör.

Wer, wenn ich schrie...?

1974

Valeria Koch: *Vivaldis Herbst*

– Adagio molto –

Schon sonngebräunt die Felder

die Wiese rötlich-grün

die Asten golden singend

Traumweisen im Verblühen

Vom Märchenblau der Ferne

ein Strahl fällt teichverliebt

die Nacht kommt still geschritten

und zirpt ein Wiegenlied

1977

Valeria Koch: *Dichtung und Wahrheit*

Willkommen gnädige Frau
begrüßte der nette Herr aus Wien
im prunkvollen Haus
die Schriftstellerin
und küßte ihr die Hand
Nach der Vorlesung
ging sie nach Haus
und putzte rasch den frischen Dreck
der alten Dame
mit derselben Hand
1984

Valeria Koch: *Stammbaum*

Ein Ast Goethe
ein Zweig Bartók
und die Purzelbäume
Tills dazwischen
Metzing Faulstich
Koch und Guhr
schießen aus
der kargen Flur
und fast oben
mittendrin
sucht ein Sprößling
Sonn und Sinn
1992

Josef Michaelis: *Erinnerung*

romantik romantik romantik
rOMantik romantik romantik
ROM antik romantik romantik
RomANTIK romantik romantik
ROMAN tik romantik romantik
romantik romantik romantik
1990

Josef Michaelis: *Bücherwurm der Zeit*

..s.....h.e.l..
.o....i.c.a...s
..s....c.h.e.i.
J..e.f.M..h.a....
1989

Josef Michaelis: *Dilettant*

mangelhaft mangelhaft mangelhaft
mangelhaft mangelhaft mangelhaft
mangelhaft mangelhaft mangelhaft
mangelhaft mangelhaft angel
ohne Wurm
1989

Josef Michaelis: *Wortfetzen*

Raum

Überall

Weltall

Zeit

Ewiger Wert

nie versteinert

Leben

Meeres Spülgut

Keimes Glut

Menschheit

Menschen

in Grenzen

Krieg

Not an Brot

Tod auf Tod

Frieden

Weiße Tauben

guter Glauben

Arbeit

Beständiges Streben

fürs vergehende Leben

Entfernung

Hier oder dort

Tat oder Wort

Schicksal

Lebende? Tote?

Nur launische Mode

Natur

Eine Handvoll Stille

ohne bittere Pille

Ehe

Fein mahlende Mühle

verrinnende Gefühle

Jugend

glauben und flammen

Linden und Tannen

1983 – 85

Josef Michaelis: *Tropfen*

TROPF

S
T
E
I
N
T
r
o
p
f
.
.
.
T
r
o
p
f
.
.
.
T
r
o
p
f
.
.
.
N
I
E
T
S

TROPF

1988

Josef Michaelis: *Modernes Idyll*

W Z

xxxxx I xxxxxxx Wxxxxx

R E

I

L

ist nur eine Rinne?
1987

Robert Becker: *Ursprung der Dinge*

Der Grillenkönig
hat seine Geige
verschenkt.
Er gab sie
einer Schnecke.
Romulus und Remus
bekommen Regenschirme.
Der Grillenkönig
läßt noch
eine Feder fallen
und stirbt.
1988

Robert Becker: *Gedankentrotz*

Und
Hund
Rund
Mund
Bund
Und
Grund
Schlund
Stund'
Und
Aber
Blond
Braun
Schwarz
Aber
Keine
Ader
Ohne
Deine
Reine
Schön-
heit!
1989

Robert Becker: *Liberté*

ihr seid schon befreit
beten die Christen
ihr seid schon befreit

behaupten Marxisten
ihr seid schon befreit
grunzt Amerika
aus dem Kot über die Meere
und zu Gehorsam dressiert
widerhallt es die Welt
(heute sind Sklaven
die billigsteWare)
1993

Robert Becker: *Augenschlag*
der Morgen geht barfuß
wie sollte er gehen
im Latschen des Abends
in Pantoffeln der Nacht
1994

IV. LIEBE

Valeria Koch: *Liebe zeugt...* (1975)
Liebe zeugt Einsamkeit.
Der Hände Sehnsuchtskrampf
der Lippen Wundenrot
lösen Ohnmachtgeflüster
noch Ermattung kaum.
Den Zaun:
Millionen-Meilen-Zeit
dich: deine Einsamkeit
umarmst schon immer in ihm.
Liebe zeugt Nichts:
dein Sein
Verzweiflung und Pein
ohne das Licht seines Gesichts.

Valeria Koch: *Liebe im Café* (1986)
Ein Raubtier
betritt den Saal
geht mit geübten Schritten
zu einem Tisch
nimmt Platz bestellt Kaffee
mit Sahne
sein Blick hungrig
sein Blick wild
es erscheint die kleine Dame
das Raubtier leckt ihre Hand

bestellt ihr Kaffee
mit Sahne
sie streichelt ihm übers Fell
und lacht
wie immer während sie
verblutet

Valeria Koch: *Hilfsverbissima* (1992)

(Frech und leicht)
Sterben muß man
und aufs Klo.
Edel sei der Mensch
hilfreich und ... froh –
um des Reimes willen.
Geil zirpen die Grillen.
All you need
ist ein Glied
das wir sehen wollen.
Befreit von den Schollen
dürftiger Zeiten
dürft ihr euch streiten
um Eduscho oder Kaffee Hag.
Wer mich nicht mag
kann tun mir ein Gefallen
von hinten
vor allem.

Koloman Brenner: *Gespeichert* (2003)

An M.
Ein Foto
von der Seite
runtergeladen
als Datei gespeichert
man kann es
drucken
und vergrößern
trotz guter Auflösung
roch dein Haar
beim Abschied
besser

strong>**Koloman Brenner:** *Fragezeichen*

Wohlduftende
Mädchenkörper
schmiegteten sich an
behaarte Gestalten
die sich die Frage
wer bist du wirklich

noch nie gestellt haben
dies verursachte keine besondere
Gemütsregung
was sich
in unserem verlegenen Lächeln
widerspiegelt hat
das Grübeln aufzuheben war ein Ausweg
der verdammt
ehrlichfaul stank
wie unsere verglommenen Kippen
im Ascher

Koloman Brenner: *Fleischeslust*
Kaugummigeladenes Kichern
streift die Aura
Chemievorgänge im
Frühlingsgehirn
täuschen uns darüber
hinweg
Das feste Fleisch
der Raubtierblicke
wird lascher
und ein alter Freund
spricht weise
aber kostbarkühle
Augenblicke
halten uns fern
von der Versuchung

Koloman Brenner: *Sehnlichst*
Tja
wieder mal
das Jammertal
wobei ernst
wird's nur
in Perlmütternächten
in letzter Zeit
die aufflackernden
wüstenfrommen Begehrensstürme
lassen im Kern
ein Loch übrig
still ruht das Gemüt
nur manchmal zittert die Glut
darin laß uns
noch weilen

Koloman Brenner: *Fast*
Fast
Tja

fast wäre
es geschehn
die antastenden
Bewegungen
versprachen den
Zellen
die Erfüllung
und doch
lächeln wir
beim Gehen

Koloman Brenner: *Furchen*

Die Furchen
meiner Hand
legen sich
an geplatze Äderchen
Deiner Schenkel
ärmlich-süßer Geruch
der zerknitterten
Beischlafmomente
umwittert uns
auf Knopfdruck
kommt der Abschluß
und der Schlaf
aber jetzt
verspürst nur
die Rückenmarksignale
nicht
die Furchen lassen
meine Hand älter
aussehen
und das Aufsehen
ist verzweifelt
Es blubbern
die Tage wieder
vorbei

Claus Klotz: *Liebeslied Anno 1980* (1980)

ich lieg in deinen armen
geschwind geschwind
in Nevada sind
sprengversuche
ich fluche
und suche
deinen kelch
rastlos in deinen armen
gott soll sich unser erbarmen

dein haar schweißperlenblitz
körper kämpfen verflochten
schon vorbei
du holst kaffee herein
wobei
ich frage
kennst du einen kriegswitz
nein
Clausewitz
sage ich
und wir lachen
wir armen
gott soll sich unser erbarmen
du nimmst die Zeitung
stellst darauf die tasse
ich lese
der präsident meint
nur Amerika ist klasse
du schlüpfst wieder zu mir
ich bin in deinen armen
gott soll sich unser erbarmen
es dauert nicht lang
bang
blinzeln wir in die stille
in die stille
stille
schauerstille
du warnst mich
der kaffee wird kalt
mein onkel meinte gestern
weltkrieg wird bald
und ich
bin schon wieder
in der gewalt
deiner arme
gott erbarme

Robert Becker: *An Lieschen* (1989)

ich streichle dich
mit Hand und Blick
mit Blick und Hand
mein unverständ'nes
Leben lang – so kurz:
die Ewigkeit mit dir

Robert Becker: *Trennung* (1994)

mit einem
Haar auf der Zunge
spielt ein
Kuß Vergißmeinnicht

Robert Becker: *Einsam*

Ich habe die Stille verloren
und die Finsternis
auch den Mond
die Bäume sind mir geblieben
der Straße entlang
wenn sie am Bus vorbeifliegen
schaun sie mich immer an
1987

Robert Becker: *Russiko*

Wie Salbe war ihr Blick
als sie im Lächeln
den Dreck der Tage verbarg.
Nach Jasmin roch die kurze Zeit:
Worte haben sich geregt
und Ruhe plauderte
aus unseren Gliedern.
Sternig schwingt der Tee
in silbernen Tassen –
in seinem Dampf
löste uns der Augenblick.
1992

Valeria Koch: *Der Weg zu dir*

Der Weg zu dir
mit Samen der Entsagung
besät.
Der Weg zu dir
vom Sehnsuchtsblumenduft
durchweht.
1974

Valeria Koch: *Liebe*

und verletzt
zuletzt
1974

Valeria Koch: *Zweizeiler der Liebe*
Konklusion

Ich liebe deine Gedanken
also liebe ich dich
Wie weit
Liebende wissen nie Bescheid
die Nähe des andern wie weit
Auf der Suche
Mit Plakatekinderaugen
auf der Suche nach dir
Metapher
Entsagungsblick der Liebesaugen
in-sich-selbst-sinkende See
Vision
Wärmevollblick
brauner Verzweiflung
Effekt
Gedankenstillstand
du erscheinst
Platonische Liebe I
Wie schön unser niegebornes Kind.
Wie tot seine keuschen Eltern sind.
Platonische Liebe II
Dein Geist umarmt den meinen
ewig der Kuß unserer Gedanken

Josef Michaelis: *Deine Blondheit*

(Frei nach Gyula Juhász)

Deine Blondheit –
Federgras, da mit feinem Locken im Sommerlüftchen winkt
Deine Blondheit –
Hechelflachs, der in Grimm-Märchen auf altem Spinnrad schwingt
Deine Blondheit –
Bernsteinglanz, in dem – gefangen – eine Urameise schwimmt
Deine Blondheit –
Tokaiertwein, der im Mund mit Glut der Würzen glimmt
Deine Blondheit –
Scheudrhonig, der dein Antlitz wie Lavagold umrinnt
Deine Blondheit –
Weizenfeld, wo zwischen vollen Ähren der Windhauch springt
Deine Blondheit –
Gemäldegelb, in der Waldlichtungen hell leuchtendem Ton
Deine Blondheit –
Birkenlaub, das auch im bunten Herbst glänzt wie ein Lampion
Deine Blondheit –
Wasserfall, in dem geseihter Milchstraßenschein streift
Deine Blondheit –

in faseriger Zeit zu uns umarmender Stille reift
1987

Josef Michaelis: *42 Grad Celsius*

(An A.)

Schmelzendes Wachs
deiner Blicke
rinnt in meine Poren
Baumwolle
deines Tastsinnes
trocknet mich ab
Blonde Haarflut
überschwemmt mich
mit Stille-Seide
Auf unwegsamen Wegen
rollen Schweißperlen
in die aufatmende Glut
Fieber brennt
den Sommernachmittag

Josef Michaelis: *Mädchen aus Potsdam*

Nächte bringen dich
Tage nehmen dich
Die Tage werden länger
die Liebe immer enger.
1976

V. GEDANKENLYRIK

Valeria Koch: *Wandlung* (1992)

*Die wichtigste Stunde ist
immer die Gegenwart.*

(Meister Eckhart)

Alle während wir vergehen
Völker Grenzen Lieben Wehen
wird die Wandlung stets bestehen
um die Gegenwart sich drehen
was war sei wahr
was wird leicht irrt
allein das Jetzt
noch nicht verletzt
„Hic Rhodus, hic salta!“ mahnen
aus glücklichen Zeiten Ahnen
wir stehn in Mauern und lauern

auf unser eigenes Schauern
was wird leicht irrt
was war sei wahr
noch nicht verletzt
allein das Jetzt

Robert Becker: *Panoptikum*

Der Tod ist ein Heiligtum:
eine leere Urne im aufgebrochenen
Grab des Lebens.
Das sanfteste Schwarz
hinter dem leuchtend weißen
Leichentuch der Existenz.
Wie wortlos glänzt
der thronende
Herr der Zeit
und wächst in jedem
sich regenden Atom
der Vergänglichkeit.

Robert Becker: *Jahrtausendwende*

arm an Gefühlen
und an Vernunft nicht reich
hoben an und fielen bald
zwanzig der stolzen Jahr-
hunderte im Nachtland
noch reicht das Raubgold
aus dicken Kolonien für
Kreuzzüge und um manche
Kreuze zu brechen – doch
wie lange noch waltet Verbrechen
aus eigener Wahl ging einer
aufs Holz und wusste genau
sein Opfer ist zu gering
in der Welt der Barbaren
so schwitzte er Blut
wieder andere sind im
Namen der Dornenkrone
König und Herr geworden
und wähen sich glücklich
zu herrschen durch Gewalt
Hochmut regiert und nach
Schwefel riecht der Kontinent
es steht gut für die Waffen-
schmiede die lieber leben
im Krieg als in Frieden ewig
die Scharfrichter fluchen wenn

der Rauch ihre Augen quält
doch die Verdammten küssen
das Kruzifix und singen das
Kyrie bis zuletzt – heute noch
mußt du wissen wo du stehst

Robert Becker: *KontroVers* (1987)

deine Zeit ist
noch nicht da
um etwas zu sein
so bist du nichts
wie die Zeit

Robert Becker: *Dämmerung* (1993)

Töne stampfen. Mit allen Pulsschlägen
bröckelt ein Stück Jugend ab
und radieren sich Bilder
aus einer Erinnerung
– die es nie gab.

Generationen und Familie

Ingeborg Hecker: *Kinder*

In Zucht und Gehorsam
breite ich mich um mein Haus,
wie eine kampfbereite Henne
die Flügel spannt um ihre Kleinen;
so werde ich gleichfalls meine Kinder
umschließen
mit Liebe und steinerner Sicherheit,
mit unwandelbarer streitbarer Treue.
Ich werde mich als Opfer
auf die Schwelle legen,
sollte Eines begehren,
den Weg mit dem Bösen zu gehen.

Valeria Koch: *Brief*

an die großen alten Männer der Welt

ich will noch lieben
Kinder kriegen
um den Maibaum tanzen
Bäume pflanzen
nicht zerscherben
schön alt werden
möglichst so alt
wie Sie
1985

Valeria Koch: *Glaskugelkindheit*

Längst schon entrollte
die Glaskugelkindheit
darin mit der Tochter
der blonden Gedanken
sie ruht im Teich der Jahre bleich
sie pocht im Kern
der Sonnen fern
Längst schon zerbrochen
die Glaskugelkindheit
verdunkelnder Himmel
des Mädchens blauer Blick
sie liegt beschneit
von Ewigkeit
verlornes Pfand
im Seelensand
1978

Valeria Koch: *Jugend*

Jugend heißt
Blüten im goldblauen Wind
Jugend träumt
Taten, die sie einst vollbringt
Jugend spielt
Ordnung, umdichtet die Welt
Jugend bahnt
Wege vom Wissen erhellt
Jugend heißt
Liebe, lodert lichterloh
Jugend bringt
Frieden vervollkommnungsfroh
Jugend spricht
Worte voll Zauber und Sinn
Jugend ist
Selbst der beseelte Beginn
1977

Valeria Koch: *Kindheit*

Kein Wind, kein gewaltiger Regen
bringen sie uns nochmal entgegen.
Nicht einmal frohe Abendglocken.
Doch etwas vielleicht: sanfte Flocken,
Flocken des Winters – stilles Wallen –,
die wie aus Märchenbüchern fallen,
ganz der Frau-Holle-Sage ähnlich,
leise, langsam, unpersönlich,

dennoch vertraut, dennoch bekannt,
seit unserm Kindheit-Verloren-Land,
woher sie jährlich fliegend kommen,
erinnern uns an dessen Wonnen.
1973

Valeria Koch: *Perlen*

Der Kindheit Sparherdwärme
die weichen Dunkelstund'
im Aufblinken die Sterne
der Abend kugelrund
Der Vater grad im Kommen
in Mutters kühlem Mund
die Lieder rot verglommen
es perlt im Seelengrund
1978

Valeria Koch: *Teenager-Klagelied*

Wir Schwabenkinder
großmütterlicherseits
mit Eltern der Nostalgiewelle
wachsen im Atomzeitalter
einer fragezeichenreichen Zukunft zu
indem wir punken
gegen Schranken
einer kranken
Welt
uns bleibt nur Handeln
in Lust verwandeln
bis dieses Tadeln
zerfällt
1985

Valeria Koch: *Wo die Schlitten sausen*

Du stehst am Fenster im neunten Stock der Großstadt. Draußen fällt in dichten Flocken der Schnee. Glückliches, ruhiges Wallen, Bescheidenheit in Scharen – meldet sich der romantisch angehauchte Schöngeist in dir. Weiß für einige Minuten, eisiger Matsch, Verletzungsgefahr – setzt sofort der erfahrene Realpessimist entgegen. In dir, natürlich. Wie immer. Zu einer dialektischen Synthese kommt es – wie meistens – auch diesmal von außen: Kinder eilen mit Schlitten zum einzigen Hügel der Umgebung. Und schon fliegen die ersten Schneebälle, wächst der dicke Schneemann, sausen die Schlitten. Kälte, Naßwerden, Hinfallen gehören mit dazu: zum Erlebnis Winter, zum Genuß Schnee. Kinder grübeln nicht. Sie handeln. Wie einst auch du. Erinnerst dich noch an die schneebedeckte Zeit deiner Kindheit? An die prächtigen Hügel, Berghänge und Täler deines Heimatdorfes? Sie alle waren von Natur aus fürs Rodeln erfunden, keine Kunstgebilde, wie dieser städtische Hügel da

vor deinem Fenster. Denn dieser Hügel inmitten des Parks ist Produkt der Gebietsplanung, verdankt seine Geburt einem wahrscheinlich kinderfreundlichen Ingenieur, der als Knabe sicherlich selbst gern gerodelt hat. Für Hunderte von Flachlandkindern des neuen Wohnviertels ließ dieser gute Mensch aus Schutt, Steinen und Sand einen Hügel zum Schlittenfahren erheben. Das schmale, holprige, zweimannhohe Gelände wurde zur Lieblingsstätte der kleinen Rodler. Wenn auch winzig, ist es ihre Gleitbahn. Ihr Hügel.

Wie die deinen waren? Die Mehrzahl ist hier angebracht, denn du hast sogar drei Rodelplätze gehabt. Der eine Hügel befand sich ganz in der Nähe eures Hauses. Er war zweifelsohne die gefährlichste Gleitbahn. Sie führte nämlich über den Gehsteig und einen zugefrorenen Graben weit über die Straße. Keiner von euch hat die ständige Drohung wahrgenommen. Oft seid ihr, du und deine Kameraden, erst beim Aufblinken der ersten Sterne nach Hause gerast, verfroren, todmüde, klitschnaß, vom Hunger getrieben. Was eure Mutter dazu sagte? Wenn sie auch ein böses Gesicht machte, war sie immer wieder froh, euch in einem und im ganzen wiedersehen zu können. Euer Schutzengel mußte damals harte Schichten haben...

Die zweite Rodelbahn war weniger gefährlich, dafür aber leicht morbide. Sie begann nämlich oben am (nicht selten auch im) Friedhof und endete vor der Kirche. Die schöne, sonst stille Kastanienallee – der Weg zum Friedhof – hallte in schneereichen Winterzeiten vom Geschrei und Jubel der Schlittenfahrer wider. Damit sich die Toten nicht langweilten, habt ihr ihnen Schneemänner gebaut, Lieder gesungen. Purzelte einer von euch vom Schlitten, mußte er den Toten spielen. Ihr habt ihn auch „begraben“: mit Schnee bestreut, halbverstandene lateinische Begräbnisformeln murmelnd. Solange das Reich der Toten als Spielplatz dienen kann, sind Sterben und Angst freundliche Begriffe. Wo aber ist schon der Schnee vom vergangenen Jahr?

Am Rande des Dorfes, neben einem jungen Tannenwald, führte ein steiler Weg in die Weingärten. Vis-à-vis, im letzten Haus des Dorfes, wohnte deine Oma. Von diesem schmalen Bergweg konntest du fast bis zu ihrem Gartentor rodeln. Nach den großen Schlittenfahrten am vereisten Waldrand bist du dann oft bei der Oma gelandet. In ihrer vertrauten Küche konntest du deine Füße wärmen, die nassen Handschuhe trocknen und als du schon größer warst, bevorzugtest du mit deinen Kameraden diese lange, steile Rodelbahn. Die zwei anderen hast du einfach ausgewachsen. Hier fielen schon Worte über Beruf und Liebe, und nicht immer der Wind war's, der die Wangen rötete.

Du stehst am Fenster, schaust den rodelnden Kindern zu. Was für Erinnerungen werden sie mal vom Schlittenfahren haben?

Budapest, 1981

Stefan Valentin: *Lebenslauf*

Ich wurde in der Morgendämmerung der Geschichte geboren. Meine Mutter heißt Glück und mein Vater Sinn. Beide sind Ideale von Beruf.

Meine Kindheit verging in Kampf und Frieden, ich wurde einer strengen Erziehung teilhaftig und musste das Ziel vor Augen halten, immer mehr zu sein, als ich in der Tat bin. Ich durfte meine eigene Persönlichkeit nie annehmen, ich musste mich in ein vollständiges Wesen umwandeln.

Zur Grundschule ging ich im altertümlichen Rom. Ich glaubte an alles, was mir die Götter anboten. Ich nahm an verschiedenen Wettspielen teil, in denen ich beweisen

konnte, dass ich die ganze Welt erobern kann. Darauf folgten dunkle Jahrhunderte. Ich verschloß mich nach innen und suchte die einzige Wahrheit. Die Gymnasialjahre verbrachte ich in der Thomas von Aquin Scholastischen Privatschule in Bologna und dort legte ich auch die Reifeprüfung ab. Nach der Matura schloß ich mich der spanischen Armee an, besetzte die ganze Welt und vernichtete viele Völker. Ich verlor Gott.

Als ich den Militärdienst hinter mir hatte, immatrikulierte ich mich an der Universität in Königsberg, an der mir Professor Immanuel Kant das Wissen der Fragestellung beibrachte. Meine Diplomarbeit schrieb ich über die Aufklärung. Ich wurde Doktor der Menschenlehre. Meine erste Arbeitsstelle war die Firma Revolution in Paris, an der ich die Experimentierabteilung leitete. Ich führte viele Paradigmenwechsel durch wie den Übergang aus der diktatorischen Monarchie in die demokratische Anarchie und den aus der anarchischen Monarchie in die demokratische Diktatur.

Inzwischen heiratete ich meine erste Frau, Venus, und lebte mit ihr ein Jahrhundert zusammen. Wir bekamen keine Kinder. Nach der Scheidung wechselte ich auch meine Arbeitsstelle. Als politischer Unternehmer gründete ich extreme Parteien und stritt lange mit der ganzen Welt. Nach einem schweren Zusammenbruch gelangte ich in eine christlich-soziale Klinik in München. Dort lernte ich meine jetzige Frau, Harmonie, kennen, die als Krankenschwester angestellt war. Nach meiner Genesung heirateten wir und nahmen auch meine Mutter Glück bei uns auf. Wir haben zwei Kinder, Optimismus und Liebe. Sie sind sehr begabt und erben nur unsere guten Eigenschaften. Ich bin stolz auf sie. Sie werden die ganze Welt entfalten. In diesem Glauben erwarte ich eine positive Fortsetzung des Lebens.

Mit freundlichen Grüßen:

Ich

Valeria Koch: *Fazit*

im Namen Gottes

im Namen der Vernunft

im Namen der Liebe

im Namen der Menschheit

geschieht

alle Gewalt

alles Unrecht

alles Verbrechen

gegen Gott

gegen die Vernunft

gegen die Liebe

gegen die Menschheit

1984

Valeria Koch: *Grün 2086*

Grün war einmal

die Farbe der Bäume

im Frühling

was heißt Bäume

was heißt Frühling
hier stehn nur noch
verkohlte Stengel
Asche fliegt im grauen Wind
grün war das Gras
der Laubfrosch
die Grille im Wald
steht es da in den Memorie
des Computers
und grün blinzelt
seine unzerstörte
Elektronik
1986

Valeria Koch: *Zukunft*
ist ein Wort
das mit jedem Atomkraftwerk
weniger Bedeutung hat
1986

Alfred Manz: *Rückkehr*
Schlenderst erneut im vertrauten,
lindenduftenden Schatten.
Abklingende Töne aus der rötlichen Ferne.
Warum zittern die Blätter ringsum in der Windstille?
1984/1989

Josef Michaelis: *Blätter*
Blätter
grünen noch
Blätter
in dem Laub
Blätter
fallen doch
Blätter
in den Staub
1984

Robert Becker: *Schade,*
dass die Gesellschaft
keine Partei ist,
denn dann würde ich
nie eintreten!
1993

Robert Becker: *Kaserne*

Man greift nach Händen –
hier, wo es nur Fäuste gibt.
Man wünscht sein Leben zu meistern –
hier, wo es nur Befehle gibt.
Und ich will alles schonen –
hier, wo man zerstören lernt.
1998

Glaubensreflexionen

Béla Bayer: *Nach Hiobs Recht und Gesetz*

In meinen Zellen weilt noch
die babylonische Erinnerung
Mit meinem hässlichen Körper
spielt das Fieber der Geschwüre.
Dennoch soll
Gottes Name gesegnet sein!
Auch die lindernde Asche
soll gesegnet sein so wie
auf meinen Lumpen die Scherben!
Der Name des Herrn sei gepriesen!
Obwohl er die Seelen meiner Liebsten
nahm, werde ich meinen
Flüchen entsagen.
Ich weiß, Elifas' Verdacht
ist grundlos, auch Zofars
Worte finden keine Bestätigung.
Die Erklärungen des guten Bildad
ermutigen mich.
Das Leid kann nie Sünden vergeben,
Nebenabsicht dürfte
eine Marter schaffen.
Der Name des Herrn sei gepriesen!
Gesegnet sei seine Großzügigkeit!
aber ich bitte Ihn, ehe Er mich zu sich ruft,
solle Er meine Sünden
zu Gedichten verdammen.

Robert Becker: *Getto Gottes*

wir weinen täglich zweimal
lachen aber nur einmal
legen unser Gesicht
in Furcht-Furchen
breiten Arme im Schnee aus:
wir sind lebendige Kreuze

sterbend erlösen wir uns selbst
1998

Robert Becker: *Später Jonas*
mein Herr!
die Welt ist
laut geworden
mein Gebet
dringt nicht mehr
hoch zu dir.
2002

Robert Becker: *Presslufthammer*
donnern deine
Psalme
– und von den
Autobahnen
dröhnen sie entgegen.
an dir vorbei
führt der Weg
auch heute nicht:
wo alles brüllt,
bist du die Stille,
wo Steine fallen,
bist sanft wie Flaum.
nur meine Gebete
die zermürbten
hebe auf mein Gott –
und versenke sie
im tiefen Schwarz
deines ewig weißen
Schweigens!
2002

Robert Becker: *Presslufthammer Zweifeltliger*
Lehre mich dein Gebet
— Vater unser —
damit mein Weltgeist
sich deinem Willen fügt.
Lasse mich selig werden,
dir umgesehen zu glauben;
gib mir die Kraft,
im Gegenstrom der Zeit
mein Kreuz zu tragen.
1990

Nelu Bradean-Ebinger: *Der Fremde*

Er kam aus einer Welt
des Glaubens,
des Glaubens an das,
was Leben lebenswert macht.
Er kam im Glauben,
im Glauben daran,
dass alle Menschen gleich sind
vor Gott.
Er kam im Glauben
seiner Kindheit,
im Glauben,
Gutes zu tun,
und Böses zu unterlassen.
Doch er kam in eine Welt
des neuen Glaubens
an fremde Philosophien
an fremde Propheten
an den neuen Menschen.
Er schloss sich an
im Glauben,
etwas Gutes zu tun.
Da wollte man ihm
den Glauben nehmen,
den Glauben seiner Kindheit.
Doch daran hielt er fest:
das einzige, was ihm blieb,
war sein Glaube,
der Glaube seiner Kindheit.
Wohin soll er gehen?
In die alte Heimat,
die es nicht mehr gibt?
Wo soll er bleiben?
In der neuen Welt,
die ihm und für die er
so fremd?
Quo vadis, Fremder?
1990

Claus Klotz: *Matthäus 23, 16-18*

Wehe über uns, die wir gehorchten:
beim Tempel zu schwören ist nicht mehr schick.
Gold, Gold und Gold beglückt alleine.
Meine, deine und seine Goldtruhe.
Was machen wir aber mit dem Gold ohne das Heiligtum?
1985

Valeria Koch: *Gott*

hat die Welt
in sechs Tagen
geschaffen
der Mensch kann sie
im Handumdrehn
vernichten
1984

Angela Korb: *Das Eisenkreuz*

Im wilden Busch
umgeben von stacheligen Dornen
steht aus gewaltigem Eisen
das Kreuz
Selten nur
dringen Regentropfen
durch dichte Waldung
zu ihm herab
Einsam
ohne die Schar der Betenden
kündet es noch immer von der Kraft
des Glaubens
Die mächtige Zeit
ruhelooser Tage Herrscherin
findet in wüster Dornenödnis das Kreuz
als Zeichen der Hoffnung
Versammelt ums Kreuz
tragen die Seelen der Verstorbenen
über alle Zeit den Glauben an
das Wunder der Liebe
2003

Robert Hecker: *Haikus aus dem Band „Anziehungskraft“
abholdienst*

Hol Dir meinen schatten ab
er stemmt sich gegen meine
tür ich öffne zwar noch nicht aber...
warte sehnsüchtig bis Du behutsam anklopfst.

ankunft

es gibt einen hafen eine
krippenförmige bucht wochin
trotz der trüben sturmeswucht...

Deine liebe mich ruft das licht in meiner dunkelheit.

simpel

ich liebe Dich so einfach
ist das wenn ich Deinen schatten
umarme wächst in mir nicht die nacht...
Deine liebe nimmt mir jeden erklärungszwang.

Literatur

Koloman Brenner: *Falterleben*

Es reihen sich die Namen
Die Spinnen des Lebens
flechten uns mal zusammen
mal auseinander
Fotos und Eintragungen
registrieren den Wandel
Robert Du Falterfreund
es geht doch
munter weiter

Koloman Brenner: *Immer dabei*

In memoriam Engelbert Rittinger
Die klugen Augen
sind geschlossen.
Er ruht wie noch nie
in seinem Leben
den Kopf gesenkt
räusperte er sich
und sagte mit zartrauher Stimme
einen glühenden Satz
der uns nachdenken ließ
Du bleibst
immer dabei

Valeria Koch: *Lieber Onkel Goethe*

Sie wurden eben geboren in Frankfurt am Main
als nach Süden zogen die Ahnen mein
in die Schwäbische Türkei vogelweit – tandaradei!
Manche erfroren dabei
von der Pest gefressen zwei-drei
doch einigen ist es gelungen
wenn auch mit löchern Lungen
aufbaun ein ärmliches Nest
sie nannten es Heimat den Rest

der ihnen geblieben auf Erden
Wortbrocken und Liederscherben
hielten sie zusammen doch ihr Geschick
schlug ihnen öfters in das Genick
Parolen fielen und Soldaten
wer überlebte wurde verraten
von den seinen mal von den andern
und wieder begann ein wirres Wandern
im Kreise herum und weltweit hinweg
um zu finden ein ruhiges Eck
Wo Sie lieber Onkel Goethe
zu lesen sind in Einigkeit
wo alle menschlichen Gebrechen
sühnet reine Menschlichkeit
wo man taub und blind und stumm
doch immer strebend sich bemüht
vielleicht kennen Sie das Land
wo alte Tugend neu aufblüht vogelweit – tandaradei!
Es grüßt Sie Ihre Nichte
mit einem späten Schrei
1987

Valeria Koch: *Zu Hause im Wort*

Die größten Dichter und Philosophen sind zugleich die größten Skeptiker dem Wort gegenüber. Hölderlin formulierte seine Skepsis folgendermaßen: „Die Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich, und ruht in seiner Tiefe wie die Perle im Grunde des Meeres.“ Ludwig Wittgenstein behauptet, worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.

Wenn man Wittgensteins Wort umdreht, bekommt man genau so eine Aussage, in der viel Wahrheit steckt. Demnach also: Worüber man nicht schweigen kann, darüber muß man sprechen. Sprechen – also sich mitteilen, äußern, seine Meinung sagen. Was wohl sonst könnte ein Dichter, ein Schriftsteller, ein Denker machen? Er ringt immer wieder mit sich selbst und mit dem Wort. Dieses Ringen kann sehr hart sein, schmerzvoll, es kann verletzen. Es kann verursachen, daß man von Zeit zu Zeit verstummt, um danach noch entschlossener oder verzweifelter nach dem Wort zu suchen, nach dem Wort, in dem man zu Hause ist. Denn der moderne Mensch als Dichter oder Denker ist wahrscheinlich nur mehr im Wort so richtig zu Hause: Wenn er das richtige Wort findet, die richtigen Wörter, die richtigen Worte: lebendige, positive, gute Worte, die ihm helfen, weiterzuleben.

Einige glückliche Schaffende haben ein doppeltes Zuhause, oder ein dreifaches oder mehrfaches sogar. Wer mehrere Sprachen kann, besitzt, ist mehrerenorts in der Welt zu Hause. Er fühlt sich überall zu Hause, wenn er das richtige Wort findet. Es ist ziemlich mühsam, zu jeder Zeit, allerorten das richtige, einzig passende, adäquate Wort zu finden. Für jeden Denkenden, Schreibenden eine ganz schön große Last, eine Aufgabe, das richtige Wort zur richtigen Gelegenheit zu finden. Denn das heißt auch, sich selbst zu finden, nach Hause zu kommen. Ein Zuhause zu finden im Wort,

von dem man nicht vertrieben werden kann. Denn das Wort sind wir, die es gebrauchen. Die darin leben, die daran glauben. Wir sind das Wort, und das Wort sucht und findet uns: Es spricht uns an. Die Sprache wählt uns aus, nicht wir die Sprache. Dieses Geheimnis, diese Transzendenz der Schöpfung im Wort bleibt für immer ein Rätsel. Es hat etwas Mystisches an sich. Das ist gut so, richtig, recht und gerecht. Zu Hause sein im Wort trotz Skepsis, trotz Verzweiflung, trotz allem: das einzige Zuhause, egal in welcher Sprache.

Wie es der suchende, grübelnde Hölderlin letztendlich doch ganz bewußt und beruhigend feststellt: „Was bleibet aber, stiften die Dichter.“

Josef Michaelis: *Ars poetica*

Propheten Dichter

säen schreiben

ihre Saaten in den Rauch

auf die Felsen Gedanken

schütteln streuen

Worte Gefühle

in den WIND in den STAUB

der Wüsten der Wege

Propheten und Dichter

Warum sie so leichtgläubig sind?

1983

Josef Michaelis: *Lenau*

Wenn das Blau

den Morgen erweckt

wenn der Tau

die Wiesen bedeckt,

wenn ganz lau

der Windhauch sich reckt

kommt Lenau

1982

CHRONOLOGIE

Die Chronologie der ungarndeutschen Kultur seit 1944

Jahreszahl	Ereignis
1944	Mehr als 60 000 Personen werden in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit verschleppt (Malenkij Robot), von denen viele ihre Heimat nie mehr sehen werden.
1945	Pläne für die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn. Der Erzbischof von Gran, József Mindszenty wendet sich an die Regierung wegen einer humanen Lösung der deutschen Frage und bittet um die Beschützung der „staatstreuen“ Ungarndeutschen.
1946	Die ungarische Regierung verkündet die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn. Am 19. Januar beginnt diese mit den ersten Deportierungen aus Wudersch.
1947	Ende der Vertreibung in die westliche Besatzungszone. Beginn der Deportationen in die sowjetische Zone.
1948	Offizielles Ende der Vertreibung. Unter den Historikern gibt es bis heute kein Konsens darüber, was die endgültigen Zahlen der Vertriebenen betrifft. Nach den offiziellen deutschen Daten wurden in die westlichen und in die östlichen Besatzungszonen insgesamt 213 196, nach ungarischen statistischen Angaben 185 000, nach Johann Weidlein 232 000, nach Béla Bellér und György Zielbauer 250 000 Deutsche aus Ungarn vertrieben.
1949	Bei der ersten Volkszählung nach dem Zweiten Weltkrieg bekennen sich 22 455 Personen zu ihrer deutschen Muttersprache und 2 617 zu ihrer deutschen Nationalität.
	Die neue ungarische Verfassung garantiert allen nationalen Minderheiten die vollkommene Gleichberechtigung, das Recht auf muttersprachlichen Unterricht und das Recht auf Pflege der eigenen Kultur. Diese Rechte wurden bis zum Sturz der sozialistischen Diktatur 1989 nur innerhalb eines beschränkten Rahmens in die Realität umgesetzt.
1950	Den Ungarndeutschen werden die ungarische Staatsbürgerschaft und die vollkommene Gleichberechtigung

	garantiert.
	Gründung der ersten ungarndeutschen Kulturgruppe in Elek. Die Gruppe trat das erste Mal im Sommer zum Nationalitätenfestival in Szarvas auf. Die zweite ungarndeutsche Kulturgruppe wird in Jula gegründet.
1951	Gründung der <i>Bundeslandesmannschaft der Deutschen aus Ungarn – LDU</i> in München.
	Im Rahmen eines pädagogischen Experiments wird der Unterricht der deutschen Sprache in 25 Grundschulen des Landes mit 3 Wochenstunden eingeführt.
1952	Der Deutschunterricht wird in weiteren 66 Grundschulen eingeführt.
1952-1955	Es werden immer mehr deutsche Kulturgruppen gegründet, z.B. Tscholnok, Tatabánya, Nemesnádudvar, Wieland, Sulok, Nadasch, Werischwar.
1953	Die deutsche Sprache kann auch in den Kindergärten unterrichtet werden.
1954	Die erste Nummer der deutschsprachigen Zeitschrift <i>Freies Leben</i> erscheint in Budapest mit 4000 Exemplaren.
1955	Der <i>Kulturverband der deutschen Werktätigen in Ungarn</i> wird gegründet.
1956	Der <i>Demokratische Verband der Deutschen Werktätigen in Ungarn</i> beginnt seine Tätigkeit. Zwischen 1969 und 1978 trug er den Namen <i>Demokratischer Verband der Deutschen in Ungarn</i> .
	Start der deutschsprachigen Rundfunksendung von <i>Radio Fünfkirchen</i> . Die Sendung engagiert sich durch Autorenlesungen und Interviews auch für die Entwicklung, Förderung und Verbreitung der ungarndeutschen Literatur.
	Im Gymnasium von Frankenstadt startet der erste Nationalitätenklassenzug des Landes. Alle Fächer außer Ungarische Sprache und Literatur werden in deutscher Sprache unterrichtet. Der Klassenzug wird 1959 als Deutschsprachiges Gymnasium unabhängig und nimmt ein Jahr später den Namen von Leo Frankel an. Heute trägt die Institution den Namen <i>Ungarndeutsches Bildungszentrum</i> .

	In Frankenstadt beginnt die Ausbildung von deutschen Nationalitätenpädagogen, in Fünfkirchen wird der erste Lehrstuhl für Germanistik erstellt.
	Während der Revolution von 1956 verlassen 200 000 Flüchtlinge, darunter auch viele Ungarndeutsche, das Land.
1957	Die <i>Neue Zeitung</i> übernimmt die Rolle der Zeitschrift <i>Freies Leben</i> .
	Das ungarndeutsche Jahrbuch <i>Deutscher Kalender</i> wird jährlich herausgegeben.
	In Fünfkirchen (<i>Klara Leőwey Gymnasium</i>), in Güns (<i>Miklós Jurisics Gymnasium</i>) und in Budapest (<i>József Eötvös Gymnasium</i>) starten deutsche Klassenzüge.
1959	An der <i>Wirtschaftlichen Universität</i> in Budapest wird der erste Schwabenball nach 1945 veranstaltet.
1960	Die deutschsprachigen Schulen (so auch die Gymnasien) werden aufgrund einer Entscheidung des Ministeriums zu zweisprachigen Schulen umgestaltet.
1965	Dem Johann Hambuch, der Redakteur der Neuen Zeitung, wird aufgrund seiner Ansichten bezüglich der Nationalitätenpolitik gekündigt.
1967	Am 17. November 1967 erscheint in der <i>Neuen Zeitung</i> der offene Brief des Bonnhardter Lehrers und Publizisten Wilhelm Knabel. Der Adressat ist der Generalsekretär des Deutschen Verbandes, Dr. Friedrich Wild. Knabel initiiert die Förderung der ungarndeutschen Literatur.
1969	Der deutsche Klassenzug des <i>Klara Leőwey Gymnasiums</i> organisiert die erste Ausstellung über die ungarndeutsche Minderheit seit 1945.
1970	In Ödenburg wird das erste deutsche Volkstanzfestival veranstaltet.
	Mit der Preisausschreibung <i>Greift zur Feder!</i> wird ein literarischer Wettbewerb organisiert. Der Wettbewerb hatte vier Kategorien: (a) Erzählung, Novelle und Kurzroman, (b) Gedicht, (c) Lustige Geschichten und Szenen in der Mundart, (d) Reportagen, Berichte. Die Gewinner des Wettbewerbs waren Georg

	Wittmann, Engelbert Rittinger und Georg Fath.
1972	Die <i>Literarische Sektion des Demokratischen Verbandes</i> wird ins Leben gerufen.
	Das Finale des ersten kulturellen Wettbewerbs der Ungarndeutschen <i>Reicht brüderlich die Hand!</i> wird mit 68 Volkstanzgruppen und Chören, 26 Kapellen und 13 Theatergruppen veranstaltet.
1974	Als Ergebnis der literarischen Initiative wird die erste ungarndeutsche Anthologie mit 13 Autoren veröffentlicht mit einer Zahl von 5000 Exemplaren. Der Sammelband trägt den Titel <i>Tiefe Wurzeln</i> .
1977	Die <i>Literarische Sektion</i> veranstaltet jedes Jahr Werkstattgespräche zur ungarndeutschen Literatur unter der Teilnahme von Autoren, Kritikern und Förderern.
	Die Erzählsammlung <i>Die Holzpuppe</i> erscheint.
1978	Einmal im Monat wird vom Regionalstudio in Fünfkirchen das Fernsehprogramm <i>Nas Ekran - Unser Bildschirm</i> für die kroatische und für die deutsche Nationalität gesendet.
	Veröffentlichung der Mundartanthologie <i>Das schönste Erbe</i> mit Szenen, Mundartgeschichten, Liedern und Gedichten.
1979	Die Anthologie <i>Bekenntnisse – Erkenntnisse</i> veröffentlicht mit 2500 Exemplaren die Werke von elf Autoren auf mehr als 300 Seiten.
	Die Kinderanthologie <i>Igele-Biegele</i> wird veröffentlicht. Damit wird ein wichtiger Schritt in Richtung einer ungarndeutschen Kinderliteratur getan.
1980	Bei der Volkszählung bekannten sich 31 231 zur deutschen Muttersprache und 11 310 Personen zur deutschen Nationalität.
1984	Die literarische Anthologie <i>Jahresringe</i> wird veröffentlicht.
	Als erstes deutschsprachiges Theaterstück wird am 20. Februar <i>Anatol</i> von Arthur Schnitzler in der <i>Deutschen Bühne</i> in Szekszárd aufgeführt.
1985	Die <i>Deutsche Bühne</i> beginnt ihre offizielle Tätigkeit im <i>Mihály Babits Kulturhaus</i> von Szekszárd.

	Im Oktober wird in Fünfkirchen als der erste unabhängiger Kulturverein in Mittel- und Osteuropa nach 1945 der <i>Kulturverein Nikolaus Lenau</i> gegründet. Zwei Jahre später beginnen in der Altstadt die Bauarbeiten des <i>Lenau Hauses</i> .
1986	Das deutschsprachige <i>Radio Danubius</i> beginnt seine Sendung um den Plattensee.
1989	Die Mundartanthologie <i>Tie Sproch wiedergfune</i> wird veröffentlicht.
	Am 31. Dezember wird im Fünfkirchener <i>Lenau Haus</i> die <i>Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher</i> (GJU) gegründet.
	Die Anthologie <i>Das Zweiglein</i> wird publiziert.
	Der demokratische Umbau des Landes schafft auch für die Entfaltung der Nationalitätenkulturen neue Bedingungen.
1991	Die Anthologie <i>Bekenntnisse eines Birkenbaumes</i> wird veröffentlicht.
	Der katholische Verein <i>St. Gerhards-Werk</i> wird gegründet.
1992	Der <i>Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler</i> wird gegründet.
1993	Die <i>Jakob Bleyer Gemeinschaft</i> wird gegründet.
1994	Am 11. Dezember werden die ersten Minderheitenselbstverwaltungen des Landes gewählt.
	Von Studenten und Akademikern wird in Fünfkirchen die Studentenverbindung <i>Verein deutscher Studenten</i> gegründet.
2005	Von Studenten und Akademikern wird in Fünfkirchen die Studentenverbindung <i>Verein deutscher Hochschüler</i> gegründet.
2006	Die ungarndeutsche Anthologie <i>Erkenntnisse 2000</i> wird veröffentlicht.

LITERATURVERZEICHNIS

1. Quellen der ausgewählten Texte

- Bayer, Béla: Assymetrie. Szekszárd, 2000
- Bayer, Béla: Auf den Schanzen der Seele. Szekszárd, 2001
- Bayer, Béla: Diesseits der Milchstraße. Homburg: Geograph Verlag, 2009
- Bayer, Béla: Dort drüben. Szekszárd: Kerényi Verlag, 2002
- Bayer, Béla: Graublau. Szekszárd: Illyés Gyula Megyei Könyvtár, 1996
- Bayer, Béla: Opalkugel der Liebe. Budapest-Stuttgart, 2000
- Bayer, Béla: Resümee. Homburg: Geograph Verlag, 2006
- Bayer, Béla: Spiegelscherbe. Szekszárd, 1999
- Becker, Robert: Faltertanz. Gedichte. Hrsg. von Johann Schuth. Budapest: VUdAK, 1997
- Bekenntnisse – Erkenntnisse. Ungarndeutsche Anthologie. Ausgewählt und zusammengestellt von Béla Szende. Mit einem Nachwort von Oskar Metzler. Budapest: Tankönyvkiadó / Lehrbuchverlag, 1979
- Bradean-Ebinger, Nelu: Egy közép-európai ember vallomásai (Versek-esszék) – Bekenntnisse eines Mitteleuropäers. Budapest: Masszi Kiadó, 2001
- Das Zweiglein. Anthologie junger ungarndeutscher Dichter. Hrsg. von Johann Schuth. Budapest, 1989
- Brenner, Koloman: Sehlichst. Mit einem Nachwort von Horst Lambrecht. Hrsg. von Johann Schuth. Budapest: VUdAK, 2007
- Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Hrsg. von Johann Schuth, Horst Lambrecht und Robert Becker. Budapest: VUdAK, 2005
- Fischer, Ludwig: Auf weiten Wegen. Budapest: Lehrbuchverlag, 1983
- Hecker, Robert: Anziehungskraft. Haikus. Mit einer Einleitung von Werner May. Schwarzenfeld: Edition Wortschatz, 2013
- Koch, Valeria: Zuversicht - Koch Valeria: Bizalom. Budapest: Tankönyvkiadó / Lehrbuchverlag, 1982
- Koch, Valeria: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Hrsg. von Johann Schuth Budapest: VUdAK, 1999
- Koch, Valeria: Sub rosa. Gedichte/Verse. Pécs, 1989
- Koch, Valeria: Wandlung. Budapest: VUdAK, 1993
- Michaelis, Josef: Treibsand. Ausgewählte Texte 1976 – 2001. Mit einem Nachwort von Helmut Rudolf. Hrsg. von Johann Schuth Budapest: Budapest: VUdAK, 2004
- Mikonya, Josef: Krähen auf dem Essigbaum. Budapest: VUdAK, 1994
- Raile, Stefan: Dachträume. Budapest: VUdAK, 1996
- Rittinger, Engelbert: Mir ungrische Schwowe: Gedichte und Prosaschriften in deutscher Hochsprache und in der Kaschaer Mundart: 1973-1983. Budapest: Lehrbuchverlag, 1985
- Schuth, Johann (Hrsg.): Tie Sproch wiedergfune. Ungarndeutsche Mundartanthologie. Budapest 1989.
- Erkenntnisse 2000 Ungarndeutsche Anthologie. Budapest: VUdAK, 2005
- Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Hrsg. von Erika Áts. Budapest: Literarische Sektion des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn, 1974.

2. Verwendete Nachschlagewerke

Lexikon der Weltliteratur. Herausgegeben von Gero von Wilpert Directmedia • Berlin 1999. Digitale Bibliothek Band 13

Literaturlexikon. Herausgegeben von Walther Killy. 2. Ausgabe. Directmedia • Berlin 2000. Digitale Bibliothek Band 9

Meid, Volker: Sachwörterbuch zur Deutschen Literatur. 1999 für die Buchausgabe: Philipp Reclam jun., Stuttgart. 2000 für die CD-ROM-Ausgabe: Philipp Reclam jun., Stuttgart.

Microsoft Encarta Enzyklopädie, 2002

3. Verwendete Fachliteratur

Balogh F., András: Die deutschsprachige Literatur in Ungarn – Ein historischer Rückblick. In: Schuth, Johann (Hrsg.): Literatur, Literaturvermittlung, Identität. Budapest: VUdAK, 2004, S. 10-44.

Bechtel, Helmut Herman: A derék kihalás mértéke. Egy intertextuális háromszög a kortárs magyarországi német lírában. In: Napút 2008/július (5.) S. 93-95.

Bechtel, Helmut Herman: A határ mindenkori odaátja egy Közép-Európa-szövegben (Béla Bayer: Dort drüben). In: Kisebbségkutatás 2009/2. S. 301-315.

Bechtel, Helmut Herman: A kitzasztottság artikulációja egy nyelvek közötti térben. Valeria Koch *A nyelv mostohagyermek*e című versének értelmezési tartományai. In: Pad Irodalmi és Művészeti Szemle 2010/1. S. 13-25.

Bechtel, Helmut Herman: Die Zweisprachigkeit als Repräsentation der Interkulturalität in der zeitgenössischen ungarndeutschen Literatur. In: Klein, Ágnes-Meskó, Norbert: Gegenwartsaspekte der Zwei- und Mehrsprachigkeit. Szekszárd: PTE IGYK, 2012, S. 71-103.

Bechtel, Helmut Herman: Traditionen und Grenzgebiete der Ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. in: Genius Lesestücke 2007/4. S. 46-49.

Bechtel, Helmut Herman: Wilhelm Knabel und Bonnhard. In: Bechtel, Helmut Herman (Hrsg.): Erneuerung und Zukunft des ungarndeutschen Unterrichts. Bonyhád: Bonyhádi Oktatási Nevelési Intézmény, 2011, S. 55-68.

Brantsch, Ingmar: Das Leben der ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg im Spiegel ihrer Dichtung. Eckart-Schriften Heft 134. Österreichische Landsmannschaft, Wien, 1995

Brantsch, Ingmar: Ungarndeutsche Literatur. Bonn: Bund der Vertriebenen – Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände, 1999

Eiler, Ferenc: A magyarországi német kisebbség kronológiája 1945-2000. In: <http://adatbank.transindex.ro/regio/eiler/?ev=1992>

Keil, Diethelm: Wir in Mitteleuropa. In: Fiebinger, Herbert-Keil, Diethelm (Hrsg.): 125 Jahre Vereine Deutscher Studenten Band II: Der Zukunft zugewandt, Bad Frankenhausen: Akademischer Verein Kyffhäuser e.V., 2006. S. 99-106.

Pável, Rita: Die ungarndeutsche Literatur nach 1945. Erster Teil. In: Suevia Pannonica – Archiv der Deutschen aus Ungarn Jahrgang XIX. 2001, S. 5-53.

Pável, Rita: Die ungarndeutsche Literatur nach 1945. Zweiter Teil. In: Suevia Pannonica – Archiv der Deutschen aus Ungarn Jahrgang XX. 2002, S. 5-54.

Schuth, Johann: Zur Standortbestimmung der ungarndeutschen Literatur. In: Schwob, Anton (Hrsg.): Die deutsche Literaturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1992, S. 276-280.

Szabó, János: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vor historischem Hintergrund. In: Schwob, Anton (Hrsg.): Die deutsche Literaturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1992, S. 267-274.

Szendi, Zoltán: „Schreiben/ um nie mehr zu schweigen“. Ungarndeutsche Lyrik in der Wendezeit. In: Motzan, Péter-Sienerth, Stefan (Hrsg.): Wahrnehmungen der deutsch(sprachig)en Literatur aus Ostmittel- und Südosteuropa – ein Paradigmenwechsel? Neue Lesarten und Fallbeispiele. München: Institut für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, 2009, S. 289-299.

HILFE

Auf der linken Seite des Online-Buches befindet sich die Navigationsleiste, die zu einem Überblick über den Inhalt des Buches führt.

Kapitelüberschriften sowie Werktitel sind mit **grüner** Farbe geschrieben.

Die Hinweise auf die Biografien der AutorInnen sind mit **orangener** Farbe gekennzeichnet.

Die Aufgaben zur Textbearbeitung befinden sich in **blau** umrahmten Kästchen.

Die Verlinkungen für weiterführende Informationen sind im Text **blau** gekennzeichnet.

Die Hinweise auf direkte Informationen sind im Text **rot** gekennzeichnet.

BIOGRAPHIEN

CHRISTINA ARNOLD

Christina Arnold wurde am 4.4.1977 in Fünfkirchen geboren. Ihr Heimatdorf ist Nadasch/Mecseknádasd im Komitat Branau/Baranya. Sie ist in der Mundart groß geworden. Erst in der Grundschule und am Gymnasium erwarb sie die deutsche Hochsprache. Sie studierte Germanistik an der Universität Fünfkirchen.

Seit 1999 ist Arnold hauptberuflich in der Deutschen Redaktion im Funkhaus Fünfkirchen tätig und schreibt auch für die „Neue Zeitung“ über Ereignisse in Südungarn.

Seit 1994 ist sie Mitglied in der GJU – Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher, wo sie auch ihren Ehemann kennenlernte. Mit der Literatur ist sie 1996 in Berührung gekommen durch Robert Becker und Engelbert Rittinger, die sie immer wieder ermutigt haben, weiterzumachen.

Ihre Gedichte und einige Kurzgeschichten sind in „Neue Zeitung“ und in deren Literaturbeilage „Signale“ erschienen



ERIKA ÁTS



Schriftstellerin

* 1934, 11.08.

Miskolc/Ungarn

Dass man von einer ungarndeutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg, nach all den Katastrophen und Schicksalsschlägen, Demütigungen und Benachteiligungen, denen die Ungarndeutschen jahrzehntelang im Ostbuck, besonders auch in Ungarn, ausgesetzt waren, überhaupt noch sprechen kann, verdankt man nicht zuletzt der mutigen, gebildeten und vor allen Dingen sprachbegabten Erika Áts.

Schon ihr Lebenslauf gleicht einer osteuropäischen schwermütigen Ballade, von der man aber nur selten und dann auch meist nur in Bruchstücken etwas wirklich Ursprüngliches erfährt. Außer den spärlichen Notizen auf der Umschlagseite ihres einzigen Einzelbandes „Gefesselt ans Pfauenrad“, 1981 im Lehrbuchverlag Budapest erschienen, gibt es nur noch einige summarische Andeutungen als biographische Informationen in nur zwei der bisher sieben ungarndeutschen Anthologien, obwohl Erika Áts in vier davon vertreten ist. In der ersten ungarndeutschen Anthologie „Tiefe Wurzeln“ (1974), die allgemein als die Geburtsstunde der neueren ungarndeutschen Literatur gilt, ist zu lesen, daß Erika Áts 1934 in Miskolc geboren wurde, damals schon 15 Jahre auf Nationalitätensgebiet für die ungarndeutsche Minderheit tätig war, und davon wieder elf Jahre bei der „Neuen Zeitung“, der einzigen regelmäßig erscheinenden ungarndeutschen Publikation. In ihrer Eigenschaft als Redakteurin dieses Verbandsorgans des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen war sie maßgeblich am Zustandekommen der Anthologie beteiligt. Sie kann damit durchaus als die Urmutter der neueren ungarndeutschen Literatur betrachtet werden – eine junge Mutter für eine junge Literatur.

Erika Áts (Ács, dasselbe Wort, nur anders geschrieben, bedeutet auf deutsch Zimmermann) wurde in einer bürgerlichen Familie geboren, wo es Tradition war, sowohl deutsch als auch ungarisch zu sprechen. 1944 mußte sie mit ihrer Familie und deren berühmtem Gestüt (dem Debrecener Gestüt) nach Deutschland ziehen. Bei den „echten“ Schwaben, zu denen man auch viele Ungarndeutsche zwangsumgesiedelt hatte, eignete sie sich ein hervorragendes Hochdeutsch an, von dem sie ihr ganzes weiteres (Dichter-)Leben zehren sollte. 1948 kehrte Erika Áts mit ihrer Familie und dem geretteten Pferdebestand zurück, wofür ihre Mutter von der Regierung belobigt wurde. Später erleichterte dies dann wohl auch ihre Zulassung zum Studium. Ihr Zugang zur ungarischen Lebens- und Geisteswelt war damit weniger belastet und ausgesprochen gleichberechtigt, was für viele Ungarndeutsche noch Jahre lang nicht der Fall sein sollte. Umso größer sind daher ihre Bemühungen einzuschätzen, für die gedemütigten, zunächst niedergehaltenen, eingeschüchternen, im Lande verbliebenen Ungarnschwaben sich einzusetzen, ihnen wieder eine muttersprachliche kulturelle Artikulation zu ermöglichen. Ebenfalls aus dieser Erfahrung hat Erika Áts ihre Sensibilität für Verfolgte und Diskriminierte jeder Art – politisch, rassistisch, kulturell – gewonnen, die dann später sowohl in ihrem eigenen lyrischen Werk, wie auch in ihren Übersetzungen aus dem Ungarischen zugute kamen. Einer ihrer Lieblingsautoren, den sie auch übersetzte, ist nicht zufällig

Radnóti Miklos (1909-1949), ein ungarischer Autor jüdischer Herkunft, der auf einem Gewaltmarsch von einem faschistischen Konzentrationslager in ein anderes ums Leben kam. Sein von ihr mustergültig übersetztes Gedicht „Gewaltmarsch“ steht nicht zuletzt auch für das Schicksal der ebenfalls zwangsumgesiedelten, zum Teil in Gewaltmärschen aus dem Land vertriebenen Ungarndeutschen.

Die Sprachgewalt, mit der Erika Áts Verse von einer eindringlichen Wucht nachbaut, hat den bekannten zeitgenössischen ungarischen Autor Kalász Márton (1930 als Ungarnschwabe Martin Christmann geboren), zum Lob hingerissen, in Erika Áts Übertragungen eröffne sich ein weiterer Horizont als der nur einer Sprache, sei sie nun „vermacht oder gewählt“. Die Übersetzertätigkeit von Erika Áts beweist, daß die Existenz einer literarisch ernst zu nehmenden ungarndeutschen Literatur für die adäquate Verbreitung der ungarischen Literatur von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, zumal sonst die Übersetzer aus dem Ungarischen ins Deutsche – alles ehemalige Kollegen aus der verblichenen DDR – kein Ungarisch konnten, auf Interlinearübersetzungen angewiesen waren und oft das spezifisch „Ungarische“ gar nicht sehen konnten.

Bei Erika Áts eigentlichem poetischem Œuvre ist leider zu beklagen, daß außer den Gedichten ihres Eigenbandes „Gefesselt ans Pfauenrad“ (1981) und denen in der Kindernanthologie „Igele, Bigele“ (1980) so gut wie keine weiteren neuen Texte von ihr anzutreffen sind. In den Anthologien „Tiefe Wurzeln“ (1974) hat sie ihr Erzählgedicht „Die Linde“ veröffentlicht, das etwas untypisch für sie dann später noch einmal in der Sammlung ungarndeutscher Autoren „Bekenntnisse eines Birkenbaumes“ (1980) enthalten ist, zusammen mit den Gedichten „Zu zweit am Strand“, „Der Ästhet“ und „Winterwalzer“, während die 10 Gedichte aus der Sammlung „Erkenntnisse Bekenntnisse“ (1979) allesamt dann 1981 in ihren Eigenband eingingen. Durch diese Umstände ist der Verbreitungsgrad von Erika Áts Lyrik bedauerlicherweise etwas eingeschränkt, zumal es ihr in ihrem seinerzeit viel gelobten umfangreiches Erzählgedicht „Die Linde“, das am meisten veröffentlicht wurde, nicht gelingt, über gewisse Klischees und Lippenbekenntnisse hinauskommt. Es ist ein langatmiges Gedicht, das sich mit der jüngsten ungarndeutschen Vergangenheit zum Teil recht schematisch auseinandersetzt, und in der Erika Áts die Verstrickungen und Verführungen der Ungarndeutschen, die die Politik des Dritten Reiches innerhalb der Volksgruppe zeitigte, in den Griff zu bekommen sucht. Noch ganz dem „sozialistischen Realismus“ verpflichtet, wird das Talent der Autorin nur dadurch erkannt, daß sie nicht gar so „dick“ aufträgt, wie man es sonst in dieser Zeit gewohnt ist. Bemerkenswert ist indes die dort eingebaute erschütternde „Totenklage einer Mutter unter dem Lindenbaum“, in der Erika Áts überzeugend versteht, den Schmerz der Mutter über ihren im Krieg gefallenen Sohn in seiner ganzen Abgründigkeit zu zeigen. Dieses Fragment allein ist hier dichterische Verarbeitung einer tragischen Geschichtsphase und nicht didaktisch aufbereitete vulgärmarxistische Geschichtslektion.

Erika Áts' großes Talent kommt selbst im sozialistischen Alltag dort voll zur Entfaltung, wo sie es versteht, Alltägliches mit Kosmischem zu vereinen. Dieser Einbezug des Kosmischen – in allen Ostblockländern zu jener Zeit in großer Mode – war ein Versuch, dem grauen sozialistischen Alltag mit Hilfe unendlicher kosmischer Weiten und Mannigfaltigkeiten auszudehnen. Ein Eskapismus ins Universale. In

ihrem Gedicht, „Zu dir laß mich beten“, verfaßt, als sie auf einen Krebsbefund wartet, symbolisiert sie die Unermeßlichkeit und Buntheit des Weltalls durch ein Pfauenrad, an das sie sich gefesselt fühlt und an das sie ihr Stoßgebet richtet. Alles wird vom Leben durchwallt, von Milchstraßen bis zu den Ameisenhaufen, vom poetischen Harmonikaspiel in den Vorstädten bis zum muttermilchwarmen Pupsen aus Säuglingspopos. Hier gebraucht Erika Áts eines ihrer beliebtesten künstlerischen Mittel, die Enumeration, die Aufzählung einer ganzen Reihe von sehr beeindruckenden bis hin zu alltäglichen, kaum noch wahrgenommenen Erscheinungen.

In „Weihnacht 1965“ gelingt es ihr, eine Verbindung zwischen einem Weihnachtskriegstag in Vietnam 1965 mit ihren Kriegserlebnissen Weihnachten 1944 so nahe zusammenzubringen, daß die Ereignisse sich überschneiden und die Autorin sie noch einmal, gewissermaßen doppelt schrecklich, erlebt. Die Kriege werden geführt im Namen der Menschlichkeit, im Mißbrauch des christlichen Gedankengutes zum Angriff auf das Humane statt zur Verteidigung des Menschlichen. Dabei werden die Wölfe aus den Märchenbüchern zu blutigen Fabelwesen der Gegenwart, die Weihnachtsgeschenke gehen unter im Granatenhagel und das Kinderspielzeug begleitet den Bombentod der Kinder. Hier wird das Kinderschicksal zum Symbol für das ungeheure Ausmaß der Unmenschlichkeit, der sich das christliche Abendland schuldig macht.

In „Ecce Homo“ übt Erika Áts Kritik an den völlig verweltlichten Weihnachtsfeiern – gleichzeitig auch ein Angriff auf die Gleichschaltung von „Väterchen Frost“ und Jesus Christus, vom „Machtstreben durch Krieg und Politik“ und „einem Leben in Nächstenliebe nach dem Evangelium“. Zum Glück haben die Kulturfunktionäre damals Erika Áts Kritik an der repressiven Entsublimierung einer alles gleichgeschalteten Diktatur nicht begriffen und das Gedicht veröffentlichen lassen – hatten doch die Funktionäre nicht nur Bildungslücken, sondern manchmal geradezu Bildungsabgründe, in die im realexistierenden Sozialismus dann meist die Autoren als Zensuropfer gestürzt wurden.

In der Anthologie „Igele, Bigele“ (1980) verweist Erika Áts auf die Einmaligkeit der Kindheit, auf die Naivität und Unvoreingenommenheit, mit der Kinder sich die Welt aneignen, auf deren Fähigkeit zu intuitivem Lernen, das weit über das rationale Erlernen hinausgehen. Mit Hilfe des gereimten Wortes, das sich auch rein zufällig reimen kann, wird eine ungeheure Vielfalt und Weite der Assoziationen und Vorstellungen zusammengebracht, ganz im Sinne der kindlichen Intuition. Erika Áts hat mit ihrer Kinderlyrik für die neue ungarndeutsche Literatur Pionierarbeit geleistet, denn gerade innerhalb einer Minderheit kommt der Kinderliteratur eine ungeheure Bedeutung für die intuitive Aneignung der Muttersprache und deren Sprachkultur zu. In „Ahnerls Lied“, einem ihrer berühmtesten Kindergedichte, bildet sie in zauberhaft einfachen eingängigen melodischen Versen einen Spannungsbogen von der Wiege bis zur Bahre. Hier setzt Erika Áts der Großelterngeneration zu recht ein Denkmal, ist sie es doch gewesen, die die deutsche Muttersprache in Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg vor dem Verschwinden bewahrt hat.

Es wäre indes blauäugig, diese Betrachtungen über Erika Áts so zauberhaft harmonisch mit ihren wunderbaren Kinderversen ausklingen zu lassen, denn Erika Áts ist alles andere als naiv. Sie hat die Fähigkeit, die ganze Tiefe und Dramatik

dieser Welt in einprägsame Bilder zu fassen, schön in ihrer Anschaulichkeit, aber hart, manchmal sogar grausam, in der Intensität ihrer Leidenschaft. Das Gedicht „Der Ästhet“, eine bildhafte Umschreibung auch der unmenschlichen Seite der Kunst, der Opfer im Vollbringen eines grausamen künstlerischen Spiels, soll hier am Ende stehen, umso mehr, als alle ungarndeutschen Autoren ihre Verwundungen und alltäglichen Schwierigkeiten zu überwinden versuchen in der Kunst, in der Sprachkunst, dies in ihrer Muttersprache Deutsch, die sie meist nur unter abenteuerlichen Bedingungen sich aneignen und erhalten konnten.

Der Ästhet (Neue Zeitung Nr. 29/1988)

*Hinter der Brücke beim Damm
gibt es noch die Hundewiese,
wo man kläffen,
sich balgen,
mal auch beißen darf,
wo jeden Morgen einer
frische
spitze Glasscherben ausstreut
wider uns unhygienische Bestien.
Auf dem Heimweg
treten wir mit unseren zerfetzten Pfoten
rote Blümchen auf das Pflaster.
So legt er sich
einen Garten an.
Bild: Erika Áts, Gefesselt ans Pfauenrad
Ingmar Brantsch*

BÉLA BAYER

Béla Bayer wurde am 17. Mai 1951 in einer ungarndeutschen Familie in Waroli/Váralja, Komitat Tolnau/Tolna, geboren. Er studierte an der Hochschule für Lehrerbildung in Kaposvár, anschließend folgte das Studium der ungarischen Sprache und Literatur an der Janus-Pannonius-Universität in Fünfkirchen. Im ist eine enge Verbundenheit mit der Geschichte des Ungarndeutschtums zu eigen. Zurzeit lebt er als freiberuflicher Schriftsteller in Bonnhard und Homburg/Saar. Eigene deutschsprachige Einzelbände sind: „Graublau“ (1996), „Spiegelscherbe“ (1999), „Asymmetrie“ (2000), „Opalkugel der Liebe“ (2000), „Auf den Schanzen der Seele“ (2001), „Dort drüben“ (2002). Er ist außerdem Mitglied des Ungarischen Schriftstellerverbandes.



ROBERT BECKER

Robert Becker wurde am 25.02.1970 in Fünfkirchen geboren. Er ging zur Grundschule in Surgetin/Szederkény, Komitat Branau/Baranya. Ab 1984 besuchte er den deutschen Klassenzug des Klara-Leôwey-Gymnasiums in Fünfkirchen. Anschließend ging er zum Militärdienst. Ab 1989 studierte er in der DDR/BRD, und zwar eine kurze Zeit Germanistik in Greifswald, dann vier Semester Theologie in Jena. 1991 wechselte er nach Graz (Österreich) und studierte Religionspädagogik. Nach vier Semestern brach er dieses Studium ab.

1994 heiratete er in Tbilissi, Republik Georgien und bekam 1995 einen Sohn. 1996 trennten sich jedoch er und seine Frau. Ab 1996 studierte er Germanistik in Fünfkirchen und ist jetzt Mitarbeiter bei Radio Fünfkirchen. Schließlich heiratete er ein zweites Mal und bekam eine Tochter.



Becker ist seit 1983 literarisch tätig sowohl in deutscher als auch in ungarischer Sprache. Sein Band „Faltertanz“ (1997) wurde 1999 ebenso bei der Frankfurter Buchmesse präsentiert. Becker ist heute der Vorsitzende der Literaturrektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler.

NELU BRADEAN-EBINGER

Nelu Bradean-Ebinger wurde am 22.07.1952 in Arad (Banat) in einer schwäbischen Familie geboren. Er studierte an den Universitäten Bukarest, Helsinki und Budapest allgemeine Germanistik, Finnoungaristik und ungarische Philologie. Mit 19 Jahren kam er nach Ungarn und fand in der ungarndeutschen Siedlung Wudersch/Budaörs ein Zuhause.

Bradean-Ebinger ist Leiter des Lehrstuhls für Wirtschaftsdeutsch an der Budapester Wirtschaftsuniversität (Corvinus) und Professor für germanistische Linguistik an der Universität Miskolc (Zweitstelle). Er war als Gastdozent in Schweden, Österreich, der Schweiz, Deutschland und Frankreich tätig, ist habilitiert und Kandidat der Sprachwissenschaft. Sein erstes Gedicht schrieb er mit 16 in der „Neuen Banater Zeitung“ (Temeswar). Er legte drei selbständige Gedicht- und Essaybände vor: „Budapester Resonanzen“ (1986), „Auf der Suche nach ... Heimat/Hazakeresôben“ (1995) und „Egy közép-európai ember vallomásai/Bekenntnisse eines Mitteleuropäers“ (2001).



KOLOMAN BRENNER



Koloman Brenner wurde 1968 in Ödenburg/Sopron geboren. Bis zum 6. Lebensjahr sprach er nur den deutschen Dialekt, erst dann eignete er sich die deutsche Literatursprache und das Ungarische an.

Er besuchte die Grundschule und das Gymnasium in Ödenburg, anschließend absolvierte er den Wehrdienst und studierte danach Germanistik und Geschichte in Szegedin/Szeged (1986 bis 1992). Desweiteren absolvierte er ein Teilstudium 1987 in Greifswald und 1991 in Bonn.

Ab 1993 Brenner Assistent und später Oberassistent am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule in Steinamanger/Szombathely. Er promovierte 1995 im Bereich der deutschen Phonetik. Von 1997 bis 2000 war er Oberassistent am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Wesprim/Veszprém und zurzeit ist er Oberassistent im Germanistischen Institut der Budapester Universität ELTE. Seit 1994 ist er ebenfalls Mitglied der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen.

Brenner ist seit 1992 literarisch tätig. Seine Gedichte erschienen in der „Neuen Zeitung“, in deren Beilage für Literatur und Kunst „Signale“ sowie in der Anthologie der Künstlergilde Esslingen „...wovon man ausgeht“ (1998). Für sein Gedicht „Gespeichert“ erhielt er beim Herbstseminar der Künstlergilde Esslingen 2004 den 3.Preis für Lyrik.

LUDWIG FISCHER



Autor

* 1929, 02.07.

Karantsch/Karanac

† 2012, 25.11.

Seksard

Ludwig Fischer steht in der unglücklichen Tradition der permanenten Assimilierung der Ungarndeutschen, die nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867 offizielle Staatspolitik war. Selbst Budapest war zu dieser Zeit mehrheitlich deutsch, wurde aber im Laufe der Jahrzehnte zu einer rein ungarischen Stadt, weil das deutsche Bürgertum, und besonders seine Intelligenz, fast zur Gänze magyarisiert wurde. Die deutsche Sprache lebte fast ausschließlich in ländlichen Gegenden und auch da in der Regel nur in der Form von Mundarten weiter. Was Flucht und Vertreibung anbelangt, hat Ludwig Fischer persönlich allerdings bei allem Unglück doch viel mehr Glück gehabt als die Ungarndeutschen gemeinhin. Er stammt aus dem jugoslawischen Teil des Banats und musste am Ende des Zweiten Weltkrieges buchstäblich um sein Leben rennen, um ins "rettende" Ungarnland zu kommen, da die serbischen Terrorgruppen der Tschetniks und andere an allen Volksdeutschen grausame Vergeltung übten, indem sie diese überall, wo sie sie aufgreifen konnten, umbrachten. So kommt es, dass Ludwig Fischer seiner neuen Heimat Ungarn, die ihm das Leben rettete, trotz aller Schwierigkeiten, die das Deutschtum dort auszustehen hatte, zeitlebens von ganzem Herzen zugetan war und ist.

Darin liegt wohl auch der Grund für die Tatsache, dass Fischer meist eine Vertreibungsliteratur in einem allgemeingültigen, allgemeinmenschlichen Sinne schreibt. Diese Thematik impliziert von vornherein eine Atmosphäre der Wehmut, der Nostalgie und der Melancholie. Dabei ist der Autor in Gefahr, in Larmoyanz und Wehleidigkeit zu verfallen. Ludwig Fischers "Grundgefühl" in den meisten seiner Erzählungen ist eine verhalten ausströmende Traurigkeit, die die meisten Rückblenden und Überlegungen seiner literarischen Helden kennzeichnen. Das gilt ganz besonders dann, wenn das Problem der für die Ungarndeutschen so schweren ersten Jahre der Nachkriegszeit behandelt wird. Hier erscheint die Wehmut, die oft auch auf eine Art Trauerarbeit einstimmt, als eine nicht zu überhörende Grundmelodie, die Rückblenden in jene Zeit einschließt. In Fischers 1983 veröffentlichter Erzählung *Der Doktor* wird der Hauptheld, der an der Universität vom dörflichen Ungarnschwaben zum ungarischen Doktor der Turkologie avanciert ist, Opfer einer universitären "Fehlplanung". Er erhält die ihm zugesagte Planstelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters an der Universität Fünfkirchen/Pécs, der Hauptstadt der Branau/Báránnya, nicht. Er muss stattdessen als Lehrer in eine gottverlassene Kleinstadt an der Donau ziehen. Er "flüchtet" in die Erinnerungen seiner Schulerfolge, die seinerzeit auch die Eltern glücklich machten. Diese stark lyrisch gefärbten Rückblenden sind die literarisch am meisten durchgestalteten Stellen. Das weitere Schicksal dieses "stillen Runtergekommenen", wie sich der Hauptheld zu Beginn der Erzählung selbst bezeichnet, ist das "Vergessensuchen im Bier" (ein "deutscher Zug", Ungarn bevorzugen bei der gleichen Art der "Vergangenheitsbewältigung" Wein und Schnaps) und die Vertiefung der Entfremdung von Frau und Sohn, der schließlich Selbstmord begeht. Aber auch jetzt, keine Rebellion, kein Aufschrei. In abgründiger Verzweiflung nur wankt der ungarisch-schwäbische Doktor der Turkologie besoffen über das Kleinstadtpflaster. In "schwäbischer" Tüchtigkeit und Hartnäckigkeit hört er nicht auf, sein Leid jedem, den er nur erreichen kann, mitzuteilen, bis er endlich einen Schulinspektor findet, der ihm erstens zuhört und zweitens dann auch noch hilft. Im Übrigen wird hier durch Ludwig Fischer die heile Welt des dreisprachigen Dorfes im jugoslawischen Banat der Vorkriegszeit heraufbeschworen. Der Großvater wird in lyrischen Rückblenden immer wieder ins "Rampenlicht" der Erinnerung geholt als eine Art männliche "Zauberfee", die dem kleinen Ungarnschwaben gewissermaßen über die schwäbische Mundart den Schlüssel zur deutschen Sprache und Literatur vermacht hat. Im Pensionsalter beginnt der Schwabenenkel, kurze Geschichten zu schreiben. "Vor Jahren bewundert er noch die deutsche Sprache, jetzt mit grauen Haaren bemächtigte er sich dieses Wunders. Das war das Innigste seines Lebens. Es war sein Leben." Deutlicher hätte man die Grenzen dieser lyrischen "Vergangenheitsbewältigung", die in einem zu schönen Bild geschieht, kaum fassen können. Hier wird die Spannung "künstlich" gelöst und dabei gleichzeitig "wieder unkünstlerisch", weil nicht typisch, weil rein subjektiv, mag es teilweise auch autobiographisch auf Fischer zutreffen. Die überwiegende Mehrheit der jungen Ungarndeutschen konnte diesen Weg gar nicht gehen, weil er nur für Leute, die mit einer spezifischen Begabung dafür ausgestattet sind, gangbar ist. So kann der Autor hier nicht als repräsentativ gelten, sondern muss als glücklicher Ausnahmefall verstanden werden. Es spiegelt dies auch die Verhältnisse im dogmatischen sozialistischen Realismus wider, der es eben nicht vermochte, der Wirklichkeit realistisch ins Auge zu sehen. Trotz vieler schöner, gut lesbarer Stellen ist die in Rede stehende Erzählung Fischers darüber hinaus gerade in ihrem Schluss ein Beispiel für die Gefahr, in der die ungarndeutsche Literatur, aber auch jede andere Minderheitenliteratur steht, nämlich aus mangelnder

Problemorientierung die Wirklichkeit ganz oder zumindest teilweise aus dem Auge zu verlieren.

Fischers bisher vielleicht beste Erzählung trägt den Titel: *Im Weingarten des Herrn Notar*. Hier ist die Spannung von Anfang an vorhanden. Eine ungarischschwäbische Familie arbeitet von früh bis spät im Weinberg des Notars, um, auf diese Weise versteckt, der Vertreibung aus der Heimat zu entgehen. Die im Vergleich zum Vater realistischere Mutter hält den Preis an Mühe und Plackerei für viel zu hoch. Die Begegnung des 17jährigen Haupthelden mit einem 19jährigen ungarischen Mädchen, in das er sich verliebt, lässt, im übrigen schnörkellos und nie ohne eine kleine humoristische Note geschildert, auf einen Neuanfang hoffen. Denn gerade die 19jährige Ungarin ist es, die die menschenwürdige Ausbeutung der Familie beenden hilft, indem sie die Versteckten darüber aufklärt, dass die Vertreibung der Ungarischschwaben inzwischen eingestellt worden ist. Die Liebe des Ich-Erzählers zu der jungen Ungarin symbolisiert die Liebe Fischers zu seiner neuen Heimat Ungarn. Die junge Frau steht für die Mutter Ungarn, die allen ihren Kindern ein gerechtes und lebens- wie liebenswertes Leben zu bieten bereit ist. Der dankbare Traum eines von seiner "neuen" Heimat geretteten Angehörigen einer nationalen Minderheit findet hier seine glaubwürdige literarische Gestaltung. Fischer hat den Verlust der Heimat mit tiefen seelischen Verletzungen überlebt und die Fähigkeit entwickelt, diese literarisch fruchtbar zu machen. Wenn er die ausgetretene breite Straße des oberflächlichen Optimismus' verlässt und die wesentlicheren Nebenwege der Zweifel, Enttäuschungen, unerfüllten Träume und unstillbaren Sehnsüchte nicht scheut, dann sind seine Erzählungen ausgesprochen gute, aussagestarke Regionalliteratur, die eine ganze Menge über ihn selbst, seine Volksgruppe, seine Heimat Ungarn und das Leben schlechthin im inzwischen verblichenen Ostblock mitzuteilen imstande ist. Mit seiner stillen, leisen, häufig leicht wehmütigen, aber immer mitteilungsreichen und von Herzen kommenden gefühlsdurchpulsten Sprache hat Ludwig Fischer ein Leben lang gegen Kälte und Verdrängung in Ungarn und in der Welt gekämpft, sich zum mitunter flüsternden Fürsprecher von Menschlichkeit, Herzenswärme und Geborgenheit in seiner nicht immer gerade bequemen Heimat Ungarn gemacht. Wo er nur konnte, hat er oft trotz Trauer und Enttäuschung für sie geworben, hat sie ihm doch als Kind das Leben gerettet, was er nie vergessen hat und was aus allen seinen Werken hervorschimmt. Als reifer Mann kann er seiner ungarischen Heimat nun danken, indem er durch seine Erzählungen mithilft, deren Kultur und Menschlichkeit, nicht zuletzt hoffentlich endlich auch ihren Minderheiten gegenüber, in ein neues demokratisches Europa einzubringen.

Weblink: <http://www.vudak.hu/96-43645.php>

Ingmar Brantsch

ROBERT HECKER

Robert Hecker wurde am 10. Dezember 1963 in Budapest geboren. Seine Ahnen väterlicherseits sind Donauschwaben, seine Mutter kam aus Zwickau nach Ungarn. Sie hatte wesentlichen Anteil daran, dass die Familie die deutsche Identität beibehielt. Die Matura machte er 1982 im Deutschen Nationalitätengymnasium von Budapest. Er studierte Theologie und ist seit 1992 in Szolnok als Pastor der evangelisch-methodistischen Kirche tätig. Literarisch ist er seit 1982 aktiv, er schreibt in erster Linie Gedankenlyrik. Ab 1997 erschien in insgesamt 49 Episoden in der „Neuen Zeitung“ sein Romanunternehmen „Der Enkel Buffalo Bills“. Unter dem Titel „Doppelt verwurzelt“ stellte er in einer Bildmeditationsausstellung im Haus der Ungarndeutschen in Budapest vom 5. Juni – 5. Juli 2002 seine zweisprachigen Texte vor, mit denen er „zur Erschließung der Minderheitenidentität beitragen“ will.



CLAUS KLOTZ



Schriftsteller

* 1947, 19.05.

Leanyvar

† 1990, 06.07.

Berlin

Claus Klotz' Leben und Werk war ein einziger konsequent geführter Kampf und Aufschrei für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch für die ungarndeutsche Minderheit im realexistierenden nationalchauvinistischen Kommunismus Ungarns nach dem Zweiten Weltkrieg. Wie kein anderer ungarndeutscher Autor brachte er ein vielsprachiges „österreichisch-ungarisches“ Erb- und Gedankengut in sein schmales, aber für die zeitgenössische ungarndeutsche Literatur wichtiges Werk ein. Von Haus aus war Claus Klotz dreisprachig. Ungarisch war nach dem Zweiten Weltkrieg (für die Minderheiten gezwungenermaßen) die Hauptsprache aller in Ungarn Lebenden, insbesondere auch für die deutsche Minderheit. So sprach Claus Klotz von Kindesbeinen an Ungarisch, Deutsch (auch die ungarnschwäbische Mundart des Ofener Landes bei Budapest), und dann kam bei ihm – ein seltsamer Ausnahmefall bei den ungarndeutschen Autoren – auch noch Russisch hinzu, die Muttersprache seiner Großmutter väterlicherseits. So hatte der junge Gymnasiast – er besuchte das Gymnasium in Gran/Esztergom – und dann der junge Student – er studierte Germanistik in Budapest und Leipzig und schloß sein Studium mit einem Lehrendiplom ab – immer das Ideal einer solidarischen interkulturellen Gemeinschaft vor Augen. Er empfand die schwierige Situation der durch Kriegs- und Nachkriegsschläge heimgesuchten ungarndeutschen Minderheit als besonders bedrückend, da er sich Zeit seines Lebens selber immer offen zu ihr bekannte und aus eigener Erfahrung wußte, wie sehr sie an ihrer angestammten Heimat hing und wie sehr sie die im chauvinistischen Nationalkommunismus forcierte Assimilierung bedrückte. Zusätzlich belastete dies den jungen, idealistisch veranlagten Claus Klotz auch noch dadurch, daß damit seine Heimat Ungarn ärmer wurde, um die Kultur einer lebensstüchtigen und ehemals lebensfrohen Minderheit. Die deutsche Minderheit wurde zudem als angebliche ehemalige Parteigängerin des Dritten Reiches samt und sonders in Sippenhaft genommen – einschließlich der Gegner des Nationalsozialismus, von denen es gerade bei den Ungarndeutschen eine ganze Reihe gab.

Erst Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erhielt die deutsche Minderheit allmählich einige wenige Rechte zugesprochen. Der Demokratische Verband der Ungarndeutschen wurde erst 1955 gegründet, die *Neue Zeitung*, auch heute noch das einzige, jede Woche erscheinende ungarndeutsche Publikationsorgan, erst 1957. Bis 1983 war Claus Klotz Sekretär des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen und setzte sich schon damals, als dies noch mit vielen Risiken verbunden war, für mehr Rechte für die deutsche Minderheit ein. Als endlich 1972 auch die literarische Sektion des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen gegründet wurde, war er deren Sekretär, bis zu seinem Freitod 1990. Viele Jahre war er – da er fließend Deutsch sprach – stellvertretender Direktor des Hauses der ungarischen Kultur in Ost-Berlin und versuchte die Behörden der DDR für die ungarndeutsche Problematik zu interessieren und zu sensibilisieren. Die DDR-Offiziellen vermieden aber sorgfältig jedes „Engagement“ für die

Volksdeutschen – egal wie „antifaschistisch“ diese gewesen sein mochten. Sie waren auch für sie die ehemalige Fünfte Kolonne des Dritten Reiches.

Dabei konnte Claus Klotz an Ort und Stelle feststellen, welchen hohen Stellenwert die offizielle DDR-Kulturpolitik den Sorben (auch Wenden genannt), der kleinen slawischen Minderheit der Lausitz und des Spreewaldes, als „kleinstem slawischen Volk der Welt“ (nach offizieller DDR-Lesart waren es 100.000 Menschen, in Wirklichkeit nach bundesdeutschen Berechnungen etwa 60.000) zumaß. Gewissermaßen als Wiedergutmachung der Verfolgung der slawischen Völker durch das Dritte Reich erfreute sich diese kleine slawische Minderheit der DDR einer einmaligen Minderheitenförderung. Außer einer eigenen sorbischen Lehrerbildungsanstalt (in Bautzen), Sorbischunterricht in Schulen und Kindergärten besaß sie einen Verlag (Domowina) und neben einem eigenen Theater sogar eine eigene sorbische Oper in Bautzen – in der sich in der Regel bei Auftritten des Chores mehr Sorben auf der Bühne als im Saal befanden – und sogar ein eigenes Filmstudio. Nach der Wende in der DDR haben der Bund, das Land Brandenburg und der Freistaat Sachsen eine Stiftung für das sorbische Volk mit Sitz in Bautzen/Budysin gegründet.

Daneben nahmen sich die Möglichkeiten der Ungarndeutschen (auch heute können die Ungarndeutschen von einer Stiftung wie der eben angeführten für die Sorben nur träumen) vergleichsweise mehr als bescheiden aus – und das bei einer Größe der Minderheit von 220.000 Menschen, also, gemessen an den offiziellen Angaben, mehr als doppelt so viel wie die Sorben, in Wirklichkeit zahlenmäßig fast viermal so viel. Allerdings waren es tatsächlich, gemessen an der Beherrschung der Muttersprache, infolge jahrzehntelanger Niederhaltung und Benachteiligung nur halb so viel. Nur noch 30.000 bis 40.000 Ungarnschwaben beherrschen heute noch wegen fehlender deutschsprachiger Kindergärten und Schulen ihre Muttersprache. Eine eigene Lehrerbildungsanstalt wie bei den Sorben gibt es für die Ungarndeutschen selbst heute noch nicht. Diese traurigen Erfahrungen, nicht zuletzt der niederschmetternde Vergleich mit der Situation der sorbischen Minderheit in der DDR haben Claus Klotz zum Ankläger der nationalkommunistischen ungarischen Kulturpolitik werden lassen. Schon in seinen ersten Gedichten, veröffentlicht zuerst in der Anthologie *Jahresringe* (1. Aufl. 1984, 2. Aufl. 1986), „Ahnert's Lied“ und „Mein Heimatdorf“ erteilte er dem oberflächlichen parteiamtlichen Optimismus der Kulturfunktionäre eine radikale Absage. In „Ahnert's Lied“ greift Claus Klotz das Thema von Erika Ats berühmtem, in lyrischem Ton gehaltenen Gedicht „Ahnert's Lied“ auf, in dem Erika Ats die Überlieferung der deutschen Sprache und Poesie durch ihr Ahnert poetisch überhöht feiert. Bei Claus Klotz bricht die harte Wirklichkeit in die Idylle ein. Statt von Rosmaren und Mondenschein zu träumen, wehklagt Claus Klotz' Ahnert in der 1. Strophe: „Schlaf, Kindlein, schlaf, / verstehst nicht meine Sprach' / die Märchen und die Sagen / und meine deutschen Fragen. / Schlaf, Kindchen, schlaf.“

Während die Propaganda der Kulturaktivisten heuchlerisch den Eindruck zu erwecken suchte, alles gehe seinen internationalistischen Gang, wurden brutale Tatsachen der Assimilierung geschaffen. So lautet die 2. Strophe denn auch: „Schlaf Kindchen, schlaf / bleib fleißig und schön brav, / zum Häusle bauen, Auto kaufen / wirst du meine Sprach nicht brauchen / schlaf, Kindchen, schlaf.“ Die traditionellen

deutschen Tugenden, Fleiß und Gehorsam, werden auch von den neuen Machthabern in Anspruch genommen und für ihre eigenen Zwecke genutzt. Auch der sozialistische Spießler braucht, total angepaßt, assimiliert, Ahnerls Sprache nicht mehr. Das Ahnerl hat sich überlebt, mit seiner ganzen Kultur, mit der kulturellen Identität der Ungarndeutschen schlechthin: „Schlaf, Kindchen, schlaf / ich sink bald in das Grab, / mit mir die deutsche Mär, das Wort, / sie finden dort den letzten Hort, / schlaf, Kindchen, schlaf.“

Eine solche Schärfe des Tones gab es in der zeitgenössischen ungarndeutschen Literatur bis zu Claus Klotz nicht. In „Mein Heimatdorf“ aus derselben Anthologie steigert sich Claus Klotz noch. Es wird die schon versunkene Welt des ungarnschwäbischen Dorfes, das durch die Aussiedlung und Vertreibung der Ungarntschwaben verkam, beschworen: „Flocken weiß / bitterheiß / tannen / von dannen / dorfrandslums. / – straßen rein / fensterlein / häuschen / ohne mäuschen / menschenlos / – fremde sprach / muttersprach / mir watzucker / gucker / in die ferne / – weinberge / herberge / stumm sinnen / fischstimmen / übermorgen dahin.“ Die ehemals „heile Welt“ des ungarntschwäbischen Dorfes mit einer festen bäuerlichen Gemeinschaft, in der Nachbarschaftshilfe ein selbstverständliches Gebot war, ist durch die Vertreibung gesprengt worden. Am Rand des Dorfes gibt es jetzt Slums, die Tannen der Dorfstraßen sind abgeholzt, die Häuser menschenleer oder von Neusiedlern bewohnt, die eine dem Autor fremd klingende Muttersprache sprechen. Die Weinberge – die meisten ungarndeutschen Bauern waren auch Winzer – bieten zwar noch eine Herberge, aber mehr den Erinnerungen, denn Fischstimmen, Lautloses also, sinnen, daß übermorgen für sie alles dahin ist. In knappen Zeilen, gebildet aus je zwei Paarreimen und einem fünften reimlosen Vers, werden stichwortartig die Symbole des totalen Verfalls dem Leser vor Augen geführt. Dieser Verfall kommt aus der Vergangenheit, mit der Vertreibung der ursprünglichen Dorfgemeinschaft, und zieht sich bis in die nahe Zukunft „übermorgen dahin“.

In dem Gedicht „Hopsa Liesel“ (geschrieben 1988) aus der Anthologie *Das Zweiglein* (1989 erschienen) zeigt Claus Klotz, wie trotz einiger – allerdings unwesentlicher Verbesserungen, kosmetischer Veränderungen – die alte Problematik der Chancenlosigkeit für die ungarndeutsche sprachlich kulturelle Identität weiter besteht. „Schreibtischakten / Zahlen, Fakten, / Tanzen, Singen, / Nabelschau. / Schaffe, schaffe Häuslebau. / Nur Mut, ihr Ungarndeutschen! – Alte Weise, / Deutschlandreise, / Stiftungspreise. / Hopsa, Liesel, / D-Mark-Rieseln, / nur Mut, / ihr Ungarndeutschen! – Kluge Reden, / Brötchenfehden, / Kampf um jeden. / Demokratie, / so war sie noch nie. / Nur Mut, / ihr Ungarndeutschen! – Heimortorte, / Neue Pforte, / Reformworte, / Volkstumskampf. / Schmeckt uns doch die Sauerampf! / Nur Mut, / ihr Ungarndeutschen! – / Deutsche Predigt, / Deutsches Edikt, / Deutsches Verdikt. / deutsches Deutschtum / deutsches Boom-bum. / Nur Mut, / ihr Deutsche in Ungarn!“ Die sprachlich-kulturelle Identität der Ungarndeutschen wurde auf vordergründige Folklore reduziert, die dann von den Kulturfunktionären in Schreibtischakten als Zeugnis mustergültiger Nationalitätenpolitik ausgegeben wird. Einigen Vertretern der deutschen Minderheit werden Deutschlandreisen gewährt – auf Einladung und Kosten der Bundesrepublik allerdings – die auch Stiftungspreise finanziert. Die Metapher „D-Mark Rieseln“ auf das „Hopsa Liesel“ zeigt, wie gut sich diese Kulturpropaganda verkaufen läßt. „Heimortorte / neue Pforte, / Reformworte /

Volkstumskampf.“ Die neuen Schlagwörter – die Reformworte – gleichen gefährlich den alten Losungen wie Volkstumskampf und werden nicht mehr ernst genommen. „Schmeckt uns doch die Sauerampf“. Man will hinterm Ofen in Ruhe gelassen werden und die Aufforderung „Nur Mut, / ihr Ungarndeutschen!“ ist unter solchen Bedingungen blanker Hohn. Es lohnt sich noch nicht einmal, in ganzen Sätzen „vernünftig“ zu argumentieren. Alles ist ja doch verpaßt, verplant, vorgegaukelt, im besten Fall eine Illusion. Deshalb ist auch die Sprache von Claus Klotz stichwortartig abgehackt, wobei die Paarreime die Losungshaftigkeit und ihre Monotonie unterstreichen.

Im Gedicht „Der Demagoge“, ebenfalls aus der Anthologie „Das Zweiglein“, (das für das Zweiglein der deutschen Sprache und Kultur steht) heißt es: „Seine sonst stumpfen / Schweinsaugen / leuchteten auf bei dem Satz: / „Wir fordern deutsche Messen / in Kackephonien!‘ / Seine Gehirnzellen / registrierten wohlwollend: / Das ist / die wahre Wende / zur Demokratie. /“ Die katholische Kirche hatte die Assimilierungspolitik sowohl vor wie nach dem Zweiten Weltkrieg größtenteils mitgetragen, da für sie das international Katholische vor jedem sprachlich Nationalen traditionell Vorrang hatte. Die katholische Kirche war zwar gegen eine Vertreibung der Ungarndeutschen, aber zu dem hohen Preis einer totalen Assimilierung, einer totalen Preisgabe jeder sprachlichen und kulturellen Identität. Der Fünfkirchener/Pécser Bischof Cserháti, mit seinem ungarnschwäbischen Geburtsnamen Zepf, war ein trauriges Beispiel für eine kirchliche Entnationalisierungspolitik der Ungarndeutschen.

Die Intensität des Zornes und die Tiefe der Verzweiflung von Claus Klotz rührt auch von der bitteren Enttäuschung darüber her, daß entgegen aller Grundprinzipien des Sozialismus im Ostblock kein Völkerfrühling einsetzte, sondern ganz im Gegenteil aus machtpolitischen Gründen mitunter primitiver Nationalitätenhaß toleriert, ja mitunter sogar geschürt wurde, nicht nur in Ungarn, wo die Ungarnschwaben die Zeche auch für die Verbrechen des Horthy-Faschismus durch Vertreibung und Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion bezahlen mußten, sondern beispielsweise auch im Rumänien Ceausescus, wo die Ungarn die Leidtragenden waren. Dabei war Claus Klotz alles andere als ein bornierter Nationalist, der ein Volk gegen das andere ausspielt. Ganz im Gegenteil, wie aus seinem Gedicht „Mein Deutschtum“ aus der Anthologie *Das Zweiglein* hervorgeht, versteht er sein spezifisches ungarndeutsches Deutschtum völkerübergreifend nicht nur als das Erbe Klopstocks und Lenaus, sondern auch als das Erbe des russischen Nationaldichters Puschkin (dessen unsterbliche Versmärchen ihm seine russische Großmutter im Original vorgelesen hatte). Auch eine ganze Reihe ungarischer Dichter wie die Nationaldichter Petöfi und Aranyi, aber auch Illyés, der im Laufe seines langen widersprüchlichen Lebens sich auch einige antideutsche und antischwäbische Platitüden geleistet hatte, gehören als Vertreter hoher Menschheitsideale zu den geistigen Vorfahren seines Deutschtums. Claus Klotz kommt es auf die Intensität des Gefühls an, die allgemein menschliche Leidenschaft und deshalb bedeuten auch Joyces und Sartre für ihn letztlich auch „Deutschtum“, wenn er schlußfolgert: „Mein Deutschtum /, hört ihr, / hat einen Weltpaß /“

Bei diesen idealen Vorstellungen im Reich der Phantasie mußte Claus Klotz angesichts der engen Verhältnisse in der Wirklichkeit des engstirnig nationalistischen

Ostblocksozialismus scheitern, ja, man muß bitter hinzufügen, würde er wahrscheinlich selbst heute noch scheitern, denn von den großartigen Versprechungen einer ganz neuen, diesmal wirklich mustergültigen Nationalitätenpolitik ist noch immer herzlich wenig verwirklicht worden. Sein tragischer Tod ist aber vielleicht eine Aufforderung an alle seine Landsleute, und nicht nur an diese, wieder zurückzufinden zur alten, fast 1000jährigen ungarischen Gastfreundschaft und Brüderlichkeit allen Bewohnern des Landes gegenüber, zu einer „Völkerfreundschaft“, die erst vor knapp 150 Jahren durch den aufkommenden Nationalismus gesprengt wurde. Im vereinten Europa erhält heute diese Tradition wie auch die des im großen und ganzen doch friedlichen und „brüderlichen“ Zusammenlebens der Völker in der Vielvölkerdonaumonarchie eine neue Chance. Ein wenig auch durch Claus Klotz, dessen Leben und Sterben dann doch nicht ganz umsonst gewesen sind. Tröstlich ist, daß er in der ersten in Deutschland erschienenen ungarndeutschen Anthologie *Bekenntnisse eines Birkenbaumes* (Dortmund 1990) mit fünf seiner insgesamt acht in Anthologien veröffentlichten Gedichte vertreten ist, sowie mit Prosa aus dem Band *Das Zweiglein*. Ein Hoffnungszweiglein immerhin.

WILHELM KNABEL

Wilhelm Knabel wurde 1884 in Oberschützen (Felsőlövő, damals Komitat Vas, heute Burgenland, Österreich) geboren. Sein Vater war Tischlermeister, die Familie sprach zwar deutsch, doch war sie streng ungarisch gesinnt. Knabel besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen, wo sich bereits sein literarisches Talent zeigte, als er mit seinen Mitschülern ein humoristisches Wochenblatt gründete und herausgab. Dies war auch dem ungarischen Schriftsteller Ferenc Móra, Knabels Lehrer, zu verdanken, der ihn zum Schreiben ermunterte. Nach dem Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen folgte Knabel dem Weg, den ihm das dort erhaltene Diplom für Schulunterricht in deutscher und ungarischer Sprache eröffnete: sein ganzes Berufsleben lang (bis zur Pensionierung 1942) arbeitete er als Lehrer und sein



gesamtes Leben lang war er Pädagoge im besten Sinne des Wortes, indem er sich für die Erziehung der Menschen und die Vermittlung von Kenntnissen einsetzte. Zunächst veröffentlichte er in ungarischer Sprache, so 1909 die Sammlung „Karácsonyfa alatt“ mit für die ungarischen Volksschulen zur Weihnachtsfeier geeigneten Gedichten und Szenen, und ab 1911 Berichte und Artikel in verschiedenen Tolnauer Zeitschriften. Ab 1913-1919 veröffentlichte er in deutscher Sprache im Bonnhardter (Bonyhád) Wochenblatt „Bauernbund“, es folgten dann etliche literarische Arbeiten sowohl in deutscher als auch in ungarischer Sprache.

Nachdem er in Rente gegangen war, wandte er sich mit viel Engagement der Volkskunde und der Geschichte der Ungarndeutschen - in erster Linie von Bonnhard und Umgebung - zu, so dass er erst in den sechziger Jahren wieder zur Literatur zurückfand. Als Schriftsteller schrieb er in humorvollem Ton über das alltägliche Leben der Ungarndeutschen in Bonnhard und der Region. Außer Erzählungen sind vom ihm Gedichte, sowohl hochdeutsche als auch in der Mundart, und dialogische Szenen verfasst worden.

Eine besondere Bedeutung kommt Wilhelm Knabel deshalb zu, weil er ein maßgeblicher Initiator des Preisausschreibens „Greift zur Feder!“ war, aus dem der spektakuläre Neubeginn der ungarndeutschen Literatur hervorging. Bereits 1967 fragte er in einem offenen Brief, der in der „Neuen Zeitung“ erschien: „Könnte die NZ nicht (...) einen Wettbewerb, ein Preisausschreiben veröffentlichen?“

Es dauerte noch sechs Jahre, bis der Aufruf erschien. Im Jahr zuvor, 1972, verstarb Wilhelm Knabel, dem die ungarndeutsche Literatur viel mehr verdankt als man gemeinhin weiß.

VALERIA KOCH



Dichterin

* 1949, 22.04.

Surgetin in der Branau

† 1998, 28.02.

Budapest

Valeria Koch wurde 1949 in Surgetin/ Szederkény, Komitat Branau, geboren und starb 1998 in Budapest. Die Matura absolvierte sie 1967 am deutschen Nationalitätengymnasium „Klara Leöwey“ in Fünfkirchen. Nach dem Studium der Germanistik und Hungarologie in Szegedin/Szeged sowie der Journalistik und Philosophie in Budapest, unterrichtete sie in Fünfkirchen und an der Universität in Budapest. Sie leitete zehn Jahre lang ein Übersetzungsseminar am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität.

Sie war außerdem als Redakteurin der „Neuen Zeitung“ und „Hungarian Trade Journal“ tätig. Ihre Doktorarbeit verfasste sie zu Martin Heidegger, sie war somit Dr. phil., außerdem 2. Vorsitzende des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK).

Bei der Frankfurter Buchmesse 1999 wurde ihr Band „Stiefkind der Sprache“ (1999) vorgestellt. Sie war Mitglied des Ungarischen Schriftstellerverbandes, des Ungarischen Kulturfonds, des P.E.N. Clubs, der Künstlergilde Esslingen und der Burgschreiber in Deutschland und erhielt mehrere Preise und Auszeichnungen.

Der wohl beste Kenner der ungarndeutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg, János Szabó, nennt in seinem Überblick *Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur* (erschienen im Sammelband *Unerkannt und unbekannt, deutsche Literatur in Mittel- und Osteuropa*, Hrsg. Carola L. Gottzmann, Tübingen, Francke Verlag 1991) Valeria Koch schlicht und ergreifend den „Star der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur“. Damit werden Erwartungen geweckt, die das in drei schmalen Lyrikbänden vorliegende Werk Valeria Kochs als repräsentativ für die gesamte ungarndeutsche Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg zu erfüllen hat.

Dabei ist Valeria Kochs Weg alles andere als typisch für ihre Generation unter den ungarndeutschen Autoren. Sie kam als Tochter des Agronomen und Schriftstellers Leo Koch im ungarnschwäbischen Dorf Surgetin/Szederkény in der Branau – der Báránnya, dem Hauptsiedlungsgebiet der Ungarnschwaben um Fünfkirchen/Pécs – zur Welt. Ihr besonderes Glück war es, daß auch ihre Eltern (vor allem der schriftstellernde Vater, zu dem sie ein besonders enges Vertrauensverhältnis entwickelte) noch gut Deutsch sprachen und nicht bloß ihre Großeltern, wie dies in den meisten ungarndeutschen Familien der Fall war, weil infolge der Unterdrückung zunächst durch das faschistische Horthy-Regime und dann durch das stalinistische Rákosi-Regime die Elterngeneration kaum noch Deutsch sprechen konnte. In Fünfkirchen/Pécs besuchte Valeria Koch den deutschen Klassenzug des dortigen Klara Leöwey-Gymnasiums, was allerdings eine etwas schönfärberische Bezeichnung war, denn außer Deutsch wurde bloß noch Geschichte und Erdkunde in deutscher Sprache unterrichtet, so daß die eigentliche Unterrichtssprache, wie in allen anderen Schulen ebenfalls, Ungarisch war. Valeria Koch entwickelte Liebe zur ungarischen Literatur, so daß sie als Autorin gleichermaßen im Deutschen wie im Ungarischen ihr sprachliches Zuhause fand. Nach dem Gymnasium studierte sie zunächst in Szegedin/Szeged Deutsch und Ungarisch, dann in Budapest Philosophie und Journalismus. Sie wurde zu einer poeta docta, einer vielseitig gebildeten Autorin, deren literarische Vorbilder schon – János Pilinsky aus der ungarischen und Ingeborg Bachmann aus der deutschen (österreichischen) Literatur – ihre Sensibilität für die Moderne bezeugen. Außerdem war Valeria Koch eine gute Kennerin und auch Verehrerin Martin Heideggers, mit dem sie als Studentin in Szegedin/Szeged

brieflich Kontakt aufnahm. Bereits als 20jährige hatte sie Heideggers Schrift *Was ist Metaphysik* auf Ungarisch in die Hände bekommen. Der große Philosoph schickte ihr eine deutsche Ausgabe dieses Werkes mit einer persönlich gefaßten Widmung.

Zehn Jahre befaßte sich Valeria Koch intensiv mit Martin Heidegger, den sie auch ins Ungarische übertrug. Sie schrieb schließlich ihre Doktorarbeit über ihn – und zwar auf ungarisch (Deutsch wurde ihr nicht gestattet!). Sie wies sich damit als eine ungarische Spezialistin aus, die für Heideggers eigenwillige Sprache entsprechende ungarische Begriffssprachschöpfungen zuwege bringen mußte. Ihre über 100 Seiten starke Dissertation *Martin Heidegger und die Wege des Seinsverständnisses* (Martin Heidegger és a létmégertés útjai) war somit eine Pionierarbeit für die späteren Heideggerübersetzer.

Valeria Koch wurde zu einer Existenzphilosophin Heideggerscher Prägung, als Angehörige einer nationalen Minderheit, in der sich der Einzelne stärker einordnen muß, mehr Rücksicht auf "Gruppenmeinung", auf das Man, wie Heidegger es nennt, nehmen muß als gemeinhin. Aber vielleicht hat gerade die Auseinandersetzung mit diesen zusätzlichen gesellschaftlichen Zwängen Valeria Kochs Gespür für die Einmaligkeit des Individuums, für seinen Anspruch auf Selbstachtung und Selbstbestimmung, für seine persönliche Freiheit jedem Kollektiv gegenüber geschärft.

Ihr lyrisches Werk besteht – niemand hat sonst im Nachkriegsungarn drei Bände in deutscher Sprache veröffentlichen können – aus *Zuversicht – Bizalom* 1982, *Sub Rosa* 1989 und *Wandlungen*. In ihnen schildert sie mit einer für die ungarndeutsche Nachkriegsliteratur überraschend differenzierten Sensibilität ihren Werdegang.

"Um klar zu sehen" heißt bezeichnenderweise ein Text des Jahres 1992: "Ein fauler Apfel fiel vom Baum / soviel ist geschehen / Glücksritterwahn: das Rad der Welt / eigenhändig drehen." Das ist, vier Jahre nach dem demokratischen Umbruch in Osteuropa, eine illusionslose Bilanz. Die eigene Fäulnis, das Fehlen von Demokratie, Pluralismus und gesundem Menschenverstand bei der Betrachtung der Wirklichkeit – all das brachte im Ostblock die Wende als die Summe eines Zusammenbruchs, von Mängeln verursacht. Erstickt an der Unfreiheit, an Enge, so könnte man den Untergang der sozialistischen Utopie umschreiben.

Und von der Enge kommt die Angst, wie die Anhängerin der Existenzphilosophie Valeria Koch nur allzugut weiß. Um die Angst zu bannen, ist es der Dichterin in vielen Gedichten zu tun. Im Gedicht "Bloß der Fakten willen" nimmt sie die Ideologie des "real existierenden Sozialismus" im Kontrast zu den Fakten unter die Lupe und stellt nüchtern fest: "Der real / existierende / Sozialismus / war / weder real, / noch existent, / geschweige denn sozialistisch". Aber gerade die darin liegende Enttäuschung ist der Gewinn der gemeinsamen Erfahrung einer ganzen Generation, einer in den "real existierenden Sozialismus" hineingeborenen Generation. Feierte zu Beginn der 70er Jahre Valeria Kochs ungefähr gleichaltriger Lyrikkollege, der Rumäniendeutsche Richard Wagner, noch enthusiastisch die Tatsache, daß er einer Generation angehörte, die als erste nichts anderes kennengelernt habe als den Sozialismus (im Falle Rumäniens auch noch die schreckliche Ceausescu-Variante), konstatiert Valeria Koch illusionslos in dem Gedicht "Mein Jahrgang": "Wie die beiden deutschen Staaten / so alt und so gespalten / ... / was hält uns zusammen der

Wüstensand / vielleicht seit vierzig Jahren / und wer von uns kommt jemals / in das Gelobte Land.“

Die Vereinigungseuphorie ist verfliegen, was bleibt, ist das Benennen der Illusionen, denen man erlag. „Verbindung“: „Blut und Glut / des stöhnenden Ostens / verbindet immer noch / dieselbe Sonne / mit der blauen Kühle / des satten Abendlandes /“. Europa ist nun ein Ganzes geworden, in einer Vielfalt, die dem Osten den leidenden aber auch leidenschaftlicheren Part zuweist. So wie im Osten, in Jugoslawien – und nicht nur dort – das Ideal des Völkerfrühlings sich als im wahrsten Sinne des Wortes mörderischer Trug erweist, hat auch der Westen sein Kreuz zu tragen mit der Ausländerfeindlichkeit und dem Fremdenhaß. In „Nofretete in der Berliner Nacht“ erlebt Nofretete, die in Berlin nachts spazieren geht zur Geisterstunde, das Los ungeliebter Ausländer. In „Reduktion“, einem nüchternen Liebesgedicht, verzichtet Valeria Koch auf jegliche Symbolik und Sentimentalität, indem sie sich als Geburtstagsgeschenke nichts anderes wünscht als „Bloß ein Glas Wasser / einen Brief / ein gutes Wort am Telefon / und einen zähen Kaktus.“

Am Ende aber aller Ernüchterungen steht dann doch noch ein Gewinn. Ein Gewinn an Erfahrung, an Einsicht, an Desillusioniertheit, wenn auch mitunter um den Preis der Poesie. Dafür gelingt der Autorin aber ein Durchringen zur unvoreingenommenen Komplexität, zur echten Leidenschaft und zur „unprogrammierten“ Spontanität jenseits des Redens und Schweigens. In dem Gedicht „Interpersonale Mehrdeutigkeit“ erkennt sie: ...„Wo alle Sprachen versagen / jagen / rote Tulpen wieder Feuer ins Blut / schon verstumme ich zweisprachig / du kommst und hast Mut.“ Und „In Leidenschaft unwiderstehlich“ läßt sie alle Erklärungen der vordergründigen Logik hinter sich, wenn sie von dem Geliebten fordert: „Lieb mich im Tod / Lieb mich auch krank / lieb mich in Not / und ohne Dank.“ Ein therapeutisches Verhältnis, ein konventioneller Dank wird abgelehnt, die Rückkehr in den Alltag schließt die Abgründigkeit der „höheren“ Logik der nicht pragmatisch zu reglementierenden Gefühle zu guter Letzt dann noch ein.

Valeria Koch eine Alltagslyrikerin ...? Ja! Aber in ihren besten Texten als eine existentiell Abgründige– über ihren Tod hinaus!

Ingmar Brantsch

ANGELA KORB

Angela Korb wurde am 12. Februar 1982 in Fünfkirchen geboren und ist in einem assimilierten ungarndeutschen Dorf in der Branau – Hetvehely/Hetfeheli – aufgewachsen. Von 1988 bis 1996 besuchte sie die Grundschule in Hetfeheli, 1992–1999, währenddessen lernte sie auch an der Musikschule Szentlőrinc, (1998–1999), später an der Musikschule Szent-Mór-Katholisches-Schulzentrum in Fünfkirchen mit dem Hauptfach Klarinette. 1996–2000 Besuch des deutschen Nationalitätenklassenzugs am Klara-Leôwey-Gymnasium Fünfkirchen, zu dieser Zeit wurde sie in ihrer Identität gestärkt. Nach der Matura (2000) Studium an der Philosophischen Fakultät der Fünfkirchener Universität Deutsch als Minderheitenfach und Geschichte. Erste literarische Veröffentlichungen in „Signale“.



ALFRED MANZ

Alfred Manz wurde am 10.09.1960 in Almasch/Bácsalmás in einer aus der Südbatschka vertriebenen Bauernfamilie geboren. Er studierte Deutsch und Mathematik in Fünfkirchen und Szegedin. Zurzeit ist er Gymnasiallehrer am Ungarndeutschen Bildungszentrum in Baje/Baja.

Die Mundart ist nach wie vor die Verkehrssprache in seiner Familie. Seit dem Studium in Fünfkirchen ist Manz sporadisch literarisch tätig. Veröffentlichungen von ihm sind zu finden in: „Neue Zeitung“, „Signale“, „Deutscher Kalender“, „Das Zweiglein“.



JOSEF MICHAELIS

Josef Michaelis wurde am 1. Dezember 1955 in einer ungarndeutschen Bauernfamilie in Schomberg/Somberek (Südungarn) geboren. Er studierte deutsche Sprache und Literatur an der Hochschule für Lehrerbildung Baja, anschließend Geschichte an der Janus-Pannonius-Universität in Fünfkirchen/Pécs. Seit 1977 ist er als Grundschullehrer für Deutsch und Geschichte tätig bzw. stellvertretender Schuldirektor in Willand/Villány.

Michaelis steht in tiefer Verbundenheit mit der Sagen- und Märchenwelt und mit der Geschichte des Ungarndeutschtums.

Bestimmendes literarisches Erlebnis für ihn war die Lyrik von Sándor Petöfi. Zu seinen Vorbildern gehören Nikolaus Lenau, János Arany, Mihály Babits, Thomas Mann, Miklós Radnóti, Ernest Hemingway.

Literarisch tätig ist Michaelis seit 1976. Sein Band „Zauberhut“ mit Gedichten und Märchen für Kinder erschien 1991 beim Lehrbuchverlag Budapest und wurde seither in vierter Auflage herausgegeben (2005 zweisprachig). Mit seinem Band „Sturmvolle Zeiten“ wurde 1992 die Reihe VUdAK-Bücher gestartet. Beide Bücher konnte er 1999 bei der Buchmesse in Leipzig bzw. Frankfurt vorstellen. Sein Band „Treibsand“ erschien 2004.



JOSEF MIKONYA



Schriftsteller

* 1928, 23.03.

Tarian

† 2006, 03.09.

Tarian

Nach Kriegsende im Mai 1945 sollte der Leidensweg einiger europäischer Völker noch lange nicht zu Ende sein. Hart getroffen wurden nicht zuletzt auch die Angehörigen der deutschen Siedlungsgemeinschaften Ost- und Ostmitteleuropas, die vielfach noch jahrelang – wenn nicht sogar jahrzehntelang – unter den Folgen des Krieges zu leiden hatten. Die Ungarndeutschen sind ein beredtes Beispiel dafür, wie die Geschichte europäischer Minderheiten über den Rahmen der betroffenen Länder, Vater- und Mutterländer, einen gesamteuropäischen Zug annimmt.

Die Leser dieser *Ostdeutschen Gedenktage* (OGT) hatten in den vergangenen Ausgaben bereits Bekanntschaft mit dem „*Existenzialisten-Vater*“ der ungarndeutschen Literatur, Franz Zeltner (OGT 2001/2002), der „*Mutter*“ der ungarndeutschen Literatur, Erika Áts (OGT 2003/2044), und der berühmtesten, auch international preisgekrönten ungarndeutschen Dichterin Valeria Koch (OGT 1999) machen können. Hier ist nun auf das Lebenswerk von Josef Mikonya zu verweisen, von dessen Prosa und Lyrik eine repräsentative Anthologie *Krähen auf dem Essigbaum*, endlich vom Vudak Verlag Budapest zur Jahreswende 1994 herausgegeben, Zeugnis gibt. Mikonya wurde geboren am 23. März 1928 in Tarian, wo er auch am 9. Juni 2006 verstarb. Nach der Grundschule arbeitete er 22 Jahre lang als Bergmann und 13 Jahre lang als Hüttenarbeiter in Tatabanya. Er veröffentlichte in der *Neuen Zeitung* Budapest und in der landsmannschaftlichen Zeitschrift *Unsere Post* sowie in mehreren Anthologien. Der Prosaband *Krähen auf dem Essigbaum* ist sein Hauptwerk.

Zum ersten Mal wird hier in der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur, ermöglicht durch den Umbruch im Ostblock, auf das dramatische Schicksal der Ungarndeutschen vor, während und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg eingegangen und in einer dortzulande noch nicht da gewesenen Offenheit „*das Kind beim Namen genannt*“.

So in der Kurzerzählung *Der Scharfschütze*, in welcher der bäuerliche Hauptheld und ein deutscher Soldat, der sich ohne Wissen des Bauern in dessen Weinkeller „*blutverkrustet*“ versteckt hatte, von einem plündernden Russen kurzerhand, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, erschossen werden. Auch einer der Männer der Juli B., der Österreicher Viktor, wird von den Russen getötet, als er Juli B. in deren Dorf am Kriegsende besuchen will. In der *Komtess* wird die doktrinäre stalinistische Sozialpolitik anhand des Schicksals einer Gutsbesiztertochter geschildert, die, körperlich schwer arbeitend, nach wie vor als die *Komtess* angesehen wird und deren „*Umerziehung durch Arbeit*“ sich als sinnlose Lösung erweist.

Ebenso kommen die Ereignisse um den Volksaufstand vom Oktober 1956 in der vielleicht gelungensten Arbeit Mikonyas *Mensch in der Tiefe* ungeschminkt ans Tageslicht. Diese autobiographische Erzählung zeugt von Mikonyas Mutterwitz und urwüchsiger Erzählgabe, einem gewissermaßen „mündlichen“ Erzählstatus. In der Form ereignisreicher Dorfgeschichten von einst berichtet Mikonya hier von seinen Erlebnissen als in die Untertagearbeit verschlagenem Bauernjungen. Hier muss er von der Pike auf im damaligen Ungarn den wegen Normenschinderei, Planerfüllungsdenken und dem sich daraus ergebenden mangelnden Arbeitsschutz lebensgefährlichen Bergmannberuf erlernen.

Die sogenannte Stachanow-Bewegung, ein zwanghafter Planübererfüllungsdruck, nach dem sowjetischen „Best-Arbeiter“ Stachanow genannt – in der DDR analog als „eigenständige“ *Adolf Henneck-Bewegung* verkauft – führt letztlich auch zum Aufbegehren der Kumpel im Volksaufstand von 1956. Wie es dazu kam und wie es dann nach der Niederschlagung des Volksaufstandes weiterging, schildert Josef Mikonya mit einer solchen prallen Fülle von anschaulichen Einzelheiten und erhellenden Details, mitunter sogar mit einem berufsmäßig zünftigen schwarzen Humor, dass hier die Literatur wahrhaft realistisch zur Chronik eines dramatischen Zeitabschnittes im Schicksal eines Betrogenen wird. In der distanzierten, selbstironischen Reflexion des Autors über seine Abenteuer im dadurch mitunter gar nicht mehr so grauen Alltag wird eine über den Rahmen von Dorfgeschichten hinausgehende Auseinandersetzung mit seiner Welt deutlich.

So verarbeitet er in der herben Humoreske *Der Neun-Uhr-Zug war abgefahren* sein „Schicksal“ als Vorzeige-Minderheitenliterat, der im Kulturhaus eines Steppendorfes in einer schematischen Dichterlesung regelrecht verplant wird, ohne dass man auf sein eigentliches literarisches Anliegen eingeht, Sprache und kulturelle Tradition als identitätsstiftende Faktoren seiner Minderheitengruppe nicht bloß zu erhalten, sondern auch zeitgemäß fortzuführen.

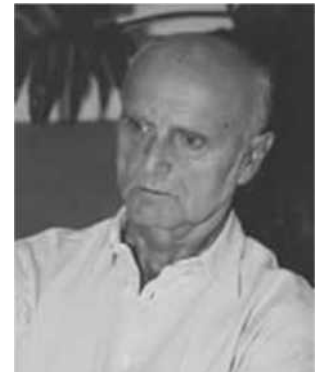
Hier wird ein übriges Mal deutlich, dass Josef Mikonyas erzählerische Stimmungsbilder aus dem schwäbischen Alltag keineswegs eine heile Welt vorgaukeln, selbst wenn sie von so liebenswerte Gestalten bevölkert werden wie der seines Großvaters in *Krähen auf dem Essigbaum*, der des „würdigen“ Bettlers Stüwe oder der des sich sogar zur Heldenhaftigkeit aufschwingenden Fuhrmanns der Armen, der einem vor der Deportation flüchtenden Juden weiterhilft. Selbst in der Kolchosa, in die viele Ungarnschwaben nach ihrer Enteignung eintreten mussten, werkeln sie geschäftig wie immer und sind somit ein lebender Beweis für die Sinnlosigkeit der Vertreibung der Hälfte von ihnen – etwa einer Viertelmillion, die das

Nachkriegsungarn auch unumwunden zugibt. Wie vielfältig nicht nur der Verlust, sondern auch die noch immer vorhandenen Möglichkeiten der in ihrer nun schon seit 300 Jahren angestammten Heimat Verbliebenen sein können, möchten diese Arbeiten Mikonyas ebenfalls andeuten. Seine im heutigen Ungarn lebenden Ungarnschwaben entwickeln trotz aller Schwierigkeiten, denen sie noch immer besonders im unzulänglichen deutschsprachigen Unterricht begegnen, über ihren Lokalpatriotismus hinaus eine sich über das ganze Ungarnland erstreckende Heimatliebe und ziehen somit gleich mit der Heimatliebe der Ungarn selbst – in der Hoffnung allerdings, dass diese ihrerseits auch mehr Verständnis für ihre ungarischschwäbischen Landsleute aufbringen, was – angesichts der vielen von Mikonya dargestellten sympathischen Einzelgänger und liebenswürdigen Traditionalisten unter ihnen – auch nicht allzu schwer fallen dürfte.

So könnte diese zeitgemäße „Dorfliteratur“, wenn auch erst ein kleiner Schritt, so doch ein richtiger und auch wichtiger Schritt auf dem Wege von einer solidarischen Dorfgemeinschaft zu einer ebenfalls solidarischen Dorf-Stadtgemeinschaft, ja vielleicht eines Tages sogar zu einer „Weltdorfgemeinschaft“ auf noch unbekannter Höhe sein.

STEFAN RAILE

Stefan Raile wurde unter dem Namen Stefan Schoblocher 1937 in Vaskút (Südungarn) geboren, 10 Jahre später jedoch von dort mit seinen Eltern vertrieben. Da sein Vater damals hoffte, bald wieder zurückkehren zu können, gingen sie nur bis Görlitz – und damit in die künftige DDR. Schoblocher erlernte zuerst den Beruf eines Modelltischlers, studierte dann aber Pädagogik und wurde schließlich Lehrer. Nach einem weiteren Studium in Leipzig am Institut für Literatur, ließ er sich in Jena nieder und war dort überwiegend als freier Schriftsteller unter dem Pseudonym Stefan Raile tätig.



Raile schreibt seit 1962 Kurzgeschichten, Novellen und Romane. Neben seiner Literatur für Jugendliche sind ebenfalls seine Romane „Dachträume“(1996) und „Die gehenkten Puppen“(2001) sehr lesenswert. Für dieses Buch bekommt er den „Kunstpries Literatur der Vertriebenen Thüringen 2002“. Für die Romane „Im Staub der Jahre“ und „Die Melone im Brunnen“ geht der Kunstpreis 2007 ebenfalls an ihn.

In seinen Romanen und Gedichten befasst er sich hauptsächlich mit dem Leben der Ungarndeutschen im letzten Kriegsjahr, ihrer Vertreibung und dem erzwungenen Leben, das sie später führen müssen. Erst ab 1990 hatte Raile über die Vertreibungen der Familie berichten können, da dies unter der Diktatur nicht möglich war. In seinem neuesten Roman „Letzter Abschied“ zieht er ein Resümee seines Lebens und das seiner Dorfgemeinschaft unter dem Aspekt der Umsiedlung“ als Folge des 2. Weltkrieges. Raile ist außerdem Autor sehr spannender Jugendromane aus der Zeit der Eroberung Mexikos, zeitgenössischer Jugendfragen und Jugendkrimis.

STEFAN VALENTIN

Stefan Valentin wurde 1973 in Budapest geboren. Er lebt in Schorokschar (heute der XXIII. Bezirk der Hauptstadt). Nach dem Besuch des Piaristengymnasiums studierte Valentin ein Jahr Theologie im Priesterseminar zu Erlau/Eger. Mit dem Schreiben begann er bereits nach der Matura.

Während der Lehrerausbildung der ELTE legte er die Fachabschlussprüfung in Deutsch als Fremdsprache ab. Er unterrichtete an mehreren Gymnasien und Grundschulen in Pestlôrinc und Pesterzsébet. Seine Glossen und kurzen Prosatexte erschienen in der „Neuen Zeitung“ und der „Signale“.

